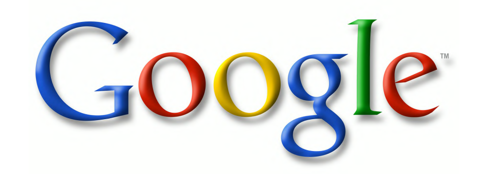
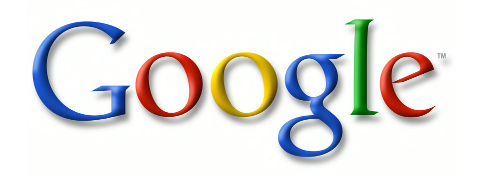






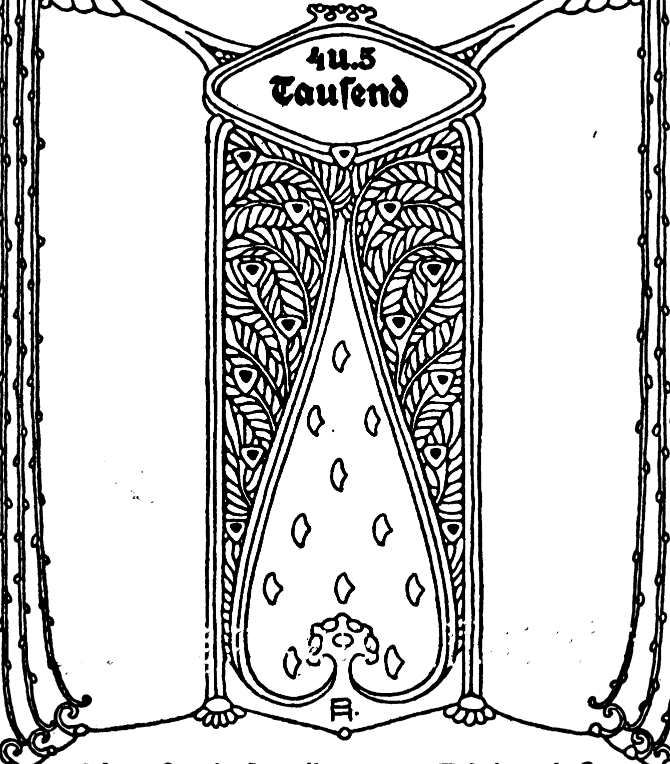

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Wilhelm Bölsche

Hinter der Weltstadt

Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur

4 u. 5 Tausend



Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena und Leipzig 1904

Meinem Freunde
Paul Kampffmeyer
gewidmet

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Ich wachte auf, ein Sturm ging kalt,
Da war ich wie die Welt so alt.

DIESER Vers aus Kirchbachs schönem Märchen von den „Letzten Menschen" hat sich mir heute im Kopfe festgesetzt. Wir uralten Menschen auf diesem uralten Planeten! Giebt es etwas rührenderes, als das faltige Greisenantlitz, mit dem die kleinen Kinder schon zur Welt kommen? Dann ein paar Jahre Glätte, Vergessen, Küsse und Dummheiten. Und plötzlich wacht man auf und hat den ganzen schwarzen Riesenschweif wieder hinter sich, der durch die Äonen schattet bis zum Nebelfleck. „Wie die Welt so alt."

In solcher Stimmung erscheinen einem kleine Epochen des eigenen Lebens selber von förmlich geologischer Dicke. Ich habe vor dieses Buch, das viel Persönliches enthält, ein Lokalwort gesetzt: Friedrichshagen. Für mich knüpft sich an den Namen so etwas von einer eigenen geologischen Epoche.

Es werden in diesem Sommer genau dreizehn Jahre, daß meinem Freunde Bruno Wille und mir die Großstadt in einer Weise zum Halse herauszuhängen anfing, daß wir es wirklich nicht mehr länger aushalten konnten. Wir beide wohnten damals, in geistiger Gewissensehe miteinander verheiratet, in der Jüdenstraße, — in einem Hause, das vorne einen Käseladen und im Hinterflügel einen Lederhandel hatte; ein dritter Ort erzeugte im Hofe Winters einen Gletscher; daran, daß er taute, merkte man, daß es in der Welt Frühling geworden. Das Glockenspiel in der Parochialkirche sang uns zwar die rührendsten Weisen, wenn wir nach Großstadtbrauch um fünf Uhr morgens aus dem Nachtkaffee heimkamen, aber auf die Dauer war der Zustand doch auch damit allein nicht haltbar. Wir verdienten zwar beide damals wenigstens annähernd so viel, um den substantiellen Hunger stillen zu können, aber es entwickelte sich plötzlich in

beiden ein ganz neuer und zwar schlechterdings unstillbarer Heißhunger, — nämlich nach einer nicht gekochten, sondern in natura blühenden Kartoffel, nach der dürrsten Heidekiefer, sintemalen solche immer noch hübscher ist als die Laternenpfähle der Friedrichstraße, und nach einem unverfälschten Riß Himmelsblau ohne Telegraphendrähte und Schlotruß.

Nun hauste damals tief in der östlichen Kiefernheide, eine Bahnstunde von Berlin, ein lieber Freund mit dem annoch gänzlich indifferenten Namen Gerhart Hauptmann. Hinter seiner Wohnung dehnte sich der Wald, ab und zu durchbrochen vom blanken weißen Spiegel eines flachen Schilfsees, zu dem der Ufersand gelb wie Dukatengold niederquoll und aus dessen Moorboden die Ruderstange das Sumpfgas wie Selterswasserperlen stieß. Wachholder und Heidelbeeren und dürres Farnkraut. Libellen und Schmetterlinge. Ein Spechtruf und zwei sich jagende Eichkätzchen. Das war nun keine berauschende Landschaft, die man sehen mußte, ehe man starb. Aber immer doch eine Landschaft.

Und als wir ein paarmal draußen gewesen waren, faßte uns jener Hunger so übergewaltig, daß wir eines Tages gar nicht mehr zurückkamen, sondern uns eine Station näher ansiedelten, die aber auch noch im Walde lag: in Friedrichshagen. Friedrichshagen, so lernen die kleinen Kinder hier in der Schule, ist gegründet vom alten Fritz; es heißt deshalb Friedrichshagen, hat eine Friedrichstraße und ein Denkmal vom alten Fritz. Zweck der Gründung war Seidenkultur, die aber nicht reüssierte, ich weiß nicht, wer daran schuld hatte, der alte Fritz oder die Seidenraupen. Jedenfalls stehen heute noch ein paar uralte ehrwürdige Maulbeerbäume an der Hauptstraße, die dem Orte beinah etwas fremdartig-exotisches verleihen könnten. Als ich hierher kam, gab es auch noch ein paar grüne Moosdächer mehr und eine Kuhherde, die alltäglich durch die Straßen zog. Darüber ist nun heute die allenthalben fortschreitende Weltkultur zur

Tagesordnung übergegangen. In Summa ist es aber auch jetzt noch ein guter Ort mit einem wirklich wundervollen blauen See, hinter dem sogar eine kleine Hügelwelle ragt, von der ganz mit Unrecht behauptet worden ist, daß sie von diluvialen Maulwürfen aufgeworfen worden sei, und die vielmehr eine alte Sanddüne zwischen zwei Spreearmen ist, von der man eine wirklich ernsthaft großartige Aussicht genießt.

Im Kieferndust der endlosen einsamen Wälder, die man von da oben bis zum Horizont fluten sieht wie einen blaugrünen Wollteppich, habe ich mir dann langsam in langen Jahren die schwarze Brühe der Großstadt geistig und körperlich wieder heruntergewaschen, Käfer sammelnd und auf entlegenen Waldpfaden zwischen rotem Schlagholz und dicken weißen Pilzen philosophische und ästhetische Gespräche führend mit dem einen oder anderen lieben Genossen. Und allmählich wurde aus dem allgemeinen unbestimmten Hunger eine friedliche Sättigung und dann, wie es braven Deutschen geziemt, zum Schluß eine Theorie.

Wie Zwiebelhäute fielen die unterschiedlichen nervösen Weisheiten und exaltierten Weltauffassungen der Großstadt von mir ab und an ihre Stelle trat mit der derberen Schicht Bauernholz, die sich allmählich dafür ansetzte, ein vollständig verändertes Denken und Fühlen. Von dieser Rekreation aus bin ich heute nicht nur der Weltstadt entfremdet, sondern ich meine auch, daß sie ein wahrer Kraken ist, der an unserem geistigen Leben saugt. Je höher die Etagen unter den Rauchhimmel steigen, desto flacher wird die Gemütsbildung und desto mehr keucht jede Geistesäußerung vom Treppensteigen. Der Sinn geht verloren für die feinen Werte in Natur und Kunst, also gerade für das, worin die Entwickelung ansteigt, die niemals in Springbrunnen aufplatscht, sondern immer nur in den feinsten Haarröhrchen der Weltphysik sich ihren Weg sucht. Carida, — der einzelne kann's nicht bessern und es bleibt ihm nichts übrig als zu flüchten, glücklich,

wem's dauernd gelingt. Ich persönlich habe die Weltstadt hinter mir und kann ihren Rauch jetzt ganz behaglich am roten Westhorizont sich gelegentlich wie gespenstische Krallen aufstrecken sehen ohne Odysseus-Sehnsucht und ohne Angst, daß diese schwarze Katze mich noch einmal frißt.

Inzwischen hat das liebe Friedrichshagen selber aber für die Aufatmungsversuche einiger verwandt gestimmten Seelen mit mehreren Düntzer-Noten der neuesten Litteraturgeschichten büßen müssen. Jener stille Hauptmann hatte von Erkner aus das ganze Theater Berlins auf den Kopf gestellt. An die „Freie Bühne“ auf den Brettern schloß sich die „Freie Bühne“ auf dem Papier, die Zeitschrift, — und der Zufall wollte, daß gerade ich hier draußen die Redaktionsregie für einige freud- und leidvolle Jahre in die Hand bekam. Es war ein seltsames Pflänzchen, diese „Freie Bühne“, recht ist sie nie aus der Zwitterei zwischen luftjappender Großstadt und gesundem künstlerischen Kiefernatem herausgekommen. Sie ging schlecht und hatte dabei doch einen beträchtlichen Leserkreis. Mindestens muß ich rückblickend sagen, daß ein wirklich famoser Kreis vernünftiger Menschen sich für die Mitarbeiterschaft interessierte. Von denen kam denn nun auch der Reihe nach dieser und jener persönlich heraus, ja einige schlugen kürzer oder länger selber ihr Quartier in Friedrichshagen auf. Es waren aber nur wenig echte Kiefernsucher dabei, die meisten schluckte der Rauchhorizont rasch wieder hinab. Immerhin gab es lustige Zeit, mit Tragik, wie jede, mit unglaublich viel Lächerlichkeit, aber doch auch mit gutem Hochgeist.

Die große soziale Wolke der Stadt warf ihren roten Schein ab und zu herüber zu der kleinen Klippe im Kiefernmeer, wo allerlei heiteres und groteskes Poetenvolk wie die Nixe aus der Tiefe kroch, um sich einen Augenblick harmlos zu sonnen und zu necken. Wohlmeinende Berliner Kritiker, die gegen die Kunstrichtung der ersten Hauptmann-Zeit ankämpften,

glaubten gelegentlich ihrem Zorn kein besseres Ziel geben zu können als das unschuldige Lokalwörtlein „Friedrichshagen“, — wie mir denn auch das nette Wort „Berliner Vorort-Realismus“ als eine besonders gute Erfindung in der Erinnerung geblieben ist. Woraus aber nachher wieder bei Unbeteiligten die putzige Legende entstanden ist von einer geschlossenen naturalistischen Dichterschule, die, mit Gerhart Hauptmann an der Spitze, eines Tages in corpore nach Friedrichshagen übergesiedelt sei. In Wahrheit eine engere freundschaftliche Gemeinschaft haben in jener lebhaftesten Zeit nur Bruno Wille, die Gebrüder Hart und ich (alle fest im Ort ansässig) gebildet. Auch was von allerlei extravagantem Bohemien-, Hungerleider- und Lumpentum nachmals berichtet worden, kann ich leider nicht so recht bestätigen. Krause Dinge mit ihrer individuellen Tragik durchgreifen überall das Leben. Zum Champagnertrinken langten die Naturalistenmittel damals auch nicht. Aber die Bohemienzeit aus dem Leben etwa der Harts, aus der ich selber in diesem Bande noch ein Stücklein erzähle, lag lange vor dieser Zeit und also auch vor Friedrichshagen. Wenn ich mich recht genau auf die ganze Epoche besinne, so ist mir, als schwebe darüber viel eher etwas von epikureischer Blume, die sich leise dem Kiefernhauche und Seeatem mischt . . . .

Doch wie das immerhin gewesen sei: eines Tages löste sich dieser bunte Reigen von selber wieder auf, es vereitelte seine Dauer, wie es im „Ardinghello“ so gut heißt, „nach seligem Zeitraum das unerbittliche Schicksal“. Oder, mit etwas weniger Pathos: jeder der alten Bande ging auf neue, eigene Entwickelungen ein, und wer uns liebes Menschenvolk kennt, der weiß, daß das wieder heißt: jeder verketzerte, verfluchte, biß und kratzte den anderen, zieh ihn des Zurückbleibens oder des voreiligen Ikarusflatterns — bis sich anderswo neue Bande der Interessen knüpften, die mit dem alten Dasein schließlich kein Stoffwechselpartikelchen mehr ge-

meinsam hatten. Zuletzt ist auch der engste Kreis diesem Zerbröckelungsprozesse logisch unterlegen, und heute sind bloß Wille und ich allein noch vom Stamm feste Friedrichshagener, die ersten wieder von einst und auch die letzten. Das deutet auf eine Kreisbahn, die sich erfüllt hat mit all ihren Seitenarabesken.

Wenn ich also heute dieses Büchlein Friedrichshagener Gedanken nenne, so geschieht es eigentlich doch nicht um all dieser bunten Zwischendinge willen, sondern aus dem oben bezeichneten eigensten Innenerlebnis, das sich mir an den Schritt von der Weltstadt zur Kiefernheide knüpft. Ich fühle heute so gut wie nichts in mir von allerhand zu witternden Kollektiveindrücken einer Schule, einer Genossenschaft, einer ästhetischen oder philosophischen Partei. Aber jenen alten Gegensatz empfinde ich stärker als je: des nervösen Denkens und Weltanschauens der Großstadt und der stillen Einkehr da draußen, am Schilfufer eines überglänzten Sees, wo die Seele langsam in ihre Stimmungen, ihre Entwickelungen steigt wie das Lebenswasser in die feinsten Haarröhrchen des Mooses. Was ich in diesem Bande biete, sind sämtlich Wegzeichen und Gedenkblätter der vollkommensten Einsamkeit aus den letzten Jahren, da all der laute Rausch der Friedrichshagener Hochtage längst zerstoben war. Das Meiste ist diesmal mit Fleiß einmal nicht naturwissenschaftlich, sondern litterarisch gestimmt, und ich denke mir, daß das Wort „Ästhetische Kultur" einen Nerv trifft, der überall durchzittert.

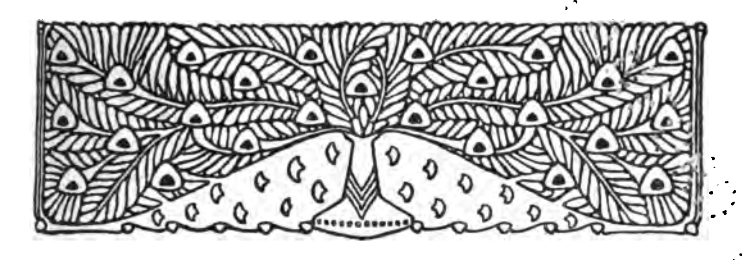
Gerade das ist es, was die Großstadt mit all ihrer Kunst tot tritt wie einen armen Käfer. Und ohne das doch all unsere Weisheit bis zu den fernsten Sternen der Naturwissenschaft banale Nichtigkeit wird, — ohne das unser Leben verödet bis zum Selbstmord.

Wenn ich manchmal gen Westen abends in das fahle Rauchrot sehe, so ist mir, als wanke dieses ungeheuere Tier schon, bereit, sich als Sphinx vor der Oedipusantwort in den Abgrund zu stürzen. Warum lebe, dampfe, qualme, dröhne,

schwitze, arbeite ich bis zur Todesmattigkeit überhaupt? lautet die Frage. Um einen Sinn! die Antwort. Ich habe keinen Sinn, sagt das Ungetüm und fällt in den Abgrund. Kunst ist ein solcher Sinn, — ästhetische Kultur. Aber diese Kunst muß Weltkunst werden, — Weltkunstanschauung. Das wird den Philosophen einen mit dem Ethiker und dem Naturforscher, — und alle drei mit dem Künstler. Aber im Nachtkaffee der Großstadt wird das nicht erredet werden.

Das Jahrhundert, in das wir uns jetzt einschiffen, wird sehr wahrscheinlich ungeheuere Krisen, furchtbare Stürme brauchen, um sich wirklich im ganzen zu solchen Dingen zu erheben. Vielleicht bricht die Pest los und lehrt uns, daß die Naturforschung noch nicht allmächtig ist. Vielleicht schlägt die entsetzliche Revolte der Hungernden uns die ganze Kunst in Stücke, weil der Marmorleib der Venus von Milo kein Brot ist — und es kommt dann aus dem noch Tieferen der Menschheitsseele der inbrünstige Ansturm dieser vergewaltigten Kunst als neue Brotfrage höherer Art endlich erst recht in ganzer Wucht hervor. Wie das auch werde, — der einzelne soll sagen, was er denkt, jetzt schon. Die apokalyptischen Reiter werden für ihr Teil reiten, mit ihrer Wucht des Naturgesetzes, wenn die Stunde sich erfüllt. Vielleicht wird die Weltstadt wirklich dabei wieder endgültig verschwinden, vom Schicksal zertreten wie ein kolossaler Bovist. Wenn es so recht rabenflügelig schwarz im Westen über meinen Wäldern qualmt, meine ich oft seinen faulen Schwaden schon abdampfen zu sehen. Vielleicht muß aber vorher auch der letzte ästhetisch fühlende Großstadtmensch noch waldeinwärts gezogen sein, — wie der Dulder Odysseus, den Poseidons Fluch erst ließ, als er ins Binnenland wandernd einen Ort fand, wo man das Ruder auf seiner Schulter für eine Worfschaufel hielt.

Friedrichshagen, am 1. März 1901 Wilhelm Bölsche



Dem neunzehnten Jahrhundert

Es sprach der Friedestifter, den du weißt,
In einer solchen wilden Nacht wie heut:
„Hörst, Nikodeme, du den Schöpfergeist,
Der mächtig weht und seine Welt erneut?"
Conrad Ferdinand Meyer

Ein paar schwarze, struppige Wachholderbüsche, mit langen Schneebärten wie uralte schlaue schweigende Zwerge. Wilde verwunschene Kiefern, die Wurzeln hoch aus dem losen Sandsturz des Ufers herausgekringelt als rote Polypenarme, zwischen denen der weiße See schimmert. Eine Halbmeilenfläche glattes Eis, leer, einsam.

Die kleine blendend weiße Hügelwelle drüben legt sich scharf vor den grauen Rauch langsam steigender Schneewolken. Rechts gegen Westen schwimmt noch ein loses, blutrotes Federchen der Abendsonne darin, ohne Umriß, auf dem Punkt, unter einer dichteren Wolkenwelle zu verschwinden.

In den krystallgrünen Eisklauen, die die große Frostdecke dicht vor mir hart und trocken ans gelbe Sandufer vorschiebt, ein geheimnisvolles Knistern. Ein Klingen und Singen in die Tiefe hinab. Wie ein winziger Schneeball fegt weit da draußen ein lose bewegtes weißes Flöckchen über das reglose große Weiß: ein Segelschlitten, den der Wind sausen läßt. Sein Kollern dröhnt nicht bis hier zu mir herüber. Nur das erschütterte Eis singt noch leise mit.

Jahrhundertwende!

Ich bin seit zehn Jahren jetzt hier am Ort, das letzte Jahrzehnt des scheidenden Jahrhunderts. Manches hat sich in der Zeit gewandelt am See. Die roten Berliner Wasserwerke dort mit ihren häßlichen Schornsteinen haben ein Stück Wald fortgefressen und sich an seine Stelle gepflanzt. Auch im Leben des Sees selbst ist mehreres rätselhaft verändert. Dieses Ufer hier fängt an zu versanden, jedes Jahr wächst der Schilfkranz ein Stück weiter. Die scheuen Haubentaucher, die streng auf ein Versteck halten, siedeln sich schon darin an.

Noch ein, zwei Jahrzehnte weiter zurück und da drüben auf der alten Sanddüne der Müggelberge ragten am Kamm statt der langen trockenen Kiefern ehrwürdige grüne Eichen, von unzähligen Spechten bewohnt und durchlöchert. Der alte Fontane in seinen märkischen Wanderungen hat sie noch so beschrieben. Heute stecken nur noch ein paar riesige morsche Wurzelstubben im Sand, den Käfersammlern vertraut. Ich besuche die Stätte nie ohne ein Gefühl, daß das sehr lange her ist. Und doch ist es noch nicht ein Drittel des Jahrhunderts, dessen rotes Lichtfleckchen dort im Schneegrau ertrinkt.

Aber dicht vor mir jetzt hat sich der harte grüne Eisrand über dem Ufersand etwas emporgestaut, etwas gewölbt wie ein kleines Gletscherthor. In der trockenen Nische liegen bunte Steine, die der See, als er noch Wellen hierher schlug, ausgespieen. Ein rotes Granitstück aus Schweden. Ein muschelig ausgebrochener Brocken Feuerstein, vielleicht aus der Kreide von Moen oder Rügen. Die Eiszeit hat sie hier in den märkischen Sand gebracht. Eisgletscher haben sie über die heutige Ostsee hinweg von ihrer Heimat bis in den Müggelsee verfrachtet.

Wann das war!

Die Erde steht schief auf ihrer Sonnenbahn. Sommer und Winter weist ihre Achse nördlich auf den Polarstern. Aber dieser Himmelszeiger unterliegt in gewissen Zeiträumen

Veränderungen. Großen Zeiträumen.* Die Achse schiebt sich anders, deutet allmählich auf einen anderen Himmelspunkt. Nach Jahrtausenden, vielen Jahrtausenden wird nicht der kleine Stern des Bären mehr Polarstern sein, sondern die herrliche Wega. Ein großer Cyklus läuft hier ab. Mehr als zwanzigtausend Jahre umfaßt er im Ganzen, dann deutet die Polarachse der Kugel wieder auf denselben Punkt. An dieser schiefen Achsenstellung überhaupt hängen aber Sommer und Winter. Jene Wandlungen betreffen sie durch bestimmte Beziehungen mit. Die Eiszeit war eine Epoche stärkerer Winter. Fünf Grad Kälte mehr genügten, um die Gletscher Schwedens in die Mark zu treiben. Aber jene Achsenänderungen allein reichen nicht aus, diese fünf Grade zu erklären. Es ist noch eine periodische Wandlung der Erdbahn um die Sonne, eine zeitweise riesige Streckung der Ellipse, die diese Bahn bildet, nötig. Die Erdhälfte, die bei solchem Maximum der Streckung mit ihrem Winter gerade in die Sonnenferne kam, geriet in eine Eiszeit. Vielleicht wenigstens war so der Grund unserer Eiszeit. Der Cyklus, der aber hier in Betracht kommt, rechnet schon mit mehreren Hunderttausenden von Jahren. Auf einem Gipfel dieser Periode sind dann die einigen zwanzigtausend jener anderen nur ein Intermezzo darin, das halb der Nordkugel, halb der Südkugel eine Eiszeit verheißt.

Das sind Ziffern, wie sie das neunzehnte Jahrhundert uns geboten hat.

Von den Tagen an, da in den Euphratniederungen das ersonnen wurde, was uns nach langer Wanderschaft als sogenannte Mosaische Schöpfungslegende übriggeblieben ist, bis auf den Sylvesterpunsch, bei dem Goethe und Schiller ihr neues Jahrhundert einleiteten, wußte man nichts von einer solchen Eiszeit, nichts von solchen Ziffern. Jetzt gehen wir aus dem neunzehnten Jahrhundert heraus mit der Empfindung, das diese Ziffern relativ ganz kleine sind.

Die Eiszeit steht am Ende der großen Epochen der Erdgeschichte, die wir unterscheiden. Diese Erdepochen zählen nach Millionen von Jahren.

Die Gletscher der Eiszeit haben wenige Meilen von hier auf dem Muschelkalkfelsen von Rüdersdorf noch sichtbare Schliffe und Schrammen hinterlassen. Dieser Kalkfels selber war also damals schon da. Er verdankt seine Herkunft uraltem kalkhaltigem Meeresschlamm. Daß dieser Schlamm sich ablagern konnte, dazu bedurfte es ungeheurer Zeiten. Dann mußte die Erdrinde sich falten, hier sich heben oder in Klötzen stehen bleiben und dort einsinken, damit der erhärtete Meeresschlamm hoch ins Landgebiet hinaufkam.

Das Seeufer hier vor dem Kiefernwald versandet. In Jahrzehnten wird das eben sichtbar. Wie viel Zeit sollen wir in Gedanken dafür ansetzen, daß solche Sandanhäufungen Sandsteinlager wie die Bergwürfel der Sächsischen Schweiz hervorbringen konnten? Sagen wir, die Erdgeschichte nur bis zum Anfang des organischen Lebens hinab soll hundert Millionen Jahre umfassen. Dagegen verschwindet der ganze Zeitraum seit der Eiszeit zu einer Bagatelle. Setzen wir mit Heinrich Schmidt in Jena jene hundert Millionen einem Tage von 24 Stunden gleich, so kämen auf diese Zeitspanne nur zwei Minuten. Und die sechstausend Jahre der engeren Kulturgeschichte, die früher gern als „Alter der Welt" galten, umfaßten nur mehr die letzten fünf Sekunden dieses Erdentages. Erst jenseits dieses Hundertmillionen-Tages aber beginnen die Millionen der Ur-Erde, die unabsehbaren Zeiten der Bildung des Planetensystems, der Ausgestaltung unserer ganzen Milchstraßeninsel . . . . .

Erscheint es nicht wie eine Thorheit, heute noch den Wechsel eines Jahrhunderts wie eine seltsame Sache zu feiern? Und doch sind wir alle dazu aufgelegter als je. Nie hat die Menschheit noch am Ende eines Jahrhunderts gestanden so ganz durchdrungen von dem Gefühl: was war

das für ein Ding, dieses eine einzige Jahrhundert, was für ein Wert ohne Gleichen, was für ein unerschöpflicher Reichtum; wie endlos lang war es im Sinne eines Weges, der uns auf Schritt und Tritt, in jeder Sekunde, ganze Welten enthüllt. Ein Weltalter, kein Jahrhundert!

Als das vorige Jahrhundert noch in letzter Stunde mit so furchtbaren Katastrophen losdonnerte, da war es wohl manchem so, als lebe er in wenigen Tagen eine ganz neue Epoche durch, während vorher über Säkula hinweg alles ohne grelle Einschnitte in einem stillen Spiegel ausgebreitet schien. Im neunzehnten Jahrhundert haben sich die Generationen daran gewöhnt, daß diese Tage des galoppierenden Tempos die Regel seien. Jede Stunde rollten Dinge in den Staub, die unsere Ahnen für den Felsen gehalten, auf dem sie ihr Leben aufbauten. Und morgen brach unter dem Trümmerfeld des Felsens von gestern schon wieder eine noch tiefere Schicht ein. Die Erde bebte und wir fanden es allmählich so selbstverständlich wie die Südamerikaner gewisser Gegenden das permanente wirkliche Erdbeben.

Immer aber, und das ist sehr charakteristisch, wenn wir an diesen Eilschritt und diesen Reichtum, der damit eingeholt wird, denken, schiebt sich im Stillen ein Bild für alle unter, eine Linie, eine Diagonale dieses Jahrhunderts.

Wir denken an den unaufhaltsamen Sturm seiner technischen Entdeckungen zuerst.

Andere Jahrhunderte haben wilderen Kriegssturm gehabt als dieses, furchtbarere religiöse Kämpfe, ein beängstigenderes Aufeinanderprallen von Völkerkolossen, deren Basis sich verschob. Das Geräusch des neunzehnten Jahrhunderts, das wir zuerst hören, wenn wir uns seelisch darauf konzentrieren, ist kein Schlachtendonner und kein Feldgeschrei irgend welcher weltlichen oder geistlichen Art: es ist das Donnern eines Eisenbahnzuges, der das Granitmassiv eines Schneegebirges im Tunnel durchquert, das Pfeifen von Dampfmaschinen,

das Singen des Windes in Telegraphendrähten und der sonderbare heulende Laut, mit dem der elektrische Straßenbahnwagen an seiner Leitung hängend daherkommt.

Immer, wenn wir etwa das achtzehnte Jahrhundert mit diesem vergleichen, etwa die Jugendzeit und erste Blütezeit Goethe's mit dem Ausgang, an dem wir stehen: der Unterschied, der Fortschritt der Ideen, der inneren Menschheitserlebnisse, tritt zurück gegen äußerliche technische Thatsachen: daß Goethe und seine Leute noch mit einer Laterne sich nach Hause leuchten lassen mußten, daß zwischen Weimar und Frankfurt die Post statt des D-Zuges ging, daß es keine Photographie des alten Herrn Rat in Frankfurt gab und daß die Nachrichten von den Siegen Friedrichs oder dem Sturm auf die Bastille nicht auf dem Telegraphen bis in jedes Dorf sausten.

Für einen Siegeslauf der Technik, wie wir ihn erlebt haben, ist in der That ein Jahrhundert eine schier endlose Spanne Zeit, es ist wirklich ein Weltalter, in dem die Welt sich umschafft, sich neu erschafft. Alles Vergangene und wären es hundert und hundert Millionen, erscheint dagegen wie die naiven sieben Tage, da der Schöpfer in den Rohstoff greift und die Bühne hinstellt. Gespielt, meint man, ist auf der Bühne in Wahrheit erst in diesen letzten hundert Jahren worden. Und da wog jede Sekunde jene sieben Tage an Inhalt auf.

Es steckt hier ein uralter Zauber, der aller menschlichen Technik innewohnt, solange sie existiert.

Das Wesen der menschlichen Technik vom Tage an, da sie auf der Erde zu schaffen begann, beruhte in Verkürzung der Arbeitszeit für gewisse Leistungen. Jedes Werkzeug, jede Maschine, jede rationelle Beherrschung irgend einer Naturkraft, eines Naturgesetzes bedeutete einen Fortschritt im Sinne dieser Zeitersparnis zur trotzdem erreichten Arbeit.

So muß ein Jahrhundert, in dem gerade die Technik

unerhört sich erweiterte, geradezu endlos erscheinen, weil es unausgesetzt Zeit gewinnt, immer mehr in immer kürzerer Zeitspanne erledigt, — weil es gleichsam sich selber fort und fort in immer winzigere Stationen auflöst, deren jede doch die Arbeitswucht zeigt, die unvergleichlich viel größeren Zeitteilen nur als Summe zukam.

Wie gesagt, die Anfänge dieses Prozesses sind uralt. Sie stammen aus der Zeit, da der primitive prähistorische Mensch überhaupt zuerst Werkzeuge erfand. Es war ein Zeitverkürzer in erster Linie, dieses erste Werkzeug.

Jahrmillionen hatte die Natur mit ihren Anpassungs- und Auslesegesetzen gebraucht, um gewisse Schutzdinge im Lebenskampfe ihren Wesen auf den Leib zu flicken: dem Löwen seine Krallen, dem Gürteltier seinen steinharten Panzer, dem Adler sein Auge und dem Zitteraal sein elektrisches Verteidigungsorgan. Da gerät der Mensch mit Hilfe von Hirn und Hand (zwei Dingen, die er als solche schon vom Affen geerbt hatte) auf die äußere Projektion solcher Schutzmittel ins Werkzeug. Er schlägt sich ein Feuersteinbeil zurecht und überbietet auch ohne angewachsene Krallen damit den Löwen. Er fertigt sich einen künstlichen Schild und ersetzt sich so den Panzer des Gürteltieres. Beides wohl verstanden mit dem unendlichen Vorteil, daß er die Sachen nicht mehr immer am Leibe mit sich herumzuschleppen braucht, wie Löwe und Gürteltiere. Er hängt den Schild an die Wand, legt die Axt beiseite und hat die Hände frei für anderes. Erst wenn er die anderen Dinge braucht, wird er sie wieder holen. In sozialer Genossenschaft mögen auch zweite, dritte, der ganze Stamm sich ihrer solange bedienen. So wird Arbeit frei und so kommt zugleich eine ganz neue Ausbildung der Zeit zustande.

Aber auch das Tempo dieser Werkzeug-Erfindungen selbst, aus dem blinden Naturzüchten der Anpassung heraus verlegt ins menschliche Denken, geht unvergleichlich viel rascher

vom Fleck als alle jene Bildungen von Löwenkrallen und Gürteltierpanzern.

Rechnen wir seit der Eiszeit, die der Mensch schon erlebte, bis heute wirklich noch anderthalbhunderttausend Jahre: was ist das gegen jene voraufgehenden Hunderte von Jahrmillionen — und doch welche Leistung darin! Die große Naturanpassuug „Mensch" macht thatsächlich in ihrer Werkzeugtechnik das ganze noch einmal und besser, was die organische Natur in diesen Millionen geleistet. Das kletternde Baumtier, das als einzige äußerliche brauchbare Anpassung seines Leibes die Hand mitbrachte, segelt über die Ozeane trotz dem Walfisch, durchdringt die Lüfte mit dem Ballon trotz Vogel und Fledermaus, gräbt Bergwerke und Tunnels, die kein Maulwurf sich träumte, erhellt seine Stadt mit elektrischem Licht unendlich viel besser als alle Leuchtkäfer und leuchtenden Tiefseefische. Und mit dem Organ, das der Zitteraal von Venezuela in seinen Tümpeln zu schwachen Schlägen verwertet, treibt er als Werkzeug in Gestalt des elektrischen Telegraphenkabels seine Ideen, die Ideen Platons, Galileis, Newtons und Darwins durch die schwarzen, kalten vom ungeheuren Wasserdruck gepreßten Abgrundtiefen der Ozeane von Kontinent zu Kontinent.

Es ist eine unendliche Multiplikation aller Dinge in diesen hunderttausend Jahren. Sie erscheinen als die wahren Millionen, gegen die all das ganze Urweltliche eine Nachtwache wird, — nicht weil sie faktisch länger sind, sondern weil die Minuten darin ganz anders ausgefüllt sind, weil die Zeit auf der Goldwage liegt.

Und jetzt: die Krone dieses Werkzeugtempos ist thatsächlich unser neunzehntes Jahrhundert. Noch einmal ist es gegen alles Voraufgehende dieser hunderttausend und noch etwas mehr Jahre, als werde die Zeit unter ein ungeheures Mikroskop gestellt, als werde jeder Sekundenbruchteil jetzt auf einmal bengalisch hell gemacht. Es ist eben die immer

mehr gesteigerte Arbeitsleistung im kleinsten Zeitraum, die nicht mehr mit Sekunden ihre Erfolge messen kann, die ihre Zeitskala tiefer treiben muß. Wie ungeheuerlich lang aber auch nur eine Minute, wenn jedes Zehntel einer Sekunde eine That, eine Welle, ein Donnerschlag ist. Und aus solchen Minuten setzte sich das neunzehnte Jahrhundert zusammen. . . .

Nun die Arbeitsleistung im Sinne eines technischen Immerhöhersteigens selbst. Es ist keine verhimmelnde Festphrase dieser Wendestunde, sondern es scheint mir unerschütterlichste Wahrheit, daß man in der Geschichte der menschlichen Technik nur zwei Perioden als gleichwertig einander gegenüberstellen kann. Die eine umfaßt das neunzehnte Jahrhundert. Und die andere umfaßt alles, was vorausging.

Ja ganz streng lassen sich sogar in ihrer vollen Größe nur zwei noch engere Stufen miteinander vergleichen: einmal das neunzehnte Jahrhundert und dann jene ganz älteste, wunderbarste, fast mythische Epoche, da alle Technik, da die ganze Werkzeugfrage, die ganze neue menschliche Anpassung an die Natur zuerst überhaupt einsetzte. Alles dazwischen ist wie belanglos, wie Nachklang nur jener ersten Epoche; erst mit dem neunzehnten Jahrhundert kommt der zweite Posaunenstoß.

Am Rande der Eiszeitgletscher schlägt ein prähistorischer Wilder ein Feuersteinstück auseinander und sieht Funken sprühen. Oder er schabt Holzmehl und sieht, daß es von selbst zu glimmen beginnt. Die künstliche Feuererzeugung ist entdeckt. Die rote Flamme loht durch Jahrtausende und Jahrtausende der menschlichen Kultur. Was konnte jene Fundamental-Entdeckung überbieten, gegen die alle Verwertung der Flamme zu Pygmäenarbeit wurde? Nur eins kann sich neben sie stellen als der zweite Schritt: die Einsicht, wie sich der Stoß auf den Stein oder die Reibung des Holzmehls naturgesetzlich verhielt zu der Wärme, die entstand. Neben jenen uralten unbekannten Prometheus

tritt Robert Mayer mit dem Gesetz von der Verwandlung der Bewegung in Wärme, der Umwandlung und Erhaltung der Energie . . . neunzehntes Jahrhundert. Hier erst war die Anpassung einen entscheidenden zweiten Schritt weiter: über den Besitz einiger praktisch auswendig gelernter Thatsachen hinaus in den Besitz des Gesetzes der erzeugenden Naturkraft selbst.

Und so von Fall zu Fall.

Was ist die Geschichte der Schiffahrt, die uns die Erde geöffnet hat: ein Buch aus zwei Kapiteln; vom gehöhlten Einbaum des Wilden, von der Thatsache des schwimmenden Holzes und von dem Auffangen des Windes durch ein Stück Segeltuch handelt das erste, zwei zweifellos prähistorischen Thatsachen; das zweite von der Dampfkraft, vom Dampfschiff des neunzehnten Jahrhunderts.

So springt das grandioseste soziale Werkzeug der Menschheit, die Sprache, die mit Schallwellen den Raum von Gehirn zu Gehirn überbrückt, von ihrer ersten Bethätigung sofort über zum Telephon als der nächsten pinzipiell höheren Stufe, dieser Stufe, die uns über Meilenfernen, über Berg und Seegrund unsere Stimme senden läßt. Der Anfang der Sprache ist prähistorisch; das Telephon neunzehntes Jahrhundert.

Wer den Blick starr auf diese Dinge hält, dem muß das Herz schwellen in dieser Sylvesterstunde, daß er Bürger noch dieses Jahrhunderts gewesen ist.

Er hat in Wahrheit nicht Jahrzehnte, er hat Jahrhunderttausende gelebt.

Ihm ist an der Technik zu Teil geworden, was die Botaniker des vorigen Jahrhunderts von der Agave americana erhofften, die erst im hundertsten Jahr ein einziges Mal blühen sollte. Er ist der Glückliche, der eine Jahrhunderttausendblüte der wunderbaren Menschheitspflanze erlebt hat.

Doch nun auf der anderen Seite.

Es giebt eine Betrachtungsweise, die ebenso nötig ist.

Hundert Jahre sind, als Ziffer besehen, nichts gegen den Strom der Weltzeiten, der in ungezählten Millionen rauscht. Ein Korallenriff, das sich in diesem Strome spiegelt, sieht verächtlich auf ein Jahrhundert herab. Eine Sandbarre, die ein Sandsteingebirge baut, achtet es eine Schicht Sandkörner in einer turmhohen Felsenwand. Umgekehrt, vor der technischen Leistung der Menschheit, die in Quadraten wächst, verschwinden jene alten Millionen wie verfliegender Staub neben einer registrierenden Sanduhr; und die Sanduhr weist, daß dieses Jahrhundert die Arbeit von Jahrhunderttausenden überboten hat.

Dennoch lebt in der Menschheit selber etwas, was noch viel tiefer ist als beide Rechnungen. Und vor ihm wird ein solches Säkulum abermals neu, abermals anders wägbar.

Mancher im neunzehnten Jahrhundert hat es sehr wohl empfunden, welches Tempo die Dinge angenommen hatten. Aber wenn nun der Eilzug brauste und der Telegraphendraht sang, so fühlte er nicht bloß die Größe, die erreicht war, sondern er fühlte auch die verzweifelte Hast, die als Stimmung miterkauft war um diese Größe.

Der Mensch, so empfand er, hatte sich einst das Werkzeug geschaffen, um sich in seiner Eigenart zu behaupten in einer Natur, in der die Mammute trabten und der Höhlenlöwe brüllte. In diesem nervösen Jahrhundert hat es aber nur zu oft den Anschein, als gehe jetzt das Werkzeug mit dem Menschen durch.

In der Sorge von Jahrtausenden hatte er die Fabrik gebaut. Jetzt schien er auf dem Schwungriemen erbarmungslos zu fliegen, gegen die Wände geschleudert wie der Doktor Faustus im Volksmärchen, dem das Gehirn verspritzt.

Zola hat das dämonische Bild erfunden von der Bête humaine: dieser Lokomotive, die der Mensch sich gebaut und die dann wieder zur Bestie werdend ihn selber tyrannisiert,

— die den Heizer abwirft und, beladen mit Menschenfracht, wie ein toll gewordenes Ungetüm selbständig in die Nacht hinaussaust. Ein Bild wie aus dem Herzen jenes Sensitiven, der sich fragte: Ja wohl, ein Jahrhundert des Triumphs — aber die Räder dieses Triumphs gehen über unsere Leichen. Ein herrliches Tempo, diese Technik, die im Quadrat arbeitet; aber halten wir es aus ....?

Diese Betrachtungsweise kann zu schwachen, zu verzagten Bildern führen. Der alte Tolstoi hat es uns gepredigt, daß alle Technik, daß alle aus Technik gewonnene Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts nur die „ganze Welt" sei, von der es mir nichts hülfe, wenn ich sie gewänne und nähme doch Schaden an meiner Seele. Und doch ist Tolstoi kein wirklicher Johannes unserer Tage geworden. Warum? Weil die jammernde Mahnstimme hier etwas als Sünde uns zuruft, was in Wahrheit bloß einer Ergänzung bedürftig ist.

Einer Ergänzung, die ihm nichts von seinem Werte nimmt und vor der es keineswegs in Sack und Asche Buße zu thun braucht. Im Grunde wird es nur stärker durch sie, es kommt eben dem Ganzen thatsächlich näher.

Es giebt einen großen, tiefen, heiligen Regulator jeglichen nervengefährlich raschen Tempos in der Menschheit.

In ihr selbst lebt etwas, das wächst thatsächlich so langsam wie ein Korallenriff oder ein Sandsteinfels und es läßt sich seinen Gang schlechterdings durch gar nichts beeinflussen.

Das sind die eigentlichen tiefen Ideen der Menschheit.

Wenn man hierher schaut, so ist das neunzehnte Jahrhundert mit all seinem Glanz auf einmal so winzig wie alle seine Vorgänger. Die großen Ideen haben auch in ihm nichts abgelegt von ihrem alten Korallentempo.

Sie sind gewachsen, aber nach ihrer Art.

Keinen Zoll eiliger als sonst.

Da der Glanz von außen so überaus üppig kam, sogar scheinbar langsamer; wie Gras, das man grell beleuchtet, gar nicht mehr zu wachsen scheint; läßt man einen Tag lang die Klappe zu und sieht dann nach, so ist das Wachstum auf einmal evident und jedem Maßstock zugänglich.

Zugegeben dabei: das neunzehnte Jahrhundert verführt außerordentlich leicht zu der Anschauung, daß seine innerlichen großen Menschheitsideen ebenso rapid gewachsen seien, wie seine technischen Fähigkeiten. Das Verführerische liegt darin, daß diese Technik äußerlich Ideenblöcke ins Rollen gebracht hat, die seit Jahrhunderten, ja zum Teil seit Jahrtausenden auf dem Sprung lagen.

Durch die Technik, durch die Maschine sind soziale Ideen in Fluß gekommen. Wer das oberflächlich ansieht, der muß wohl denken, auch in diesen Sozialideen sei mit diesem Jahrhundert auf einmal das Quadrat-Tempo eingeschlagen — und es schwindelt ihm.

Aber diese Ideen, seien wir ehrlich, hat der Königssohn Gautama-Buddha — was immer er nun gewesen sei: eine geschichtliche Gestalt oder eine Menschheits-Dichtung — um Fünfhundert vor Christo schon angeschlagen, als er ausfuhr und einen Bettler und Darbenden und Kranken am Wege liegen sah — und die Königskrone zerbrach — und sich unter den heiligen Banyanbaum setzte und nachdachte, ob das nicht zu ändern sei. . . . .

Diese Ideen sind gepredigt worden auf dem grünen Hügel am See Genezareth, besiegelt durch den Tod des Mannes, den die weltliche Obrigkeit als Aufrührer ans Kreuz schlagen ließ. . . . . Eine Menschheitsidee von Jahrtausenden kommt hier ins Rollen.

Mag die Bête humaine, die Maschine, sie immerhin in diesem Jahrhundert befreit haben. Immer ist es kein Neuschaffen, wie mit der Technik selbst, sondern nur ein erneutes Befreien einer Sache, die schon vor Jahrtausenden zum

Himmel schrie. Eine uralte Idee regt sich hier. Sie hat einen Stoß erhalten von dem Eilzug da oben. Aber es fällt ihr deshalb nicht ein, selber das Tempo des Eilzuges anzunehmen. Dafür gehört sie viel zu zäh den Kernideen des Menscheninnern jenseits von allem Werkzeug an. Und dessen Mühlen mahlen langsam wie alle Ideen-Arbeit.

Ein anderer scheinbarer Punkt liegt im Religiösen, im Philosophischen. Auch das soll in ein Wirbeltempo mit dem Technischen geraten sein.

Ich habe gegeneinander gestellt: eine Thatsache, wie die künstliche Feuererzeugung, und eine abermals technische wie die Entdeckung der Beziehungen zwischen Bewegung und Wärme. Ich nenne letzteres mit Absicht auch eine technische Sache. Philosophisch sind wir mit Mayer auch nicht weiter. Wir wissen weder innerlich, was Bewegung, noch was Wärme ist. Aber in der Technik, aus der der ganze Begriff „Naturgesetz" stammt, sind wir enorm viel weiter. In jenem Falle also war die Urzeit Kapitel Eins und das neunzehnte Jahrhundert Kapitel Zwei.

Nun nehmen wir aber eine angeblich religiös-philosophische Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts: die Entwickelungsidee.

Sie gehört nicht der Urzeit an, aber ebenso wenig als solche dem neunzehnten Jahrhundert. Hier kommen ganz andere Epochen in Betracht, die dazwischen liegen. Immer wieder taucht sie da auf mit der ganzen Zähigkeit einer echten Menschheitsidee. Im neunzehnten Jahrhundert handelte es sich nicht um das Auffinden, sondern um das Wiederfinden dieser Idee. Goethe fand sie auf der Schwelle des Jahrhunderts wieder. Darwin im Jahrhundert selbst mit allen Mitteln des technischen Eiltempos, aber auch nur wieder.

Ein Grieche aus Epikurs Tagen (Epikur um 300 vor Chr.), dem wir vom Telephon erzählt hätten, hätte uns als Narren stehen lassen. Wenn wir ihm gesagt hätten, es ver-

knüpfe ein festes Entwickelungsband Mensch und Tier, ja alle Dinge Himmels und der Erden überhaupt, so hätte er gefragt: „Habt ihr neue Beweise für diese famose alte Idee?"

Gewiß, die Beweisstücke von heute sind wundervoll. Ohne unsere Technik kein Bergwerks- und Steinbruchbetrieb, der die paläontologischen Beweise lieferte. Wo wäre Solenhofen mit seiner Archäopteryx, der Übergangsform vom Reptil zum Vogel, ohne die Technik der Lithographie, die gerade diesen Solenhofener Sandstein zum Abbau brachte? Ohne unsere mikroskopische Technik keine Kenntnis der Zellenlehre, der Embryologie, all dieser weiteren Beweisstücke, wie sie besonders Haeckel benutzt hat. Und endlich ohne praktische Tierzüchterei, Tauben- und Kaninchenzucht, dieses Stück Technik, das das lebende Tier zum menschlichen Kunstprodukt, zum Werkzeug durch künstliche Auslese umformt, keine Darwinsche Zuchtwahl-Theorie.

Und das geht weit über den engeren Darwinismus hinaus. Auf der technischen Vervollkommung unserer Riesenteleskope, unserer Apparate zur Spektralanalyse, unserer feinen und immer feineren Meßinstrumente beruht das Neue unserer ganzen Kosmogonie. Jene riesigen Ziffern, die diese Kosmogonie so unglaublich großartig machen, ihr solche Zeit- und Raumperspektiven geben, von denen kein früheres Jahrhundert eine blassеste Ahnung gehabt hat: sie resultieren aus technischen Feinheiten. Wenn wir hören, daß das Licht, das in der Sekunde über vierzigtausend Meilen läuft, vier Jahre braucht, um vom nächsten Fixstern, dem roten Doppelsterne Alpha im Sternbild des Centauren, zu uns herüberzukommen, so ist das gewiß eine Thatsache, die einen ganz neuen Himmel für unser Denken aufbaut. Aber diese Thatsache wird subtilster Technik verdankt, den Messungen über die Geschwindigkeit der Lichtwellen im Äther, den mühsamen Versuchen, die sogenannte Parallaxe der Fixsterne zu finden, die uns ihre Entfernung an die Hand giebt.

Alle diese äußerlichen Fortschritte, die an sich ja gar nicht überschätzt werden können wie alles, was mit der modernen Technik zusammenhängt, — sie dürfen uns nicht darüber täuschen, daß sie nicht selbstständig im gleichen Eiltempo Ideen produziert haben.

Sie haben nur in ihrer Art als neues Material eingreifen können in philosophische und religiöse Ideenlinien, die als solche von längster Hand heraufkommen und deren inneres Wühlen, Wachsen und Arbeiten sich heute so wenig wie vor Jahrtausenden sein Tempo vom rohen Material vorschreiben läßt.

Man könnte sagen, es handelt sich hier um eine Art philosophischer Kapazität der Menschheitsseele. Sie hat für ein Jahrhundert nur so und so viel Fassungsraum, und ob dieses Jahrhundert nun an äußerem Material bloß so viel aufhäuft, daß es im Extrakt in einen Kleinoktavband geht, oder ob, wie bei unserem jetzt, eine Bibliothek von hunderttausend Bänden nicht reicht, — das ändert daran gar nichts. Der Rest bleibt eben unverdaut liegen, die Dinge haben ja keine Eile. Wenn das innerliche ideelle Verarbeiten heute eine physikalische oder astronomische Thatsache glücklich erreicht, die der alte Hipparch schon erfaßt hatte, so ist das immer noch zeitig genug. Denn was sind nun wieder diesem Ideenwachstum zweitausend Jahre.

Aus dieser Betrachtungsweise kann man sich jetzt auch die Antwort schaffen, wenn einer kommt und uns sagt, das neunzehnte Jahrhundert sei überhaupt nicht ein großes, sondern sogar ein sehr ideenarmes Jahrhundert gewesen.

Die Ideenarmut pflegt meist gerade damit bewiesen zu werden, daß wir uns mit alten Ideen trotz so viel neuer Thatsachen fort und fort herumgeschlagen hätten.

Gewiß, nehmen wir das einmal in der Philosophie. An der Schwelle des Jahrhunderts steht Goethe. Er fühlte, was er Spinoza verdankte. Also altes Ideenmaterial:

Spinozismus. Im Jahrhundert selbst steht als abgeklärt großer philosophischer Originalkopf Schopenhauer. Das Fundament seiner Lehre sind uralt indische Vorstellungen über Lust, Leid und Erlösung. Ein nicht minder tiefer Originaldenker der Mitte des Jahrhunderts, Fechner, der charakteristisch ist eben gerade durch seine engsten Beziehungen zur exakten Naturwissenschaft, arbeitete mit Ideen, die allerorten zu Angelus Silesius, zu Kepler, zu den alten Realisten in der Begriffslehre, zu den Neuplatonikern und endlich zu Plato selbst zurückführen auf dem Umwege über die moderne Psychophysik. Endlich die ganze materialistische Philosophie, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts so reiche Wellen treibt, weil sie am engsten mit der Technik Schritt zu halten glaubt, wälzt in ihrem ideellen Teile immer nur wieder dieselben Quadern aufeinander, die Epikur und Lukretius gewälzt.

Waren wir nicht ein reines Jahrhundert des philosophischen Eklektizismus? Alte Schläuche, immer nur alte für eine Zeit, da die Technik an der Hochzeitstafel saß und jeden Quelltrunk in roten Wein verwandelte . . . . .

Aber wir denken an jenes Bild von dem verschiedenen Tempo der Dinge innerhalb derselben Menschheit. Es geht doch nicht an, ein Jahrhundert, an dessen Schwelle eben Goethe stand, in dem eben Schopenhauer und Fechner schrieben und das die alte vage Lehre Epikurs auf einmal bestätigt glaubte eben durch den ganzen Riesenbau moderner Naturforschung, als ein philosophisch armes Jahrhundert zu bezeichnen.

Es zeigt sich hier nur immer wieder, daß wir mit diesem ganzen Ideenleben vor einem Prozeß der Menschheitsseele stehen, vor dem Jahrtausende verschmelzen in eins. Weil das alte Indertum noch mitten unter uns ist auf dieser Ideenseite, konnte Schopenhauer es aufgreifen. Weil vor dem Wachstum von Ideen der Zeitraum zwischen Spinoza und Goethe eine Bagatelle ist, konnte Goethe sich als Jünger

Spinozas fühlen. Keiner von diesen wurde dadurch schlechter, daß er es that. Man muß nur nach dieser Seite von einem Jahrhundert nicht zu viel erwarten. Ideen wachsen nicht mit Werkzeugsgeschwindigkeit, sondern als geistiger Korallenfels, geistiges Sandsteingebirge. In ihnen projiziert auch der Mensch nichts nach außen, — was er sich hier erwirbt, das erwirbt er wie seelische Löwenkrallen und seelische Gürteltierpanzer am eigenen Leibe, im eigenen geistigen Organismus. Und diese Anpassung geht langsam, ein Jahrhundert ist eine Sekunde vor ihr.

Sieht man auf dieses Ideenwachstum, so ist es schlechterdings gar nicht einmal möglich, das Jahrhundert auch nur scharf zu individualisieren, es in seinen Zeitgrenzen als Organismus, wenn auch nur als winzig kleinen, überhaupt zu fassen.

Technisch geht das ja auch wieder merkwürdig gut. Ganze Wissenszweige setzen da förmlich programmmäßig beinahe mit der Ziffer ein: die Elektrizitätslehre größeren Stils bei Volta, die Paläontologie bei Cuvier, und andere mehr.

In den Ideen kann man das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert nur ganz ausgetiftelt voneinander scheiden. Man balgt sich heute noch über die rechte Jahreszahl, mit der ein Säkulum anhebt, die Null oder die Eins. Aber was ist das gegen die Schwierigkeit der Frage: gehört Goethe zum achtzehnten oder zum neunzehnten Jahrhundert?

In einem weiteren Sinne hätte es sehr viel für sich, als ein wahres Ideen-Säkulum etwa die ganze Zeit zu fassen von Kepler, Giordano Bruno, Spinoza bis auf Goethe und mit Goethe. Der ganze Rest des neunzehnten Jahrhunderts über Goethes Tod hinaus läßt sich dann mit zahlreichen Gründen definieren bloß als eine Spanne des äußeren Weiterstrahlens und Welterobern der Ideen, die in ihm schon alle vereint lagen. Im Grunde beweisen aber

alle diese Spintisierereien nur immer wieder haarscharf, daß in der Geschichte der Ideenmenschheit zehnmal zehn Jahre überhaupt nichts Ernsthaftes sind.

.... Mein Blick wandert über die große weite weiße Eisfläche vor mir hin.

Und ich sage mir, daß doch eines auch in der Ideenwanderschaft dieses verklingenden Jahrhunderts deutlich ist, etwas, was ihm trotz allem ein Charakteristikum giebt.

Es lag wenig Ideenversteinerung in ihm.

Ich habe das Bild vom Korallenwachstum gebraucht. Das Korallenriff wächst, indem es nach unten immerzu abstirbt und zu einer starren Steinbasis aus Milliarden abgelebter Kalkgehäuse wird. Vielleicht erst nach Jahrmillionen wird dieser Kalkfels wieder ganz verwittert, ganz aufgelöst und fortgeschwemmt sein, um mit seinen chemischen Teilchen neu in den großen Kreislauf der lebendigen Dinge einzutreten. Auch in den Menschheitsideen liegt eine ewige gefährliche Tendenz, unter sich gewisse Versteinerungskrusten zu lassen.

Während die Idee rüstig weiter schafft, sich fortentwickelt in den individuellen, echten, nur ihr verpflichteten Großgeistern und Ganzgeistern, ziehen sich ins Lebensmeer hinein von dort erstarrte dogmatische Riffe, verkalkte und versteinte Ideenweisheit von ehemals, die aber nur noch die banale Form gespenstisch wahrt.

In der Politik, der Ästhetik, der Moral, der Religion und Philosophie, überall, wo Ideen je mächtig waren, hat diese Riffbildung verhängnisvoll das Ideenleben seit Alters begleitet und die Bahn beengt. Auch hier sind Jahrtausende nötig, um das Starre endlich wieder zu brechen, zu zermalmen, wieder in den lebendigen Ideenkreislauf zurückzubringen.

In der Bildungskraft solcher dogmatischen Riffe walten aber nun offenbar gewisse Abwechslungen, an denen sich wieder die Jahrhunderte kennen und unterscheiden lassen.

Das neunzehnte Jahrhundert hat, wie mir scheint, ganz auffällig wenig Riffkalk angesetzt.

Durch das ganze Jahrhundert geht ausgesprochen ein Zug gegen das Dogmatische, das „Ewige“, die erstarrende Formel, die das Leben verlassen hat, die aber gerade jetzt als ewige Institution sich darstellen möchte.

Mit dem letzten Stück des achtzehnten Jahrhunderts teilt es die zunehmende Revolte gegen eine ganze Reihe besonders gefährlicher älterer Riffe auf sozialem und kirchlich-dogmatischem Gebiet. Nackt werden sie dargelegt, zertrümmert, gesprengt an allen Ecken und Enden, daß ihre tot aufgespeicherte chemische Substanz wieder frei werde für neuen Lebenskreislauf des idealen Menschentums. Neue Riffe aber sind wohl kaum nennenswert auch nur angelegt worden. Wenigstens wüßte ich nicht ein einziges Ideengebiet zu nennen, in dem das Jahrhundert mit scharfen, also der beginnenden Versteinerung stets verdächtigen Dogmen von eigener Neuarbeit schlösse. Wo auf dem neuen sozialen Boden auch nur der Schein einer Verkalkung sichtbar geworden ist, da hat sofort die aufwühlende Debatte mit der ganzen fieberhaften Schnelligkeit dieses Jahrhunderts eingesetzt. Wie schnell sind ästhetische Dogmen wie das naturalistische wieder in Fluß gekommen. Mit wie viel Ketzereien endet die Naturwissenschaft, obwohl sie mit ihrem märchenhaft schnellen Wachstum am allerstärksten der Gefahr unterlag, rasch sichtbare dicke Riffe zu hinterlassen. Alte Barrièrenriffe ragen ja trotz der kolossalen Regulierungsarbeit noch in sehr stattlicher Zahl, ich brauche sie nicht näher zu bezeichnen. Aber keine neuen.

Es ist eine helle Freude, mit wie viel offenen Debatten, Zweifeln, Schwankungen, Hypothesen und lose hin und her schaukelnden Idealen und Zielen wir auf allen Ideengebieten ins neue Jahrhundert hineinpilgern, ohne Zöpfe und Chausseesperren, einfach aufs Suchen, Probieren ange-

wiesen, ohne dogmatische und gesetzliche Wegweiser im hohen grünen Wald des Welterlebens.

Und wer weiß!

Vielleicht ist doch im Allerinnersten auch der menschlichen Ideenentwickelung in diesen letzten Jahrhunderten nach dieser Seite eine kleine Tempobeschleunigung selbständig aufgetreten. Nicht als eine von außen, durch den Schnellflug äußerer Technik oder sonst etwas derart künstlich erregte, gewaltsame Beeinflussung, sondern heranwachsend aus dem dunklen Nährboden des Ideenlebens selbst.

Vielleicht hat sich das Tempo eben gerade so beschleunigt, daß jene dogmatischen Erstarrungen, jene böse Miterzeugung toter verkalkter Riffruinen mehr und mehr unmöglich gemacht wird.

Auf einmal wird das auch nicht kommen. Erst unsere Nachfolger in ein paar weiteren Jahrhunderten werden es in den ganz feinen Schwankungen der Ideenbahn der Menschheit allmählich nachweisen können, etwa so wie wir heute die Wandlungen der Erdachsenrichtung kennen gelernt haben, deren erste Spuren der alte Hipparch bereits dunkel merkte.

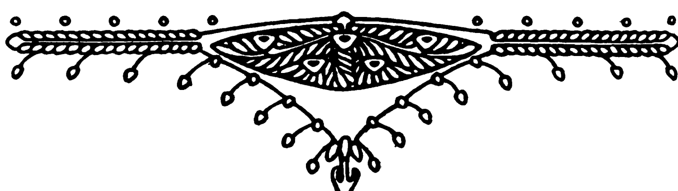
Sollte aber das neunzehnte Jahrhundert in diesem Sinne wirklich einmal erkannt werden als eine der ersten Wendezeiten, da die Achse unseres Ideenlebens sich vom erstarrten Dogma, der „ewigen Institution", der „absoluten Autorität" in jeder Form und auf jedem Gebiete ganz leise überhaupt hinwegzuwenden begann, — dann würde es auch in der Geschichte der Idee allerdings eine geradezu ungeheure Rolle fortan spielen müssen, — eine mindestens ebenso große, wenn auch dem äußeren Anblick niemals so berauschende Rolle, wie es sie als zweites Weltalter grandiosester Technik uns heute schon spielt. Das ist ja bis jetzt noch nicht abzusehen als Thatsache, aber immerhin als Hoffnung.

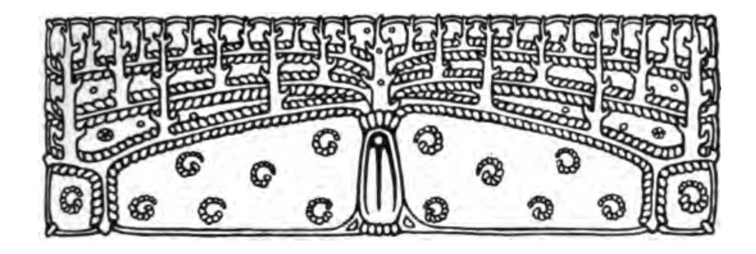
Und inzwischen ist es auf alle Fälle ein lustiger Moment, — so auf der Wasserscheide von zwei Jahrhundertabschnitten.

Dort rinnen die Wässerlein, alle die feinen Silberfädchen in das alte Land zurück, das wir durchwandert haben. Wohin werden sie auf der anderen Seite fließen? Durch tiefen grünen Tann, den wir noch nicht kennen, werden wir ihnen folgen. In der Welt des ewig Seienden, wo die Ursache schon die Wirkung ist, grünt auch er schon seit Ewigkeit, seit Anfang aller Ursachen. Aber wir verzauberten Waldkinder der Zeit müssen ihn erst erringen wie neu auf langer Fußwanderung, Schritt um Schritt.

Hier, an der schmalen Paßscheide selbst, wächst nicht viel. Niedriges Krummholz, in dem der Wind singt. Aber es ist ein heller verwegener Höhenwind, an strenges Himmelsblau mit schnellen Wolkenfolgen gewöhnt und nicht an stagnierende Thalnebel.

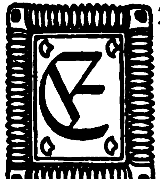
Da unten, fern, riesengroß, die verlassene Welt, aus der wir kommen. Große Ströme wirklich nur noch Silberfäden; eine wimmelnde Stadt ein weißes Rauchwölkchen. Das Auge sucht herum, — da, dort noch ein Punkt. Ein Turm, eine Brücke, — ein Grab, wovon noch ein letztes Wörtlein zu erzählen wäre. Aber alles schon eingesungen in Höhenluft — und in die Melodie, die schon jenseits von Haß und Verlangen ist: „Muß i denn, — muß i denn ...."





Ein Wort zu Novalis

Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen
Und lichte Sterne sein.
Novalis



R ist sozusagen auf die Geburtsstunde des neunzehnten Jahrhunderts gestorben. Aber nicht darum allein hat er ein Recht darauf, daß man in der Todesstunde dieses Jahrhunderts an Novalis den Lebendigen denkt.

Seltsamer Zauber des Wortes: das neunzehnte Jahrhundert begann mit Novalis Tod!

Das Jahrhundert der Chat, des Realismus in Forschung, Kunst und Politik, dessen Sonne sich rot heraufhebt über dem armen blauen Grabhügel des jungen, versonnenen Romantikers.

Novalis starb im März 1801.

Er starb wie in einer sanften Verklärung, die doppelt merkwürdig war an einem Neunundzwanzigjährigen, dessen Lebenswerk in unvollendeten Blättern ohne jeden äußeren Erfolg bestand. Man wird an das Ende eines anderen gemahnt, der auch so friedevoll ausgeloschen ist, und der mehr als diese eine Ähnlichkeit mit dem Dichter des „Ofterdingen" hatte: Spinoza. Aber Spinoza war fünfundvierzig Jahre alt, als er an der Schwindsucht starb, und er hatte der Welt

ein Werk gegeben, das diese Welt seiner Auffassung nach für immer erschloß. Novalis mußte, wenn auch er sich am logischen Ende seiner vollen Leistung fühlte, den ganzen Glauben des Künstlers an den ausgestreuten Aphorismus in sich tragen, der dem Kundigen in Satzeskürze eine Welt umschließt, — den Glauben, daß in der ungeheuren Logik des Schönen der Torso ebenso rede, wie das vollendete Kunstwerk, den Glauben des Künstler-Philosophen, daß auch die durchbrochene Arabeske doch einen geheimen Anschluß und Abschluß finde in der umfassenden Harmonie der Welt.

Verzeichnen wir zuerst ein Symptom.

Nach unserem heutigen Urheberrecht sind des Novalis Werke seit beinahe siebzig Jahren dem Neudruck frei. Kein deutscher Verleger aber empfand Jahrzehnt um Jahrzehnt das Bedürfnis, die alte Tiecksche Gesamtausgabe auf eigene Faust zu erneuern. Selbst diese Originalausgabe hat seit über fünfzig Jahren keine neue Auflage mehr zustande gebracht. Inzwischen steht die Sonne des Jahrhunderts im letzten Blitz des Verlöschens.

Da, in dieser äußersten Stunde, traten plötzlich zwei neue Ausgaben fast zugleich auf den Plan.

Die eine, wundervoll ausgestattet, in vier romantisch blauen Liebhaberbänden des Verlages von Eugen Diederichs, eingeleitet von Bruno Wille. Man erinnert sich, daß Wille, der bekannte Freidenker, vor vier Jahren in Österreich wegen Religionsstörung in Untersuchungshaft gesetzt, vom Staatsanwalt auf Kerker angeklagt und schließlich zu acht Tagen Arrest verurteilt wurde. Dieser Mann tritt mit der ganzen Energie seiner starken Persönlichkeit für die Auferstehung und Ausbreitung des Novalisschen Gedankens ein. . . . Die andere, mehr philologische Ausgabe ist von Heilborn und enthält sachlich wertvolle Ergänzungen aus dem bisher unzugänglichen Familienarchiv der Hardenbergs.

Man hat das Gefühl, als sei ein dräuendes Himmels-

zeichen, geknüpft an die Ziffer dieses Jahrhunderts, endlich still vorüber gegangen.

Alte Werte kommen aus ihren Schlupfwinkeln zurück. „Sein Geist", hat Arnold Ruge tief im Jahrhundert einmal von Novalis gesagt, „trifft in allen Punkten ins Herz der Zeit." Das war nun kühne Träumerei. Ich denke an gewisse alte Scherzbilder aus dem Frankfurter Parlament, die den guten Ruge mit einer Schlafmütze über den Augen zeichnen. Er hat sie auch sonst oft aufgehabt. Nein, im neunzehnten Jahrhundert selbst, groß und klein, wie es nun gewertet werde — in ihm traf auf keinen Fall Novalis ins Herz der Zeit. Aber Bruno Wille setzt die Rugeschen Worte doch bedeutsam an den Schluß seiner liebevollen Skizze von Novalis unsterblicher Individualität. Im zwanzigsten Jahrhundert werden sie vielleicht ihre Wahrheit finden.

Ich habe mir die Frage vorgelegt, wie viele in unserer schnellen Zeit den alten lieben Novalis jetzt wohl zum erstenmal als „Neuen" kennen lernen werden? Und was werden sie jetzt bei ihm finden?

Wer da von der blauen Blume im Sinne, wie das absterbende Jahrhundert sie sah, anfinge, der weckte unabänderlich etwas von Kamillenthee. Es ist das Wesentliche dieser Blume, daß sie neu wird und an neuen Stellen wächst. Nur mit diesem tiefen Entwicklungsprinzip und seiner ewigen Auferstehung kann sie in neue Zeiten wieder einwachsen.

Als Dichter ist Novalis auch im neunzehnten Jahrhundert immer mehr oder weniger „achtend" mitgeschleift worden. Dafür war dieses Jahrhundert ein zu kluges Jahrhundert und ein zu aktenmäßig sorgfältiges. Was man aber nicht mehr sah und sehen wollte, war gerade das, was meiner Ansicht (und ich glaube, auch seiner eigenen nach) das Bedeutendste in Novalis war: die philosophische Tiefe. Nach hundert Jahren Neunzehnhunderts-Philosophie ist es möglich, jetzt eine Wegbiegung zu finden, die zu ihm zurück-

lenkt. Ich meine nicht, zurücklenkt im Sinne einer Reaktion. Aber etwa so, wie man von einem Wege, der im Ganzen höher gestiegen ist, doch eine jähe, wundervolle Fernsicht in zurückliegende Gegenden erhält.

Niemals hat ein Jahrhundert der Menschheit so auf seine Klarheit gepocht, wie das neunzehnte. Novalis sollte „unklar“ sein.

Noch jetzt, wo eine Sehnsucht wieder nach Novalis erwacht ist, kommt dieser Vorwurf wie ein althergebrachtes Requisitenstück zurück. Und doch ist gerade er so ungerecht wie nur möglich.

Novalis ist voll von unfertigen, jugendlichen Zügen, die sich aufdrängen, weil man bloß diese Jugendsachen von ihm hat. Aber das eigentliche Gerüst, das alles trägt und um dessentwillen ein Name „Novalis“ in der Weltlitteratur stehen geblieben, ist ein Gedanke von goldener Klarheit. Man staunt, daß er in einem so jungen Kopfe sich schon so entwickeln konnte. Wie eine Offenbarung muß er von einem bestimmten Moment an sich darin festgesetzt haben, fortan schlechterdings unerschütterlich.

Es war der Glaube an die Dichtung als eine Wahrheitsquelle.

Wie dieser Glaube sich bei Novalis ausspricht, tritt er stets mit voller philosophischer Kraft hervor. Die Philosophie bestimmt die Erkenntnisquellen für unser Weltbild. Für Novalis ist das Ästhetische, ist die Dichtung eine echte Erkenntnisquelle dieser Art. Es handelt sich bei ihm nicht mehr um eine ästhetische Theorie im Engeren. Es handelt sich um Welttheorie.

Die Form, wie Novalis diesen seinen Grundglauben anbringt, ist natürlich eine sehr vielgestaltige. Bald kommt er mit ihm direkt, wenn auch aphoristisch philosophierend. Bald will er sein großes erkenntnistheoretisches Urteil über die Dichtung mit den Mitteln der Dichtung selbst zum Aus-

druck bringen. Ich finde wenigstens in der Prosadichtung des Ofterdingen, die ganz auf dieser Absicht steht, den Versuch schwächer gelungen, obwohl die Idee einzigartig war, wie die Fortsetzungs-Fragmente ahnen lassen. In den vollendeten Teilen des Romans tritt der Gedanke doch da am schönsten hervor, wo in Reden mehr oder minder unmittelbar und auf naiver Kunsttechnik philosophiert wird, während die Handlung als Ausdrucksmittel unvollkommen bleibt. Der größte Schatz, den uns Novalis neben seinen Gedichten überhaupt hinterlassen hat, sind die zahllosen philosophischen Fragmente, die als scheinbar regelloses philosophisches Tagebuch jetzt Bände seiner Werke füllen. Ohne jene Idee fielen diese losen Aufzeichnungen wirklich als Schnitzelwerk auseinander. So bildet sie den Faden, der sie aufreiht, ihnen eine Einheit giebt.

Immer aber und wie nun auch der große Erkenntnisgedanke durchgedrückt werde: es bleibt ihm die sieghafte Klarheit und in jedem Ausdruck ist er der eigentliche Novalisgeist, der über den Wassern schwebt: ein eisern logischer Geist.

Gerade in diesem Gedanken von der Kunst als Wahrheitsquelle steckt aber, meine ich, das, was man heute durchfühlen muß: die eigentümliche Beziehung zwischen Novalis und der modernen Forderung des „Realismus" in der Kunst. Novalis, der Romantiker, der Mann der blauen Blume, war ein echter Realist, wie das ganze neunzehnte Jahrhundert für die Theorie der Dichtung keinen schärferen hervorgebracht hat. Und der Dichter des „Ofterdingen" und das Jahrhundert, das ihm folgte und ihn so selten verstand, sind im letzten Grunde gar nicht deswegen auseinander gekommen, weil der eine ein Träumer nnd das andere realistisch war; sondern der verwegene Realismus dieses Dichter-Denkers war dem ganzen Jahrhundert des Realismus noch zu realistisch-kühn.

Die realistische Theorie unserer Tage hat mit soviel Energie betont, daß die Kunst der Wirklichkeit gerecht werden,

die absolute Eroberung des Alls von der Kunst aus, — durch den Euphorion einer Dichtungshochblüte, wie die Menschheit noch keine gesehen hatte.

Das spätere neunzehnte Jahrhundert mußte umgekehrt von einem ganz anderen Fleck ausgehen.

Gegen seine Mitte zu zeigt es eine ästhetische Senkung. Die „Wirklichkeit“ dagegen hatte sich inzwischen ihre ganz besonderen Gebiete geschaffen. Vor allem der Naturforscher, doch auch der Historiker, der Politiker schalteten mit ihr wie mit einem Privatbesitz. Unendlicher Segen strömte von hier aus, darüber war kein Zweifel. Aber es war, als wenn man die Dichtung jetzt von hier her erst für etwas zurückerobern müsse. Die Frage des „Sollens“ kam in den Vordergrund. Die Kunst „sollte“ etwas. Sie sollte realistisch werden, sollte sich irgendwie an jene Wirklichkeit annähern, sollte gleichsam sich durch besondere Thaten legitimieren, daß sie in jenen Kreis überhaupt wieder aufgenommen werde. Für diese Generation war die Wirklichkeit nicht mehr innerhalb des großen Dichters, sondern der Dichter sah sich vor sie gestellt wie vor eine Art Prüfungskommission, vor Vertreter dieser „Wirklichkeit“, die alle einen ganz anderen Rock trugen als er selbst. Die Philosophie dieser Zeit konnte nicht mehr den prachtvollen Harras-Sprung wagen, zu sagen: „die Kunst ist Wirklichkeit“. Sie versteckte ihren dunklen Drang in der mehr oder minder schulmeisterlichen Weisheit: die Kunst soll versuchen, sich der Wirklichkeit möglichst zu nähern. Das ganze Lichtfeld des Zeitbewußtseins lag eben jetzt auf dem äußeren Teppichrande. Das innere Erlebnis der Kunst erschien als das Verwaschene, das unter den Händen zerfloß. Man sprach nicht mehr von einer Erziehung des Lebens durch die Kunst, sondern von einer Erziehung der Kunst durch das praktische Leben. Für Novalis war die Kunst ein Sinnesorgan. Jetzt sollte die Kunst sich einrichten auf die Leistung der fünf Sinne.

Wenn man sich diesen Gegensatz hell hält, so wundert man sich nicht darüber, daß die Wege sich in der Praxis notwendig trennen mußten und daß schließlich zwischen Novalis und Zola ein Abgrund zu gähnen scheint, tiefer als ein Jahrhundert und nur zu begreifen aus dem rasenden Tempo dieses neunzehnten Jahrhunderts.

Und doch liegt eben in dem „dunklen Drange“ selbst die tief innerliche Zielgemeinschaft zwischen Novalis und den Späteren. Durch die ganze Kette alter wie neuer Versuche, Wirklichkeit und Kunst in Einklang zu bringen, geht als Grundfaden ein scharfer Protest.

Der Protest gegen die innere Entzweiung des Menschen in seinem köstlichsten Gesamtbesitz.

Der Protest gegen die starre Aufstellung eines Dinges, das „Wirklichkeit“ genannt wird und dem wir in eiserner Wahrheitsforschung allein nahe zu kommen hoffen; und eines zweiten, gänzlich davon getrennten Dinges, das „Kunst“ heißt, das mit Wahrheitsforschung schlechterdings gar nichts zu thun hat, und das neben jener Wirklichkeit schließlich nichts anderes ist als blauer Dunst und flüchtig ergötzende, aber sonst zwecklos verschwebende Gaukelei. Es war eine verfeinerte Form dieses Dualismus, wenn man zugab, daß die reale, die wirkliche und wahre Welt ein Jammerthal sei, während in jenem schönen Gaukelspiel das Erhabene, Befreiende, Versöhnende liege. Aber der Riß blieb auch so und das Erhabene blieb und blieb Schein.

Novalis war es, der sich gegen diese zugleich dualistische und tief pessimistische Lehre mit flammendem Zorn erhob. Er kam aus der Schule Goethes, dessen ganze Lebensarbeit innerlich auch auf jenem Protest steht. Aber Novalis' philosophische Fassung ist völlig original, in Formen, die Goethe wenigstens theoretisch nie so ausgesprochen hat. Man hat Novalis einen Mystiker genannt. Er teilt aber nur mit so

die absolute Eroberung des Alls von der Kunst aus, — durch den Euphorion einer Dichtungshochblüte, wie die Menschheit noch keine gesehen hatte.

Das spätere neunzehnte Jahrhundert mußte umgekehrt von einem ganz anderen Fleck ausgehen.

Gegen seine Mitte zu zeigt es eine ästhetische Senkung. Die „Wirklichkeit“ dagegen hatte sich inzwischen ihre ganz besonderen Gebiete geschaffen. Vor allem der Naturforscher, doch auch der Historiker, der Politiker schalteten mit ihr wie mit einem Privatbesitz. Unendlicher Segen strömte von hier aus, darüber war kein Zweifel. Aber es war, als wenn man die Dichtung jetzt von hier her erst für etwas zurückerobern müsse. Die Frage des „Sollens“ kam in den Vordergrund. Die Kunst „sollte“ etwas. Sie sollte realistisch werden, sollte sich irgendwie an jene Wirklichkeit annähern, sollte gleichsam sich durch besondere Thaten legitimieren, daß sie in jenen Kreis überhaupt wieder aufgenommen werde. Für diese Generation war die Wirklichkeit nicht mehr innerhalb des großen Dichters, sondern der Dichter sah sich vor sie gestellt wie vor eine Art Prüfungskommission, vor Vertreter dieser „Wirklichkeit“, die alle einen ganz anderen Rock trugen als er selbst. Die Philosophie dieser Zeit konnte nicht mehr den prachtvollen Harras-Sprung wagen, zu sagen: „die Kunst ist Wirklichkeit“. Sie versteckte ihren dunklen Drang in der mehr oder minder schulmeisterlichen Weisheit: die Kunst soll versuchen, sich der Wirklichkeit möglichst zu nähern. Das ganze Lichtfeld des Zeitbewußtseins lag eben jetzt auf dem äußeren Teppichrande. Das innere Erlebnis der Kunst erschien als das Verwaschene, das unter den Händen zerfloß. Man sprach nicht mehr von einer Erziehung des Lebens durch die Kunst, sondern von einer Erziehung der Kunst durch das praktische Leben. Für Novalis war die Kunst ein Sinnesorgan. Jetzt sollte die Kunst sich einrichten auf die Leistung der fünf Sinne.

Wenn man sich diesen Gegensatz hell hält, so wundert man sich nicht darüber, daß die Wege sich in der Praxis notwendig trennen mußten und daß schließlich zwischen Novalis und Zola ein Abgrund zu gähnen scheint, tiefer als ein Jahrhundert und nur zu begreifen aus dem rasenden Tempo dieses neunzehnten Jahrhunderts.

Und doch liegt eben in dem „dunklen Drange" selbst die tief innerliche Zielgemeinschaft zwischen Novalis und den Späteren. Durch die ganze Kette alter wie neuer Versuche, Wirklichkeit und Kunst in Einklang zu bringen, geht als Grundfaden ein scharfer Protest.

Der Protest gegen die innere Entzweiung des Menschen in seinem köstlichsten Gesamtbesitz.

Der Protest gegen die starre Aufstellung eines Dinges, das „Wirklichkeit" genannt wird und dem wir in eiserner Wahrheitsforschung allein nahe zu kommen hoffen; und eines zweiten, gänzlich davon getrennten Dinges, das „Kunst" heißt, das mit Wahrheitsforschung schlechterdings gar nichts zu thun hat, und das neben jener Wirklichkeit schließlich nichts anderes ist als blauer Dunst und flüchtig ergötzende, aber sonst zwecklos verschwebende Gaukelei. Es war eine verfeinerte Form dieses Dualismus, wenn man zugab, daß die reale, die wirkliche und wahre Welt ein Jammerthal sei, während in jenem schönen Gaukelspiel das Erhabene, Befreiende, Versöhnende liege. Aber der Riß blieb auch so und das Erhabene blieb und blieb Schein.

Novalis war es, der sich gegen diese zugleich dualistische und tief pessimistische Lehre mit flammendem Zorn erhob. Er kam aus der Schule Goethes, dessen ganze Lebensarbeit innerlich auch auf jenem Protest steht. Aber Novalis' philosophische Fassung ist völlig original, in Formen, die Goethe wenigstens theoretisch nie so ausgesprochen hat. Man hat Novalis einen Mystiker genannt. Er teilt aber nur mit so

manchem anderen „Mystiker“ das Loos, daß seine Mystik nichts anderes ist als ein folgerichtiger Monismus, der sich bloß vor der unfaßbaren Größe seines Einheitsbildes der Welt oft in der stammelnden Rede des dunkel Begeisterten ergeht. Für Novalis ist die Kunst Wirklichkeit, weil es eben für ihn überhaupt kein Zweierlei in der Welt giebt. Der grüne Baum und die Venus von Milo erblühen ihm aus und in der gleichen Realität.

Eine monistische Linie fand nun das neunzehnte Jahrhundert unabhängig und in seiner besonderen Weise auch heraus. Nicht bei Novalis, dessen Tiefe es wie einen mythischen Schatz unter blauen Flämmchen liegen ließ, sondern in der Welt selber, auf Grund eines zunehmenden Realismus äußerlicher Art.

Nicht umsonst ist gerade das Wort Monismus aus naturwissenschaftlichen Kreisen heraus in Umlauf gesetzt worden. Die Naturforschung hat am meisten dazu beigetragen, ein einheitliches Weltbild dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts wahrscheinlich zu machen. Die Linie vom fernsten blauen Nebelfleck des Alls bis zur gelben Flechte auf irdischem Granitgebirge, wie sie Alexander von Humboldt zuerst seherisch als Einheit schaute, ist in den Tagen der Spektralanalyse und Darwins aus einem Sehertraum zur Realität geworden. Zuerst der physische Mensch, dann aber auch der moralische Mensch fühlte sich selber hineingerissen in diese großartig einheitliche Verknüpfung. Anfangs mit etwas Angst, aber dann doch allmählich mit der hohen Zuversicht, daß sich hier eigentlich nur auf einem neuen Wege erfülle, was alle tiefste Philosophie seit Jahrtausenden gehofft und geglaubt: die organische Einfügung des kleinen Reigens „Mensch“ in den vollkommeneren Reigentanz eines Höheren, mochte man das nun Gott oder Naturgesetz oder Entwickelung oder wie sonst nennen. Keine Frage der Dauer konnte es sein, daß auch der ästhetische Mensch

schließlich hier einmünden müsse. Die praktischen Versuche dazu waren nur eben von dieser Seite noch schwach.

Man muß immer nicht vergessen, durch welche einseitigen Hände diesmal die ganze Sache gegangen ist. Die Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts oder, weiter gefaßt, überhaupt der ganze Realismus dieses Jahrhunderts hat uns ja unschätzbare neue Bausteine zu einer einheitlichen Weltansicht aufgehäuft. Aber die philosophische Durchdringung des neuen Materials ist streng genommen jetzt, am Ausgange des Jahrhunderts, noch erst in den Anfängen. Man darf sich dem nicht verschließen, wie kurzsichtig und notdürftig da überhaupt anfangs gebaut worden ist. Wenn ich mir das Einheitsbild der Allnatur so eng aufbaue, wie es etwa der jüngst verstorbene alte Büchner gethan (der sonst und in seiner Weise menschlich ja auch Idealist genug war), wenn ich das einzige Einheitsband dieser Natur bloß in gewissen Gewichtsverhältnissen des Stoffes, der Materie suche: so werde ich nie über die bedrohliche Thatsache hinauskommen, daß ein beliebiger roher Marmorblock von so und so viel Stoffgewicht absolut gleichwertig sei der Venus von Milo. Und wenn ich im Sinne der bestimmten Doktrin, wie sie oben schon gestreift ist, mir den ganzen Menschen erschöpfe im Begriffe eines rein passiven Spiegelplättchens an einer seelenlosen Maschine, — dann mache ich natürlich die Kunst in demselben Verhältnis immer kleiner, je mehr ich sie monistisch in die Wirklichkeit einfüge. Diese Wirklichkeit selber erst wieder größer zu machen, ist die ernste philosophische Aufgabe, mit der wir aus dem toten Jahrhundert übergehen in das neue lebendige. Doch das ist im weiteren ja eine Sache für sich, wie man nun jetzt oder wie man nochmals in hundert Jahren den Monismus fasse und fassen werde.

Worauf es mir ankommt, ist die tief innerliche Gleichartigkeit des methodischen Zieles bei Novalis wie beim mo-

dernen Realismus. Von zwei Seiten rollt die Welle hier gegen den gleichen Fels.

Es ist ein altes Bild: der Fels, der die Welle bricht; der Geologe von heute wird es veraltet nennen. Im Laufe der Zeiten giebt es keinen Fels, den nicht die Welle durch langsame Erosion zerstörte.

Auch der Glaube an die Realität des Ästhetischen ist eine solche Welle der Jahrtausende. Was vor hundert Jahren Novalis hieß, das heißt heute Naturalismus in der Kunst. Und in nochmals hundert Jahren, wenn der Begriff Natur sich selber noch wieder ein Stück geklärt hat, wird es nochmals wieder anders heißen. Die Welle aber ist die gleiche.

Giebt man aber in diesem Sinne zu, daß Novalis in diesem ganzen Jahrhundert eigentlich gar nicht gestorben ist, und daß wir, ohne uns an den romantisch blauen Jüngling selbst überflüssig viel zu erinnern, doch mit einer unverwüstlichen Zähigkeit in seinem Hauptgeleise vorwärts gedrängt haben: — so läßt sich sehr wohl die Frage aufwerfen, ob nicht gerade die Beschäftigung mit Novalis heute, in einer gewissen Krisis des Naturalismus, wieder wichtiger und fördernder sein könnte als die mit irgend einem zweiten großen Ästhetiker der Vergangenheit.

Novalis war nicht nur kein Verächter, sondern er war in seiner Weise sogar ein Vorkämpfer des naturwissenschaftlichen Denkens. Darin war er ganz der Jünger Goethes, daß er den Anbruch einer neuen und notwendigen Epoche, die an die Naturforschung anknüpfte, in ganzem Umfang ahnte — und daß er zugleich keine Angst davor hatte. In Novalis' letzten Jahren spielt die Naturwissenschaft auch äußerlich eine Hauptrolle, ganz dicht vor Thorschluß nimmt sein Flügelschlag noch eine Wendung, als wolle er Forster und Alexander von Humboldt nachfliegen. Unter seinen Aphorismen stehen gerade naturgeschichtliche im engeren

Sinne, die sehr viel mehr als Einfälle eines Dilettanten sind. In diesem Punkte können wir uns heute, nach so viel Hochflut der Naturforschung und Naturforscher-Herrschaft, also mit ihm mindestens ebenso gut vertragen wie mit dem alten Goethe.

Aber Novalis hatte eben auch jenes Andere noch, — das, was uns so schwer fällt und was wir doch so durchaus nötig wieder brauchen.

Er hatte den großen Glauben an die Dichtung, an ihr königliches Recht, Welten zu vergeben, an ihr Messiastum, Berge zu versetzen, an ihre aktive Macht.

Wir heute kommen aus einer Epoche der Lombrosos, wo an die Kunst nicht nur der Ruf erging, daß sie noch nichts „sei", sondern erst etwas werden „solle", — sondern wo gar gefragt wurde, ob sie nicht eine Verirrung überhaupt bilde, ein krankhaftes Gewächs, ein seelisches Carcinom. Wir kommen vom „Normalmenschen", der schon überlegt, was die Kunst wohl für eine Art Abnormität, welche engere Krankheit sie sein könne, — ob sie etwa eine Abart der Epilepsie sei oder eine Begleiterscheinung der Alkohol-Degeneration. Ja, wer von diesem Alp eine Weile geritten worden ist, für den thut Novalis not wie ein Sturzbad.

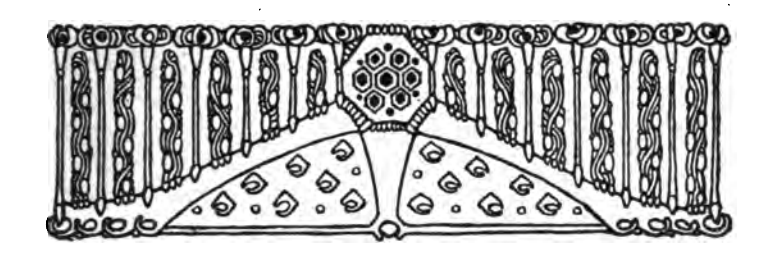
Seine Augen werden ihm so wieder frei, daß er das Einfachste von der Welt wieder begreift: den Dichter als Menschenturm, Menschenberg, Menschensternwarte, — als die Sternwarte, wo der Entwickelungsstern der Menschheit beobachtet wird, — und nicht als Menschenabgrund, Menschenkloake. Als die Gottesstimme der Menschheit, „Gott" im Sinne der Fortentwickelung zum Höheren genommen — und nicht als den trüben Urin eines Fieberkranken.

In ganzen Kilogrammen muß man diesem selber Fiebernden Novalis eingeben wie Chinin.

Wenn er aber erst von diesem Hiobsstande sich losgewaschen hat, dann wird ihm der engere Irrtum in der

naturalistischen Ästhetik des neunzehnten Jahrhunderts wie von selbst abfallen zu Gunsten eines höheren, reiferen Naturalismus des zwanzigsten Jahrhunderts. Er wird kurz und bündig begreifen, daß die Kunst auch keine arme Seele ist, die vor einer künstlich und einseitig aus anderen Wissenszweigen heraus konstituierten „Wahrheits"-Kommission zu erscheinen hat, um sich notdürftig mit ihrem Dienstbuche von sechs oder sieben Jahrtausenden auszuweisen und Besserungsvorschläge demütiglich ersterbend hinzunehmen. Vor solcher Kommission möchte es immer geschehen, daß die Kunst etwa auf ihr Marmorgewicht gewogen würde und daß sich keine Ziffer herausrechnen ließe, die das Gewicht der Atome jenes rohen Marmors aus dem Steinbruch von dem der Venus von Milo unterschiede. Gegen diese Stimmungen, die im Kern freilich mit Philosophie ausgetrieben werden müssen, wirkt Novalis wie eine Art Schutzimpfung. Nicht als Polemiker dagegen, sondern durch seine absolute nackte weiße Unschuld, die einen solchen Begriff des Ästhetischen in ihrer inneren Kunsttreue überhaupt gar nicht als möglich ahnt.

Ästhetische Höhenluft, — die finden wir, kraftvoll, gesundend wie bei wenigen, bei Novalis. Wer sich von ihr hat durch- und durchblasen lassen wie in einem Purgatorio, mit dem kann die große naturalistische Debatte erst ersprießlich wieder anfangen. Er wird den entscheidenden Punkt erst wieder sehen — und wenn er ihn wieder fest hat, so wird er dann merken, daß er ihn eben doch mit den Augen des zwanzigsten Jahrhunderts sieht. Ach, dieses schöne, lange, lange Jahrhundert. Wenn ich mir denke, wie es noch so ganz reinlich ist, — sollten wir nicht wirklich gute Vorsätze fassen für unser Benehmen darin? Wir brechen sie ja doch nachher, wenn das Raufen erst losgeht . . . . .



Vom alten Fontane

Wo man ihm im modernen Berlin ein Denkmal setzen wird, — versteht sich, ein schlechtes? Ich glaube, es müßten sich soviel Orte darum streiten, wie Städte um die Wiege Homers. Im Hohenzollernmuseum ...... na ja! Im märkischen Provinzialmuseum, — dem Manne, der die Mark als Dichter noch einmal entdeckt hat und der sie schön fand ohne aufzufärben. Im Zeughaus, — einem der friedlichsten Männer des neunzehnten Jahrhunderts, meinetwegen als „Kriegsschilderer". Auf der Potsdamer Brücke mindestens, weil er so herzlich über Berlin und seine lieben Berliner lachen konnte. Aber auch neben dem Weber-Poeten an der Stätte, wo die Freie Bühne spielte. Und noch an freiheitlicheren Orten, wo man die Freiheit nicht bloß auf dem Theater spielt.

Und doch: der rechte Fleck wäre garnicht Berlin selbst. Draußen in die Heide gehört er. An einen recht banalen, öden Platz, — das heißt öde und banal für den, der nie mit den Augen des Mannes selbst sehen gelernt hat.

Ein Schilffließ zwischen Kartoffeläckern, rechts und links der struppige Kiefernwald als Schlußkulisse. Alles in Grau

und Braun; jagende graue Herbstwolken; die Bäume rotbraun; die Kartoffelstücke lehmbraun; das Schilf gelbbraun vertrocknend; nur das Wasser zwischen den zitternden Halmen schwärzlich, dick wie alte Tinte. Eine dreckige schwarze Brücke darüber. Und daneben auf einem Hügel voll Unrat, Topfscherben und Geröllen, die aus den Feldern hier abgelagert sind, eine windschiefe Eiche mit ein par kahlen Astspitzen über spärlichem Laub. Heuwagen sind vorbeigefahren und haben an den Zweigen graue Büschel hängen lassen, die im Herbstwinde wie Totenhaar schaukeln. Und über die Brücke kollert ein Wagen, mit alltäglich langweiligen Gesichtern. Er poltert scheußlich, dann versinkt er auf einmal lautlos in einer Wolke von Staub. Fern, wo sich die Waldkulissen perspektivisch zusammenneigen, ein einsamer Kirchturm.

Das wäre Fontanescher Boden.

Aus diesem dämmernden Turm hätte er dir die Vorzeit aufstehen lassen, sich hereinschmiegen lassen mit all ihren Stimmungen in dieses Schilffließ und diese Kartoffeläcker, bis die rollenden Wolken da oben die Nebel und Stürme der Geschichte wurden, die über Menschengenerationen rauschten wie hier über das trocknende Schilf.

Aus diesen alltäglichsten Menschengesichtern hätte er dir eine seiner wunderbaren schlichten Ezählungen herausgezaubert, von der Tragik der Alltäglichkeit, von der Qual, der Resignation, dem armseligen Trost, aber auch dem kleinen lieben Glück des kleinen Einzelnen, der als geschobener, windgestoßener Schilfhalm in der ungeheuren Masse treibt.

Die Züge dieser Landschaft hätte er dir dichtend in zwölf Zweizeiler gebracht, Ding für Ding, Farbe zu Farbe (diese fast immer gleichen, nur so ganz zart verschiedenen Farben) einfach aneinander reihend beinah wie zu einem trockenen Inventar und doch zuletzt so, daß in dem Kunstwerk dieser Wald und dieses Fließ und dieser Kartoffelacker

dir wie ein unendlich feines, seelenvolles Kunstwerk vor die Augen traten . . .

Wie die Meisten der mitwachsenden Generation habe ich Fontanes Namen zuerst auf der Schule kennen gelernt. Vor den Versen von Zieten dem Husarengeneral, im Lesebuch. Fontane erschien mir als einer der ganz Alten, wie der alte Arndt oder der alte Jahn.

Es kam mir wie etwas Unglaubliches vor, daß der Mann, der das gedichtet, noch leben sollte: er mußte hundert Jahre alt sein.

Aber er lebte und ich merkte es noch als ganz junger grüner Kerl. Die blutigen Kriege 64, 66, 70 waren vorübergedonnert. Über diese Kriege gab es mehrere dicke populäre Bände in rosenroten Umschlägen, überaus anschaulich dargestellt, aber inhaltlich ganz im hergebrachten Jargon. Als Verfasser zeichnete derselbe Theodor Fontane. Ich bin in einem Hause aufgewachsen, wo in treuem Glauben mit diesen drei Kriegen eine Art Kultus getrieben wurde. Schilderungen dieser Kriege wurden da gelesen und zu lesen gegeben wie ein Evangelium. Eine in jedem Betracht vollkommene, in edelstem Geistesgenuß frei und sorglos lebende Nation war von abscheulichen Nachbarvölkern unerhört provoziert worden, bis sie endlich zum Schwert griff und als stolze Siegfriedlichtgestalt sich Recht und Ruhe schaffte, auch im Dreinschlagen immer noch ein lichter Heros und selbstverständlich unbesiegbar. An diesem Gedanken erbaute man sich und man glaubte auf Jahrhunderte hinaus damit alle Konflikte nach außen und innen beseitigt. Mir verkörperte sich das alles in Fontane.

Wie ich dann aber selbst stärker ins Leben hineinwuchs, ging der Goldschein des absolut Erfüllten und Vollkommenen in Vergangenheit und Gegenwart naturgemäß auf ein bescheidenes Maß herunter. Der Glaube, daß die moderne preußische Geschichte das reine Heldengedicht sei; daß mit Kanonendonner der wahre Kulturfortschritt geschaffen werde;

daß äußere Waffenerfolge im Inneren die tiefe soziale Verworrenheit irgendwie ändern und bessern könnten: all der gute Glaube hielt vor der Wirklichkeit nicht stand.

In solcher veränderten Stimmung erschien mir gerade Fontane in der Erinnerung als der Typus jener Einseitigkeit, als der Typus des Soldaten im Gloire-Kampf, der sonst nichts sah und im eigenen Volke von einer gewissen künstlichen Lichtecke an abwärts vollkommen blind stand. Ich fühlte schlechterdings gar kein Band mehr zu ihm.

Dann kam ich in Berlin in seine wirkliche Nähe. Das gab nun noch ein ganz neues Bild. Weder ein alter Arndt ging da eisgrau um, noch ein schneidiger Militär von heute, der die Welt bloß mit seinem großen Degen kurierte. Auf den ersten Blick erschien etwas sehr viel Kleineres. Der immerhin schon alternde Herr dort im Theaterparkett mit den schlichten Zügen und dem schönen, feinen Auge war einfach ein Theaterrezensent, ein Zeitungsberichterstatter.

In diesem Sinne hörte ich auch mehr von ihm. Nicht die leiseste Spur eines Haudegens. Apotheker hatte er von Haus aus werden sollen. Dann hatte der Dichter sich geregt und es waren jene allbekannten Balladen entstanden. Lange war das wirklich schon her. Und dann hatte gleichsam als die Diagonale aus einem „bürgerlichen Beruf“ und dem „freien Poetentum“ im Lebenszwang jene gewohnte Bahn sich gezeigt: Redaktionsarbeit, Zeitungszwangsschreiberei. Nicht in bunter Uniform, sondern im Zeitungsdienst, als Reporter war er auch in die großen Kriege mitgezogen. Im Brotdienst hatte er jene dicken Bände darüber geschrieben, unmittelbar nach den Ereignissen, als also von besonnener, historischer Kritik noch gar keine Rede sein konnte. Und jetzt war er Theaterkritiker der Vossischen Zeitung . . . .

Man muß selber im Zeitungs- und Rezensions-Leben des Berliner Alltags Jahre lang stehen, um zu fühlen, was das eigentlich für eine Misere durchleben heißt, eine solche

Bahn. Gesinnungen, Wünsche, Illusionen, Kenntnisse: alles auf den Markt geworfen für den Moment, um im nächsten Moment vom Zeitungsblatt des nächsten Tages wieder beiseite gedrängt zu sein, eine fortgesetzte Schule, unreif zu reden, in den Wind und mit dem Winde zu reden und sich selber dabei bis an den Hals vor Ekel zu bekommen. Armer Fontane! Er war für mich jetzt nicht mehr der Typus eines mir unsympathischen Machtprinzips, sondern selbst einer der Gestoßenen im Lebenskampfe, mit dem man nicht rechten konnte. Ein Poet, der seine Kraft in minderwertigen populären Augenblicksbüchern und Theaterkritiken vergeuden mußte, armes Los!

Inzwischen und mit der Zeit lernte ich denselben Mann aber nun abermals von neuer Seite kennen und ganz unabhängig von allem Früheren schätzen.

Ich war aus dem Rheinland nach Berlin gekommen und mußte mich mühsam erst in die Mark einleben. Rheinlandschaft und Marklandschaft, — himmelweiter Kontrast. Und doch ist die eigentliche natürliche Verschiedenheit nicht das, was dem Rheinländer den Übergang in die Kiefernhaide so schwer macht. Der wahre Kontrast liegt in etwas viel Feinerem, etwas Seelischem.

Die Rheinlande sind seit vielen Jahrhunderten mit Dichteraugen angeschaut worden. Über dem trockensten sonnenverbrannten Weinberg liegt ein Hauch von Poetenfreude, von menschlichem Versenken in das kleinste Blättlein Schönheit in dieser Landschaft.

Der Fremde meint es wohl: es ist aber nun innerlich eine große Sünde zu sagen, die Mark sei nicht auch in ihrer Weise ein schönes Land, natürlich mit ganz anderer Art der Schönheit. Aber was der Fremde, vor allem der Rheinländer und Süddeutsche, vor dieser Landschaft erst wie eine graue Rauchwolke durchbrechen muß, das ist die Nüchternheit der Menschen, die Poesielosigkeit, die sich hier in der An-

schauung der Dinge ebenso seit Jahrhunderten faustdick vor die Dinge selbst gepflanzt hat. Fontane in seinen märkischen Wanderungen gab hier eine große Hilfe, lange Zeit geradezu die einzige, die existierte. Er konnte als Brücke gelten für eine poetische Auffassung der märkischen Landschaft. Ein starker Poet steckte in diesen Wanderskizzen und dabei gerade der, den diese Landschaft brauchte. Kein ganz Einheimischer, der in jener grauen Nüchternheitswolke von Anfang an erstickte. Und auch kein ganz Fremder, der falsche Lichter von außen hinein trug.

Fontane war geborener Märker, Neu-Ruppiner, aus der Bilderbogenstadt. Aber die Familie hatte französisches Blut in den Adern: das Tröpfchen Voltaire, das der altechte Märker gerade nicht hat. In seinem ganzen Wesen war Fontane ein Kind jenes Mischreiches zwischen zwei Nationen, das nie auf der Karte, sondern nur ab und zu in einzelnen Gehirnen bestanden hat und dessen größter Vertreter Chamisso ist. Das Einleben in die Marklandschaft wurde mir so zugleich ein Einleben in eine unschätzbare Seite Fontanes. Von hier habe ich den Dichter zum ersten Mal bewußt, nicht im Sinne von Lesebuchversen, in ihm kennen gelernt.

Mein Blick ging dann aber auch über die Wanderbilder hinweg zu seinen wirklichen alten Gedichten zurück und so überhaupt zu seiner Lyrik, die seit Jahren in einem einzigen schlichten Bande (nur einem!) vorlag. Ohne selber zu gewissen „patriotischen" Idealen zurückzukehren, begriff ich jetzt erst, aus der Landschaft, die er mich sehen gelehrt hatte, heraus, auch den Geist seiner Balladen bis in das Legendarische hinein. Im hellen Lichte geschichtlicher Kritik waren solche Sachen schwach und hilflos. Aber am Fleck verstand man sie, wie man die Rheinsagen am Rhein versteht, und man fühlte, wie der Dichter als solcher den Nerv getroffen hatte, der am Ort in Jedem mitklingt, ob er nun Legende oder Geschichte hört, ob er das wahre Wappen sieht oder

den grünen Epheupelz, der in der Luft des Ortes darüber gewachsen ist. Und er hat ja nicht bloß Legenden gedichtet.

Besonders in den späteren Auflagen der gesammelten Gedichte kam Perle um Perle hinzu aus der Tiefe des Menschen, Persönliches, Stimmungsblätter des eigenen Lebens. Dieses Leben war aber, einen kurzen Abstecher nach England für sich gerechnet, in derselben Mark hingegangen. Also auch hier märkische Landschaft, Kiefernwald, rote Ampferblüten, Sandplateaus, über die der Wind rollt. In solcher Landschaft schlummerten die Gräber seiner Lieben, die kleinen Tragödien seines Lebens, das nicht immer so glatt verlaufen war, wie es nach Außen schien, in dem aber alles dichterisch-rein war und menschlich echt. Und in ihr wurzelten alle die ernsten und lustigen Gestalten seiner Phantasie, wie der Gutsherr, der sich mit einer Birne in der Tasche begraben ließ, damit aus seiner Gruft ein freundlicher Baum für die Schulbuben und kleinen Mädchen wüchse, um nur einen zu nennen — es sind so viel andere.

So, nachdem ich mir den Dichter in ihm einmal herzhaft von Innen heraus für mich erobert hatte, dünkte mir freilich doppelt schade, daß diese prächtige, eigenwüchsige Dichterindividualität versauern sollte oder wohl schon versauert wäre im dummen Rezensionenschreiben, das jeder andere auch könnte. Und es konnte mir von ihm nicht leicht etwas Besseres passieren, als daß ich auch in diesem Punkte noch nach zwei Seiten gründlich aufgeklärt und des Irrtums überführt wurde.

Auf der einen Seite wurde ich durch das aktuellste Ereignis belehrt, daß dieser Theaterkritiker thatsächlich doch noch etwas Besonderes vor anderen voraus hatte und durchaus auch als solcher nicht in die große Masse hineinverrechnet werden durfte. Und auf der anderen lernte ich — mit der gleichen Verwunderung, die wohl fast alle Verehrer seiner Lyrik und seiner Wanderbilder an sich erfahren haben —

daß neben und vollends nachher jenseits der Kritisiererei auf seine alten Tage in diesem einzigen Manne noch einmal der Dichter für ein ganz neues Gebiet so gewaltig durchschlug und auferstand, wie es kaum vom stärksten Anfänger je erlebt worden ist.

Für den ersten Punkt wurde entscheidend der Winter 1889/90, der auch sonst so viel im modernen ästhetischen Leben entschieden hat.

Es kam die „Freie Bühne“ mit Vor Sonnenaufgang, der Familie Selicke, der Macht der Finsternis. Bis auf ein paar Ausnahmen blamierte sich die ganze Berliner Theaterkritik hoffnungslos. Diese Herren, die an allen Sorten armseligster französischer und deutscher Schwänke mit der Gravität Lessings die bedeutenden Seiten herausgefunden hatten, erwiesen sich als Taube und Blinde im Moment, da zum ersten Mal wieder ein Hauch echter Kunst über unsere Bühne wehte.

Gerade in diesem heiteren Sturmwinter aber wurde Theodor Fontane der Kritiker riesengroß, — so groß, daß sein eigenes Blatt, dem er diente, ihn schließlich verleugnen mußte, so groß, daß die ganze ästhetische Jugend, die Wildesten und Unruhigsten, ihm begeistert zujubelten. Dieser schlichte alte Mann, ein Siebziger an Jahren, bewies endgültig, daß er nicht bloß in der Mark und der preußischen Legende, sondern überhaupt in der Dichtung daheim sei und unabhängig von aller Tendenz Gold von Talmi zu unterscheiden wisse. Es war das Abendrot seines Kritikertums, das unmittelbar danach ganz aufhörte. Aber ein prachtvolles Abendrot, — eine wahre letzte Ehrenerklärung, daß die ganze Armseligkeit und Verknöcherung des konventionellen Kritisierens diesen schlichten Kopf nicht untergekriegt hatte. Er erkannte in dem Neuen die Dichtung und ging mit ihr und wenn noch so viel „Neues“ im äußerlich geradezu revolutionären Sinne mit unterlief. Wenn Fontane je in seinen Büchern

und Gedichten selber etwas Tendenz geritten hat, Tendenz nach veralteten Dingen zu: in diesen Tagen hat er es wett gemacht, als er so mannhaft für Hauptmann und Tolstoi um der Kunst allein willen und jenseits überhaupt von jeder Tendenz eingetreten ist.

Um dieselbe Zeit aber war Fontane selbst schon nicht mehr bloß der Lyriker, märkische Wanderer und Theater-Kritiker. Auf dem Gebiete des Romans hatte sich seiner innersten Kraft ein ganz neues Schaffensgebiet unwahrscheinlich spät noch einmal aufgethan, — und mit welchem Glück!

Der erste große Roman ging freilich fast spurlos vorüber: „Vor dem Sturm", 1878 zuerst in vier Bänden erschienen, später handlich in einen zusammengedruckt. Ich habe ihn erst Jahre nach seinem Erscheinen kennen gelernt. Es ist ein preußischer Geschichtsroman, man muß etwas Legende abziehen. Aber dabei ein wundervolles Buch. Sicherlich einer der besten historischen Romane, die wir besitzen. Ohne rechten Schluß, wie eine alte Chronik, über die hinaus die Weltgeschichte ohne Ende rauscht. Aber in seinem Rahmen von wahrhaft brennendem Leben. Bezeichnend genug, daß dieses Buch beim deutschen Publikum von damals nicht durchschlug. Wahrscheinlich hätte er viele Bände so weiterschreiben können, ohne daß die Masse es beachtet hätte. Inmitten aller patriotischen Phrase war das viel zu schwere, zu echte Kost, obwohl es selber auf extrem patriotischen Tendenzen stand. Vielleicht ist Fontane selbst durch den geringen Erfolg, der sein großes Buch wie einen Dutzendroman wertete und nach ein bischen „Achtung" glatt abfallen ließ, zurückgehalten worden, mehr in diesem historischen Ton zu dichten. Sehr schade darum. Er hätte all das Beste der märkischen Wanderungen uns mit der Zeit wohl noch in schönste gestaltende Dichtung umgießen können.

Schließlich muß man sich dabei trösten, daß er wenigstens der Tendenzgefahr mehr entging, als er von der Mitte der

achtziger Jahre ab sich fast ausschließlich auf den modernen Roman warf. Nun kam eine ganze Kette guter Sachen, die allmählich auch wirklich Erfolg hatten.

Während uns heute so viel gute Kerle in der Romanschreiberei mit sechzig oder siebzig Jahren hinsterben, deren Ruf auch genau auf dem Absterbetermin steht und eigentlich nur noch den Tod der Person erwartet, um ganz stockfinster auszulöschen, war der alte Fontane an der Schwelle des achtzigsten Lebensjahres glücklich auf dem Fleck, daß Zeitungen und Verleger auf ihn aufmerksam wurden als eine buchhändlerisch aufsteigende junge Kraft, mit der man noch viel Geld zu verdienen hoffte. Er wurde Mode! Fontanes Schreibweise war immer schlicht gewesen, echte Kunst ohne Bombast. Das Alter that nun ungewollt noch etwas hinzu: es gab der Schlichte immer mehr Reife, aber auch ab und zu einen Stich bis ins Nüchterne. Das fand man jetzt „naturalistisch" im Sinne eines Modeschlagwortes, und im letzten Jahrzehnt seines Lebens ist Fontane allmählich in der Litteraturschablone unter die strengen Naturalisten gerückt, also selber bei den Ibsen und Hauptmann eingereiht worden, die er als Kritiker so vorurteilslos zu würdigen verstanden hatte.

Auf diese wechselnden Modeetiketten kommt es nun im Grunde verzweifelt wenig an. Ihm ist wohl im Herzen auch nichts darauf angekommen, obwohl ihm der zeitliche Erfolg natürlich als solcher noch Freude gemacht hat. Was aber wirklich interessant bei diesen späteren Romanen ist, ist nun doch wieder die Tendenzfrage.

Fontanes politische, moralische und überhaupt „weltanschauliche" Tendenzen und Neigungen sind offenbar bis zuletzt immer dieselben geblieben. Und doch hat er sich mit diesen modernen Romanen weit über jenes blinde Modepublikum hinaus auch einen festen Stamm Verehrer in Kreisen geschaffen, die diesen seinen eigenen Tendenzen sehr

fern standen. Ich kann hier wieder von mir selbst reden; ich kenne aber auch eine ganze Menge Leute, die in ihren Anschauungen extremer und über Andersgläubige jedenfalls sehr viel intoleranter denken als ich, — und die doch für den Fontane etwa der Effi Briest ganz ausgesprochen schwärmen. Fontane hatte eben zwei Eigenschaften, und die kamen in diesen letzten Büchern immer glänzender heraus.

Einmal: er war zu sehr ästhetische Vollnatur, um in den Fehler grober äußerer Tendenzmacherei, die der Dichtung wie ein Zettel aufgeklebt wurde, zu verfallen. Seine Personen redeten keine Leitartikel, der Autor trat nicht aus der Kulisse und hielt Wahlreden oder moralische Predigten. Alles was er gab, lebte in der Dichtung selbst und nur in ihr.

Gerade in dieser Dichtung aber offenbarte sich das Zweite, was ich meine.

Als reiner Dichter war Fontane in gewissem Sinne größer als er selbst.

Sein schönes Beobachterauge, seine gerade, ehrliche Phantasieplastik waren in einer Weise, als lebten sie selbständig, in ihm selbst stärker, freier, unabhängiger als der reflektierende, vom Leben in bestimmte Formeln des Denkens, der Moral, des politischen Glaubens hinein erzogene und bewußt sich hier fühlende Mensch, der als „Fontane" unter uns umging.

Ich glaube, ich bin selbst einmal persönlich bei ihm gegen diesen leisen, aber eigentlich gerade so fruchtbaren Widerspruch angerannt. Ich hatte seinen Roman „Quitt" irgendwo öffentlich besprochen. Hatte gesagt, was ich nach einer gewissen ethischen Seite echt modern herausgelesen zu haben glaubte. Und hatte das so Empfundene äußerst warm gelobt. Man schrieb nun zu seinen Lebzeiten nicht leicht über Fontane im guten Sinne, ohne von ihm einen seiner liebenswürdigen Briefe fast postwendend zu erhalten, reizend

individuelle Briefe, in seiner drollig verschnörkelten Schrift, in der ich immer noch ein Schwänzchen des alten Apothekers, vielleicht das einzige bei ihm, zu sehen meine. Diesmal gab er mir, obwohl freundlichst umhüllt, ein kleines Tadelsvotum. Ich hätte Sachen aus seinem Buche herausgelesen, von denen er selber der Absicht nach durchaus nichts wüßte, und wenn ich diese Sache lobte, so müsse er leider bestreiten, daß sie überhaupt darin ständen. Ich antwortete ihm, daß er in einigem vielleicht recht hätte, daß ich mich im ganzen aber auf den guten Spruch aus Vischers „Auch Einer" beriefe: „Ein Dichter ist immer gescheiter, als er selbst, freilich aber auch dümmer, als er selbst." (Im Roman „Auch Einer" Band II, S. 297.) Wenn ich recht berichtet bin, so hat er das, obwohl es etwas derb war, nicht mißverstanden und gut aufgenommen.

Vischer, der alte derbe Vischer, der in der Theorie oft so dick daneben schlug, in einem gewissen Stamm gesunder ästhetischer Erfahrungen aber kaum zu übertreffen war, hatte mit dem unverfrorenen Satz wohl sagen wollen, es müsse in jedem Dichter noch etwas stecken, was über seine eigene Selbsterkenntnis hinausgehe, was intuitiv größer sei als seine eigene Reflexion und vor dem diese eigene Reflexion selber dumm stände.

Ich meine heute noch, daß das geradezu prägnant auf den ganzen Fontane trifft.

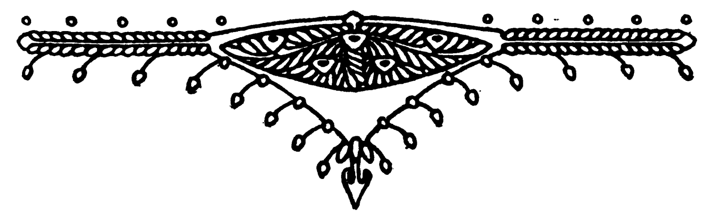
Ein Roman etwa wie „Effi Briest" ist mir ein moderner Sozialroman im höchsten Sinne; für den richtig Sehenden schildert er vernichtend geradezu den Fluch der Philisterenge, den inneren Zusammensturz gewisser oberflächlicher Moralweisheiten, die grauenhafte Leere gewisser Gesellschaftskreise, die Armseligkeit eines Mittelchens, wie es ein Duell darstellt, gegenüber Konflikten eines Menschenlebens. Es besteht nun aber in der That gar kein Zweifel, daß Fontane selbst, der reflektierende, selber gewissen Gesellschafts- und Moral-

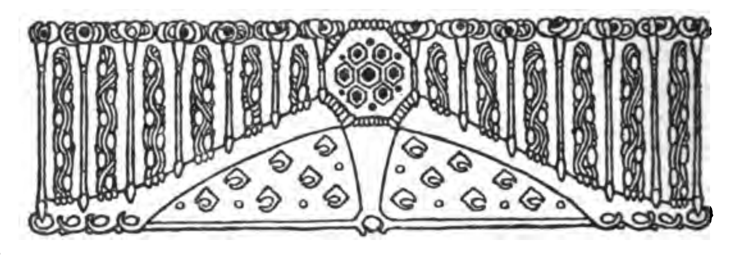
tendenzen huldigende Mensch, so weit durchaus nicht gehen wollte. Die Wahrhaftigkeit des Dichters, die innerliche Wahrhaftigkeit, die noch mehr ist als irgend eine naturalistische Doktrin, hat ihn einfach mitgerissen, über sich selbst intuitiv hinausgerissen.

Eigentlich nirgendwo erscheint die tiefste, heiligste Kraft des Dichters so eklatant wie vor solchem Falle. Der Dichter muß echtes Leben schaffen über den Kopf aller seiner eigenen Vorurteile hinweg. Es ist, als zeuge die Natur neu durch ihn und benutze sein Gehirn einfach als Leitungsbahn dabei, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, was in gewissen Schubfächern dieses Gehirns noch für subjektives Material herumliege und sich gedanklich wohl gar als die Hauptsache im gewöhnlichen Leben gebärde.

In diesem Sinne ist der alte Fontane allerdings ein Naturalist von einer Energie gewesen, wie nur wenige neben ihm sie besessen haben. Jedenfalls ist ihm aber nach dieser Seite passiert, was allemal nur mit ganz großen Dichtern in solchem Maße sich ereignen kann.

Es wäre eine hübsche Sache, wenn sich das uns allen allgemein so machte: daß wir mit unseren Handlungen längst im Neuen und Zukunftlichen lebten, wenn auch unsere Tendenzen noch so weit zurück sein möchten. Nur zu oft geht's leider gerade umgekehrt: die Tendenzen strahlen Morgenrot wieder, die praktische Hand aber, die zugreift, tappt noch in den dicksten Nachtnebel hinein.





Heine im Abendrot seines Jahrhunderts

. . . . endlich stopft die Mäuler, —
Aber ist das eine Antwort?

Heine



VOR mir an der Wand hängt ein alter vergilbter Stich. Nach einem Popperschen Gemälde von 1843. Heine im Schlafrock, mit offenem Hemdkragen, äußerst schlicht; aber im Auge ein eigentümlicher Glanz, ein echter Dichterblick, den kein anderes Heine-Porträt so besitzt. Am Rahmen stecken ein paar Buchsbaumzweige, — von der Grabstätte auf dem Friedhof Montmartre zu Paris.

Ich denke der Stunde, da ich sie gepflückt.

In der Zwielichtwende eines Winternachmittages. Die Gräber da oben alle im tiefen Schnee. Und unten die unablässig rollende, grollende Weltstadt, von der ein rotfahles Licht in den Nebeldunst rann, wie Blut und Pulverdampf einer Schlacht im Thal.

Das Jahrhundert selber schien da unten zu brausen, mit seinem rastlosen Wellenschlage eines Meeres von unhemmbarem Leben. Hier das Grab aber lag wie auf dürrer Stranddüne, armes Gebein eines Schiffbrüchigen, das der Sturm ans Ufer gespült.

Mich faßte der melancholiche Gedanke, welchen geringen Kraftaufwand die Natur nur gebraucht, um einen Menschen, ob groß, ob klein, persönlich aus der Flut seines Jahrhunderts herauszuwerfen. Ein paar Rückenmarkskrämpfe, eine kleine Gabe Morphium zuviel. Und die Welle greift das Gebein und schleudert es auf den Dünensand. Aber ein anderer Gedanke kreuzte den ersten mit siegender Gewalt. Wie unendlich schwer umgekehrt, ja unmöglich es ist, eine Geisteskraft, eine echte Geistesindividualität, die in ihrem Jahundert einmal festen Fuß gefaßt, wieder unterzukriegen, wieder herauszubringen aus dem großen Ideenleben einer Zeit.

In diesem Sinne war das Grab hier oben leer. Der Mann war niemals gestorben. Aus dem roten, rußigen Qualm da unten schien es aufzuwogen von riesenhaften Gestalten, bald im Schatten, bald im Licht, ein Titanenkampf. Und dieser Mann war mitten darunter, unentwegt. Der Genius der Menschheit hielt seinen unzerstörbaren Schild über ihn, und er stand aufrecht wie einer jener naiven gottverbündeten homerischen Helden, die lächelnd wie ein Kind auf ihrem Streitwagen sausen, und die Speere biegen sich krumm an der blauen Luft, weil eine Göttin unsichtbar ihren Schleier vor sie wirft.

Wir sind Heine trotz der hundert Jahre noch so nah, so greifbar nah. Eben erst ist, uralt, seine Schwester gestorben, die nur ganz unbedeutend jünger war als er selbst. Die Jahreszahl mahnt uns, daß gerade auch das Jahrhundert als solches herum ist. Wer will heute mit gutem Gewissen schon den engeren Nekrolog des neunzehnten Jahrhunderts schreiben. Will persönlich messen, wer groß, wer klein in ihm war. Auch Heine steht noch viel zu sehr neben uns. Es ist eine Täuschung, eine Täuschung der Liebe so gut wie des Hasses, wenn wir meinen, ganz objektiv sein Werk heute schon werten zu können.

Aber ich glaube, eines können wir auf alle Fälle schon

klar beurteilen: die ungeheure Widerstandskraft in Heine; die fabelhafte Energie, mit der er überhaupt stehen geblieben ist; die Fähigkeit, eine Generation um die andere immer wieder zu zwingen, daß sie sich vor ihm in Freund und Feind teilt, und dann angesichts dieser immer erneuten Teilung mit all ihrem Sturm der Liebe und des Hasses unerschütterlich stehen zu bleiben.

Hier liegt ein Kriterium der Größe, das zunächst Freund und Feind selber und die Frage, wer von ihnen Recht hat, gar nichts angeht.

Wenn wir von einem sonst verschollenen Manne der Weltgeschichte nur die eine Thatsache wüßten, daß noch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode und hundert Jahre nach seiner Geburt eine ganze Menge Menschen bei der bloßen Erwähnung seines Namens in ein tobendes Wutgeheul ausgebrochen seien und nach Waffen oder der Polizei geschrieen hätten, um sich dieses Scheusals zu erwehren, — ob uns wohl etwas anderes übrig bliebe, als diesen Mann mindestens für eine bedeutende und merkwürdige Gestalt seiner Zeit zu halten?

Eine besonnene Geschichtsschreibung arbeitet dabei heute wohl überhaupt nicht mehr so lebhaft mit „absoluten Scheusälern", sie erinnert sich vielleicht eher des großen Wortes „Nemo contra Deum, nisi Deus ipse". Aber das selbst beiseite.

Ich meine, man brauchte von Heine thatsächlich heute gar nicht zu wissen, daß er auch Freunde gehabt hat und hat. Lassen wir bloß die Schriften seiner Gegner erhalten sein, so ließe sich vortrefflich daraus nachweisen, was für ein riesiger Kerl er auf alle Fälle gewesen sein muß. Wie viel Bücher, wie viel Aufsätze, wie viel Biographieen haben sie über ihn schreiben müssen. Wie hat er sie in Atem gehalten und hält sie bis jetzt immerfort. Und dabei giebt es eine ganze Reihe solcher Bücher, die ich nie in die Hand nehmen kann, ohne mir zu sagen: was ist dieser Heine doch

für ein Riesenkerl wirklich gewesen, daß er den und den in solche Urteile hinein treiben konnte.

Nehmen wir unseren Hofhistoriographen Treitschke mit seiner wahren Darstellungskunst und seinem übertreibenden Donner des tauben Genies. Oder den alten lieben Staatsrat Viktor Hehn hinter seinem dampfenden Punschgläschen. Oder, ein starker Absturz ja schon, Herrn Sandvoß-Xanthippus, der eine furchtbar gut gemeinte, aber furchtbar komische Broschüre „Was dünket Euch um Heine?" geschrieben hat. Oder den heute schon etwas antiquierten, ebenfalls kreuzbraven Karl Gödeke, oder meinetwegen selbst Rosegger.

Sagen wir in Pausch und Bogen, daß alle diese Leute Sinn und Achtung für Dichtung besaßen. Von Treitschke und Viktor Hehn mindestens ist zu beweisen, daß ihr ästhetisches Feingefühl sogar ein über das Mittelmaß beträchtlich hinaus entwickeltes gewesen ist. Man schreibt keinen Stil wie diese beiden, ohne selbst ein latenter Dichter zu sein, und von beiden haben wir ästhetische Urteile über andere als Heine, die ersten Ranges sind. Welche Kraft muß nun Heine ausgeübt haben, daß diese Männer ihm gegenüber so völlig aus ihrer eigenen ästhetischen Haut herausfahren konnten, um das über ihn drucken zu lassen, was gedruckt vorliegt. Von einem Gedicht wie „Du bist wie eine Blume" mit dem Vers, „Betend, daß Gott Dich erhalte" lesen wir da, daß es eine Blasphemie ist, weil Heine nicht beten konnte. Wir lesen (bei Treitschke), daß der vernichtend bitter richtende Vers „Nur wenn wir im Kot uns fanden, So verstanden wir uns gleich" ein „behagliches Geständnis" von Heines eigener „Selbstverhöhnung" ist. Wir werden belehrt, daß die scheinbaren Nachtigallenlaute Heinescher Lyrik nur ordinäre Nachbildungen in der Art sind „wie mancher seiner Stammesbrüder mit der Zunge kunstreich zu schnalzen versteht, daß man wirklich eine Nachtigall zu vernehmen glaubt." (Hehn.)

Solche Urteile sind psychologisch ungemein lehrreich.

Wenn wir mit solchen Mitteln allgemein in der Ästhetik arbeiten wollten, so wäre Goethe eine Karnevalsposse, und jede Kritik könnte sich getrost selber den Hals umdrehen. Solche Urteile sonst fein gebildeter, sachlich ernster, ästhetisch zurechnungsfähiger Männer sind wie im Rausch gefällt. Man wird mir einwerfen, Heines Sünden moralischer, politischer, stammesgemäßer u. s. w. Art seien eben so himmelschreiend, daß dies die unvermeidliche Folge war. Aber ich untersuche ja jetzt nicht auf Sündhaftigkeit und andere Werturteile. Ich meine bloß: wie enorm muß die Kraft, die Suggestionskraft, gewesen sein, die, von irgend einer Ecke Heinescher Individualität ausgehend, derartig das gesunde ästhetische Fühlen sonst durch und durch künstlerisch empfindender, zum Teil genialer Naturen verwirren oder geradezu ausschalten konnte!

Das Ausschalten jeder ästhetisch zulässigen Methode würde dabei charakteristisch sein, wenn es sich auch nur um den dümmsten dichterischen Stümper handelte. Ich denke aber doch in allem Frieden: darum kann es sich beim besten Willen hier nicht handeln. Überlegen wir uns bloß einen Moment, wer alles an heterogenen Elementen in diesem Jahrhundert unter dem Banne Heinescher Lyrik gestanden hat, ohne sich losmachen zu können.

Vom alten Chamisso, der Heines Bild einst anstandslos zum Schrecken der braven Schwäblein in einen Almanach brachte, und dem alten Alexander von Humboldt, der von Heines „herrlichem" Buch der Lieder mit seinem Atem „tiefen Naturgefühls" sprach, bis auf Hermann Hüffer, den liebevollen Biographen nicht bloß Heines, sondern auch der Droste-Hülshoff, dieser vielleicht zartesten, edelsten, reinsten Gestalt neuerer deutscher Dichtung. Mir schwebt persönlich ein Moment vor, wie Gerhart Hauptmann bei mir war und zufällig einen Band Heine vom Regal nahm, einen Vers

aufschlug, und wie es aus innerster Seele da bei ihm kam: „Was war das für ein Dichter, der auch nur diese Zeile geschrieben hat!" Das Umgekehrte habe ich vor langen Jahren allerdings einmal mit Wildenbruch erlebt, der mir seinen tiefsten Abscheu vor Heine aussprach. Das rechnet eben wieder in jenes Treitschke-Hehn-Conto. Denn auch das ist gewiß der Ausspruch eines ehrlichen und echten Poetengemüts. Aber hier kommt eben wieder jene andere Suggestionskraft ins Feld, die das Ästhetische lahm legt.

Summa: es hilft alles nichts. Ob so, ob so, kommt ein eminent starker Kerl heraus, ein wahrer Zauberer, ob wir's nun messen an den Fällen, wo er das Auge naiv Sehender blitzen läßt, oder an den anderen, wo er eine wahre ästhetische Farbenblindheit momentan erzeugt.

Fügen wir noch eins hinzu, etwas recht Bezeichnendes. Der Mann ist so stark, daß er heute noch sein Denkmal in Deutschland dauernd verhindert.

Wir sind auf dem Punkt, wo das ein Sieg ist, ein Sieg des Intellektuellen.

Herrn Piepmeyer aus Schilda kann das unmöglich passieren. Sein Denkmal ist gezeichnet und sicher, sobald nur der Name Piepmeyers, des Allverehrten, erklingt. Heine versteht es noch heute, vor Herrn Piepmeyer etwas voraus zu haben. Keiner seiner kleinsten Erfolge, und wieder eine ganze Armee geschlagen.

Es hätte mit wunderlichen Dingen zugehen müssen, wenn Heine nicht einen ganzen Kometenschweif von Irrtum, Zweifeln und Wut hätte hinter sich herziehen sollen. Ein Mann, der solche Anforderungen stellte, wie er!

Ich habe Heinesche Verse zuerst in meinem Elternhause aus dem Munde meiner Mutter, einer Seele von kindlicher Reinheit, gehört, Verse wie das liebliche „Klinge, kleines Frühlingslied". Mein Vater liebte Börne und konnte Heine nicht ausstehen. Heines Werke existierten nicht im Hause.

Jene kleinen Liedchen aber wurden mitgeteilt, ohne daß man sich erinnerte, daß sie von Heine waren — wie ein deutsches Volkslied.

Heute erscheint mir das charakteristisch. Ich sehe das „Buch der Lieder" auf einer stillen Wanderschaft — in kleinen Zierbändchen mit Goldschnitt, die eine zarte Hand der anderen weiter giebt — leise sich einbürgernd in den ganz weichen, sensibeln, romantischen Gemütern. Die „Wallfahrt nach Kevlaar" rührt tief religiöse Naturen im Innersten, bis in einen Seelengrund, wohin sonst neuere Poesie nur in den seltensten Fällen vordringt. Die Liebespoesie einzelner Gedichte triumphiert dort, wo fast das Wort „Liebe" schon zu roh ist, um die Empfindungen auszudrücken.

Und nun dazu ein ungeheurer Kontrast.

Ich besuche eine Berliner Arbeiterversammlung. Sie hält eine Heine-Feier ab. Alles steht mitten im wildesten Gären und Ringen unserer Zeit. Die Organisation, die diesen Verein hier geschaffen hat, ruht durchaus auf politischer Grundlage. Wenn man sich mit Ästhetik beschäftigt, so geschieht das erst auf dem Umwege über politisches Streben. Es ist ein Streben inmitten der grellen Not der Zeit. Alles hat etwas Strenges, Hartes, unerbittlich Beleuchtetes. Schon der äußere Anblick, dieses Lokal, zitternd vom Wagenrollen der Großstadt, die Gasflammen undeutlich im Nebel von Tabaksqualm, Bierdunst und herbe, geprüfte Gesichter. Ein Redner steht auf und schildert Heine. Heine ist „unser Dichter". Ein Rufer im Streit der Freiheit. Einzelne Verse gleißen durch die Rede wie Wetterleuchten. Man ahnt die schwarze Gewitterwolke, die jetzt noch hinter dem Horizont steht. In der Diskussion über den Vortrag fällt ein Wort, ein Citat . . . und der überwachende Polizeibeamte setzt den Helm auf und löst die Versammlung auf.

Welcher Abstand der beiden Bilder! Und doch lebt der Dichter wirklich fort in beiden. Der Mann, der die „Heim-

kehr", die „Wallfahrt nach Kevlaar" gedichtet hat, hat auch jene trotzigen Freiheitsverse gesungen, die heute noch Waffen im erbittertsten Kampfe sind, schneidende Waffen. Es ist der ganze Reichtum seines Werkes, der aus diesem Kontrast spricht. Aber unwiderstehlich wird auch daraus klar, daß aus dem Zusammenstoß solcher Gegensätze eine Drachensaat von Mißverständnissen aufgehen muß.

In der Seele eines Menschen läuft vieles mit feinem Räderwerk aneinander hin, ohne daß es Stöße giebt. Je bedeutender ein Geist, desto tiefer der Spielraum des ganz Geheimnisvollen in seinen Grund hinab. Da mag das „Unmögliche" möglich sein. In den Wirkungen nach außen aber wird jedes dort nur im Geheimnisvollen Verknüpfte unerbittlich zu einem logisch klaffenden Widerspruch.

Die Schablonen des äußeren Lebens bilden Wälle, die ewig starr die Flut brechen.

Eines Tages mußten so und so viel zarte Herzen, die jenen weichen, träumerisch-mystischen Lyriker ehrten, um des wilden Freiheitssängers willen an ihm irre werden. Er war, schien es, nur im Mondschein und unter Nachtigallenschluchzen mit ihnen gewandelt, um nachher im grellen Tag aber auch alles unter ihnen zu zerschlagen, selbst den Quadergrund hergebracht selbstverständlicher sozialer und (damit zusammenhängend) ethischer Ideale und Institutionen. Man schmäht aber niemand herber als den, dem man einmal vertraut und den man in diesem Vertrauen geliebt hat. Auch noch in jenen giftigsten oben erwähnten Urteilen vermißt man nie zwischen den Zeilen der größeren, tieferen Kritiker wenigstens jenen letzten, bittersten Vorwurf: wir haben einmal — oder wir hätten doch beinah einmal bei dieser, jener Stelle selbst für ihn geschwärmt; wir wußten bloß damals noch nicht, was für ein Lump uns bezaubert hatte. Ein Lump natürlich in jenem anderen Sinne. Ein Freiheitslump.

Auch das Umgekehrte konnte natürlich nicht ausbleiben.

Es ist heute verwischter. Die heute für Heine eintreten um seiner aktuellen Ideen im Freiheitskampfe der Stunde willen, kümmern sich durchweg mit Recht den Teufel um das „Buch der Lieder“, im Guten oder Bösen. Aber es war nicht immer so, und auch das erklärt vieles. In Börnes Tagen, noch zu Heines Lebzeiten, hat man ihm als Schlimmstes vorgeworfen, daß er eben kein echter Freiheitler sei, sondern daß der zarte romantische Poet ihm allezeit wie ein Kobold im Nacken sitze. Wir haben auch die schon gehabt, und wer weiß, ob sie nicht eines Tages wieder kommen könnten (was der Genius fortschreitender Menschheit verhüte), die es machen wie jener tragisch bornierte Held Turgenjews — der sich selbst für ein verlorenes Schaf im Fortschrittskampfe erklärt, weil er heimlich Verse schmiedet. Ein Dichterlump.

Man muß aber, um den Dingen unbefangen auf den Grund zu schauen, doch auch noch in jenes Geheimnis der Individualität Heines selber ein Stück weit vorsichtig hineinleuchten. Erst dann, glaube ich, kommt das Ganze wirklich zu Tage und es kommt zugleich an die Schwelle absoluter Versöhnung für jeden, der wieder jugendlich reif dafür ist — ohne jene Schlacken des Glaubens und nachfolgenden apostatischen Verfluchens. Für das „neue Geschlecht“ „mit freien Gedanken, mit freier Lust“, von dem Heine selber im Wintermärchen singt.

Es ist ein altes und in seiner Abgedroschenheit wirklich heute ein recht dummes Wort: in Heine stecken zwei Naturen. Leute haben's erfunden, die in jenem Kontrast stecken geblieben waren. Sie meinten ein Großes gefunden zu haben, wenn sie den Kontrast der Wirkung in das Gehirn des Autors schoben. In diesem Gehirn sollten sich Zeit seines Denkens ein Lump und ein Heiliger befehdet haben. Je nach der Parteistellung verschob sich der Heilige zum Lumpen und umgekehrt. Aber man hatte doch eine Erklärung.

Die Wahrheit ist, daß in Heine zwei große Linien seines Jahrhunderts sich kreuzten. Sein Jahrhundert war es, das in ihm kämpfte.

Kleinen Geistern giebt ihr Jahrhundert in ihrem winzigen Stromabschnitt irgend eine feste Direktive, in der sie laufen, mit der sie siegen, oder im verklärendsten Falle als Märtyrer sterben. Die großen, weite Stromnetze umfassenden Geister sind es, die die Kreuzungsstellen mit bekommen. In Heines Leben und Dichten erscheinen zwei große Jahrhundert-Motive fast bengalisch hell gekreuzt.

Im achtzehnten Jahrhundert wird zuerst ein Gedanke allmächtig. Die Idee, daß alles treibt, alles in Fluß geraten kann. Daß es keine ewigen Institutionen giebt. Nirgendwo. Religiös nicht, moralisch nicht, sozial nicht, ästhetisch nicht. Alles fließt, zerfließt zu seiner Zeit, ordnet sich neu. Das Wesen der Dinge ist nicht ein gegebenes Gesetz, sondern eine Entwickelung. Im Januskopfe der Weltgeschichte ist nicht das abgewandte Antlitz, das hinter den Wolken der Vergangenheit die unzerstörbare Offenbarung sucht, der Steuermann, sondern das vorwärtsschauende, vor dem ewig neue Küsten blauen.

Die Geburtsstunde dieser Idee liegt strenggenommen noch ein Stück weiter zurück. Bei Kolumbus, der eine neue Erdhälfte aufreißt, die Kultur nach dort hin zum brausenden Abströmen bringt. Bei Kopernikus, der die ganze Erde in den Weltraum wirft als sausenden Ball. Bei der Reformation, die den Ideen-Weltteil Rom zum Wanken bringt. Bei den kämpfenden Bauern, die selbst dieser Luther noch nicht versteht. Auf dem roten Scheiterhaufen des Giordano Bruno, wo die alte starre Philosophenweisheit, ohne es zu wissen, sich selber als Phönix verbrennt und als vorwärts rollende Weltalls-Philosophie einer jungen Zeit aufersteht; die Harmonie der Dinge steht vor uns; jedes Stäubchen unseres Leibes soll einmal Gott werden, aber erst in Äonen der Entwickelung.

Das alles aber ist nur wie Morgengrauen. Im achtzehnten Jahrhundert erst fliegen die ganz großen Minen, die Jahrtausende angelegt, eine nach der anderen auf. Mit Rousseau geht das Admiralschiff der alten Ethik in die Luft. Mit dem Dichter des „Prometheus“ eine ganze Flotte Glaube, Altväterweisheit, Rücksicht, ästhetische Unfreiheit. Endlich kracht die französische Revolution los. Die politischen Säulen brechen auf der ganzen Fläche Europas wie Stroh. Und in einem furchtbaren Pulverdampf wird das neunzehnte Jahrhundert geboren. Alles ist aus Rand und Band, im wilden Zeichen der entfesselten Umwandlung als Kulturprinzip. Da erheben sich jetzt, im neuen Jahrhundert selbst, zwei Möglichkeiten, zwei Fragen.

Es ist Thatsache, daß alles donnernd fließt. Aber ist diese Thatsache eine gute oder eine schlechte?

Es sind zwei ganz verschiedene Antworten denkbar. Die eine ist pessimistisch, die andere optimistisch. Beide erkennen den Sturm der Dinge an. Aber der einen ist er bloß Sturm, Spektakel, Unruhe. Der anderen ist er die siegende Logik, der Fortschritt, die wirkliche Entwickelung zur höheren Harmonie.

Philosophisch könnte man diese beiden Auffassungen im neunzehnten Jahrhundert kennzeichnen durch die Namen Schopenhauer und Darwin. Schopenhauers Weltbewegung gipfelt in der Einsicht des letzthin Sinnlosen dieser ganzen „Welt“, in ihrem Absturz ins Nirwana. Bei Darwin erscheint ein endloser Prozeß, der unter furchtbaren Kämpfen doch absolut aufwärts geht. Unbekannt woher, unbekannt wohin. Aber aufwärts.

Das ist jedoch nur die extremste philosophische Ausprägung. In der Dichtung erscheint alles verwickelter, verschleierter. Im Grunde sind die Gegensätze auch hier klar. Ist die Entwickelung der Dinge, die da heranstürzt wie ein Katarakt, die Linie zur Erfüllung des Ideals? Oder ist sie

bloß ein Geräusch, das uns stört? Giebt es eine Erfüllung der Ideale in dieser Welt? Giebt es keine? Soll der Dichter mitschwimmen? Soll er sich im Winkel verkriechen? Soll er aus dieser Flut die Kraft endlich schöpfen, an allem zu zweifeln, den Weltschmerz zu singen? Oder soll er die Saiten seiner Harfe selber mitklingen lassen in dieser wilden Zugluft, ein Helfer der Entwickelung in mittönender Seelenkraft?

In den Schwall dieser Gegensätze ist Heine eingetreten gleichsam von der Wiege an.

Man hat ihn so oft mit Goethe verglichen, schmähend bald und bald in guter Absicht. Goethe kam aus einer sozial, philosophisch, moralisch, ästhetisch noch so gut wie ruhenden Kultur. Es ist das einer der Fonds seines in sich harmonischen Lebens gewesen. Was er Fortschrittliches fand, fand er in einer gewissen Behäbigkeit des Findens. Er selbst war gewiß in seinen frischesten Jahren eines der berufensten geistigen Werkzeuge des ethischen, religiösen, ästhetischen Fortschrittes seines Jahrhunderts. Aber den groben Kanten ging er mit Naturell und Glücksstern möglichst aus dem Wege. Nie, in seinem langen wechselreichen Leben nie, ist er zum Renegaten an der Idee geworden, die gleichsam den Kompaß ins geistige neunzehnte Jahrhundert abgiebt: daß die Ideale „von dieser Welt“ seien und in der realen Entwickelung der Menschheit lägen. Schiller ist hier weit hinter ihm zurückgeblieben. Aber es gab mindestens eine späte Zeit auch bei ihm, wo er partiell resignierte. Die Politik schien ihm, nachdem er nacheinander Duzfreund Karl Augusts geworden, die Kampagne in Frankreich mitgemacht und Napoleon gesprochen hatte, ein hoffnungsloser Dünensand.

In Wahrheit lagen hier, allerdings ganz anders als er ahnte, die folgenden Entwickelungsphasen der sozialen und ethischen Idealwanderung trotz alledem auferstehungsbereit begraben. Die beizende Macht des Staubes war aber so

groß, daß selbst er sich an dieser Ecke, reserviert wenigstens, abwandte. Und alles Kleinere wandte sich ab ohne Reserve.

Die Pseudo-Idee stieg neben und hinter ihm breit auf: daß der Dichter sich im Kämmerlein zu bergen habe. Dort klagte er, klagte hoffnungslos. Alles war ein Jammerthal. Dichter und Welt waren komplette Gegensätze. Schiller hatte noch in einer künstlichen Weise und mit der Wucht seiner prachtvollen Persönlichkeit das „Ideal" als überweltlichen Regenbogen gemalt. Jetzt sah man nur noch eine überweltliche Regenwolke. Man sang die jammervolle Verlorenheit des Menschen, — nicht die Weltferne, sondern den Bankerott des Ideals.

In diese Stunde hinein ist Heine geboren worden, — nicht aus der ruhenden Kultur der Goetheschen Jugend heraus, sondern im wildesten Tohuwabohu des wirklichen neuen Entwickelungsstromes, der politisch gerade über Stock und Stein sauste.

Es ist recht bezeichnend, wie wir im Wirrsal nicht einmal Heines Geburtsdatum haben. Gegen die Wende des Jahrhunderts ist er geboren worden, aber die Ziffer schwankt. Man fühlt, daß sozial in dieser Zeit alles durcheinander war. Der kochende Revolutionskessel spukt nach Deutschland herüber. Goethe war noch mit so sicheren Papieren geboren. Er hatte als Geistesmacht sein Bestes gethan, alle religiösen, ethischen, ästhetischen Papiere der Menschheit durcheinander zu wirbeln, zu kassieren und neu zu schaffen. Aber auf seine sozialen Legitimationspapiere hielt er. Heine wird auch ohne sie geboren.

Das erste dann, was Heine als Dichter erfährt, ist die volle Reaktion gegen den furchtbaren allgemeinen Sturm.

Die Reaktion der Poeten.

Sie haben die wilde Zeit allenthalben mit anbahnen helfen. Jetzt sind sie entsetzt. Alles ist robust geworden, — die Sensitiven flüchten.

Aber der Genius der Dichtung ist im Innersten doch kein Hasenfuß. Eines Tages besinnt auch er sich zurück. Die pessimistische Welle ebbt, die optimistische Welle steigt. Ein freiheitlicher, entwickelungsfroher Hauch gerät, abermals den Dingen angepaßt, in die Poesie. Das ist die zweite Linie des ästhetischen neunzehnten Jahrhunderts — die, in die Heine nicht hineingeboren ist, die er aber allmählich entdeckt.

Es ist das tiefste, diskreteste Geheimnis seines Schaffens, wie die beiden Linien sich kreuzen.

Als Weltschmerzler mit der Poesie des Weltflüchtigen im Winkel setzt er ein. Die Welt tobt und rast, der Poet hält sich die Ohren zu.

Aber was er jetzt innerlich raunen und rauschen hört, ist deswegen kein Fröhliches, ist selbst kein Ideal mehr. Es ist ein trauriger nervöser Schatten. Die Welt ist schlecht. Selbst die Liebe taugt nichts. Die blaue Blume wächst nicht jenseits der krausen Welt in einen wahren mystischen Himmel, sondern sie vegetiert als arme Kellerpflanze. Weltverachtung ohne Weltüberwindung. Weltschmerz mit kühlem Rationalismus, der weiß, daß er, wenn er sich den Hals umdreht, doch in dieser profanen langweiligen Erde stecken bleibt. Das alles aber eines Tages sieghaft durchbrochen.

Eines Tages der Umschwung, daß der Dichter genau das Umgekehrte versucht. Statt Abkehr der Versuch, mit der tosenden Welle der Entwickelung optimistisch zu schwimmen. Die Stillen des Dichterwinkels, die sich an der pessimistischen Romantik gefreut, klagen: daß jetzt der Poet erst zum Pessimisten werde. In Wahrheit hat er seine Stellung total geändert. Er schwimmt mit dem hellen Strom des ethischen, sozialen, religiösen Fortschritts.

Wenn er jetzt grollt und blitzt, so saust der Strahl nicht mehr gegen die „Welt", sondern gegen das Alte, Zerbrechende, Absterbende innerhalb der großen Entwickelungswelt. Vorher

traf er vom Ufer den Strom. Jetzt kämpft er im Strom gegen Klippen. Gegen schwarze, schwarzrotgoldene, schwarzweiße. Gelegentlich auch rote, wo er sie als Hemmniß glaubt. Auf das Recht oder Unrecht im Detail kommt ja gar nichts an. Überlassen wir das den nächsten hundert Jahren. Die Hauptsache ist, daß er den Anschluß findet, den Anschluß an das Ideal überhaupt und das Ideal in dieser Welt, die veränderte Kampflinie des Pessimismus, vom Pessimismus gegenüber der Welt zum Pessimismus gegenüber dem Veraltenden, Sterbenden, Gezeichneten innerhalb einer aufsteigenden Entwickelungswelt.

Nun aber: das alles in demselben Menschen.

Mit dem Her und Wider des Individuums, in dem an sich nichts stirbt. Was wir im Verstande ausjäten, kommt im Traume wieder. Der Poet lebt an der Traumgrenze. Es bleibt ein Durcheinander der sich kreuzenden Tiefendinge und Höhendinge.

Will man ganz scharf sondern, so giebt es in Heines Leben sogar noch eine dritte Periode. In seiner Jugend ist er romantischer Pessimist, mit einem frühalten, unreif alten Zuge, den seine Zeit hat als Wellenthal einer wilden Epoche, die jeden Überblick verloren hat. Auf der Höhe seiner Kraft ist er sozialer, ethischer Optimist, stolz getragen von einem Wellenkamm, den er sich mit erobert, den Blick auf ungeheuren sozialen und ethischen Fernen. In der Krankheit, die seinem kurzen Leben zugleich das wirkliche Alter ist, fühlt er dann ein philosophisches Manko, das in beiden Phasen seines Lebens war.

Es ist schwer, das zu charakterisieren, weil etwas darin liegt, was über sein Jahrhundert thatsächlich hinaus deutet. Nicht in der Lösung, aber im Bedürfnis.

In Heines erster Periode bot ihm die Entwickelung der Welt nichts, und deshalb kam er sich auch selber armselig vor und sang wehmütige Weisen über den verlorenen

Sohn, den die Welt mit ihrem Glanz, ihrer Liebe, ihrer Idealerfüllung jämmerlich im Stich gelassen. In seiner zweiten, echteren und klar blickenden Periode fand er die Welt in einer Knospenzeit, die Entwickelung stieg und stieg, hinter jedem stillen Träumer ging der unsichtbare Geist mit der Axt, die „die That von deinen Gedanken“.

War das nicht genug: dieser Blick ins kommende Glück, in die „Sonne, die klagende Flamme“, die einst alles rächen würde, alles segnen würde, wenn die Stunde kam ...?

Eines Tages lag Heine stöhnend auf dem Siechbett. Von seinen Lippen rang sich die dritte Frage: die Welt geht ins Licht, — aber was bin ich? Ich liege zerschmettert, wenn die Entwickelung triumphiert. Der Strom rauscht dahin, nach Bimini, in das Wunderland der Zukunft. Warum daran zweifeln? Aber wer giebt mir zurück, was ich gelitten habe? Gelitten „bis man uns mit einer Handvoll Erde endlich stopft die Mäuler. Aber ist das eine Antwort?“

Diese Frage ist keine soziale mehr. Keine im Rahmen der äußeren Entwickelung. Es ist eine rein philosophische. Was wird im Emporgang der großen Menschheitsentwickelung aus den Milliarden Individuen, die unablässig herbstlich abregnen wie welkes Laub, während der Baum wächst?

Ich sagte, dieses Problem deute ins zwanzigste Jahrhundert. Es ist zugleich uralt und Zukunft. Die Menschheit wird darauf zurückkommen. Es hat aber das Charakterbild Heines naturgemäß noch verwirrt, daß auch dieses Motiv sich ganz zuletzt einmischte. Fromme Seelen priesen seine Bekehrung; robuste Mitkämpfer, denen diese feinsten Überlaute des Jahrhunderts noch fremd waren, als sie der Dichter schon vernahm, schmähten ihn von neuer Ecke als Renegaten.

Ein Blick in die Lazarusgedichte sollte zur Klärung dienen. Der Sterbende löst noch einmal pessimistisch, das ist

richtig. Darin nähert er sich seiner Jugend. Es hätte noch eines neuen, noch tieferen gedanklichen Sichversenkens in den großen Entwickelungsstrom bedurft, um nochmals die Auferstehung des Ideals auch für diese Individuumfrage zu finden. Aber man wird nicht vergessen, daß er noch fast um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts starb, in einem bangen Tiefstand philosophischen Denkens. Wie der Obolus auf der Lippe des Toten, der ein neues Gestade öffnet, erscheinen die Lazaruslieder des Sterbenden, — der Obolus für das zwanzigste Jahrhundert und seine religiös vertiefte Philosophie, die kein Abfall zum Abgelebten, sondern selber auch ein Werk des Fortschrittes und seines Optimismus sein soll.

Ich sagte: ein Mensch ist groß, wenn sein Jahrhundert ihn solcher Kreuzungsstellen großer Kontraste überhaupt würdigt. Sturm, Haß, Mißachtung müssen ihm in solchem Falle zuteil werden als einfacher Tribut seiner Größe. Sie beweisen sie nur.

Es giebt aber noch eine aktive Größe Heines, die ihn auch darüber individuell erhöht. Durch alle Kontraste seines Lebens ist er hindurchgegangen als Dichter.

Ich sage absichtlich nicht: als großer Dichter. Denn dieses Zusatzes bedarf es hier nicht. Wer solche Kontraste als Dichter überdauert und bezwingt, der ist schon groß.

Ich finde die Kraft dieses Bezwingens am mächtigsten in seiner mittleren Periode. Als Weltschmerzler der frühen Zeit hat er einzelne wundervolle Klänge gefunden. Aber ich möchte doch sagen, daß andere das auch haben. Ich will ihn damit gewiß nicht herabsetzen. Aber ich stelle andere neben ihn. Auch als Lazarusphilosoph seiner Alterstage hat er Gesellschafter. Die besten, aber doch einige auch. Aber ich frage, wer neben ihm steht in diesem dröhnenden Jahrhundert in der optimistisch-anklagenden Zeit seines Lebens?

Richard Wagner hat ihn einmal einen politischen Bänkelsänger genannt. Wer in diesem Jahrhundert hat sich als Dichter in den Strudel der freiheitlichen, der politisch-sozialen Dinge gestürzt, ohne diesem Vorwurf zu verfallen, der so leicht ist, wenn man einen Dichter auf jeden Fall vernichten will; wird er politisch, so heißt er Bänkelsänger, und bleibt er weltferner Dichter, so heißt er gesinnungslos!

Das Wunderbare aber an Heine ist, wie stark inmitten dieser Gefahr er eben als Dichter geblieben ist. Immer und in jeder Zeile hat er die echteste Dichterform gewahrt, mochte auch der Inhalt noch so sehr für den Moment sein. Der Lohn ist ihm geblieben. Die Dichtung hat die Momente herausgerissen. Heute noch wirken kleine Augenblicksbildchen von damals, wie die Kapitel des Wintermärchens, mit einer siegenden Gewalt. Sie wirken noch agitatorisch, hört man. In Wahrheit ist es der Triumph der Dichtung, die aus Vergänglichem ewig Typisches geschaffen hat. Keiner im ganzen Jahrhundert steht hier neben Heine. Die Kulturgeschichte der Zukunft wird ihn an dieser Stelle finden als einen einzig Gewaltigen — und wenn auch alles an Ideen selber vermorscht und verschollen wäre, was er verfochten hat, bis zu dieser „Zukunft".

Es ist aber einstweilen nirgendwo abzusehen, daß diese Ideen so bald vermorschen sollten.

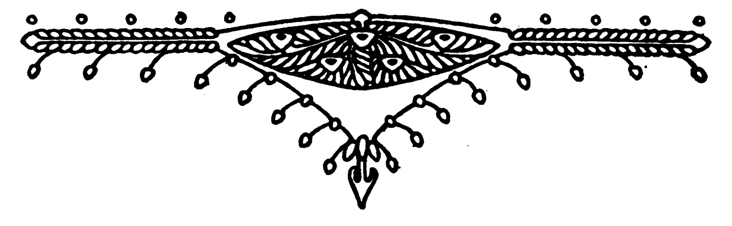
Sie vermorschen vielleicht, wenn eine gewisse Höhe der Erfüllung erreicht ist. Versteinern, wie jenes Phäakenschiff, das den Dulder Odysseus ans rettende Gestade geführt hatte, und dessen Zweck für das große Gewebe der Dichtung damit erfüllt war.

Wir segeln noch. Und wir brauchen Heine noch mitten unter uns.

Das Grab auf Montmartre muß uns zu Liebe noch leer bleiben, wir lassen ihn noch nicht. Kämpft gegen ihn, verflucht ihn. Das Verbrennen in effigie thut nicht mehr

weh. Ein Lebender ist ein armer Kerl im Streit, das hat Heine genug erfahren. Er lebt, liebt, pumpt und bekommt Schuldscheine. Jeder neue Gedanke seiner inneren Entwickelung wird ihm als Renegatentum um die Ohren gehauen. Und am Ende liegt er mit der Rückenmarksdarre da und träumt von der Handvoll Erde, mit der man ihm den Mund stopft . . . aber ist das eine Antwort?

Ja, es ist eine Antwort. Die Toten, die Auferstandenen, die bekommt ihr nicht unter. „Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!" Der Geist reitet auf einem Buchstaben durchs Schlüsselloch. „Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel!"





Die Gebrüder Hart

Heilge Kreuze sind die Verse,
Dran die Dichter stumm verbluten.
Pierrot Lunaire



Es war vor vierzehn Jahren. Im Herzen von Berlin, — da, wo die Gertraudtenstraße damals gegen den Spittelmarkt zu am engsten war und sich Omnibus, Pferdebahn, Droschke, alles hintereinander und beinah übereinander, mit einem ohrzerreißenden Lärm wie in einem Schacht dahinwürgten.

In dieser lieben und poetischen Gegend öffnete sich irgendwo in einer Hauswand, deren geschwärzte Firmenschilder wie eine schmutzige Himmelsleiter sich nach oben in den grauen Großstadtdunst und die Telegraphendrähte hinein verloren, eine Pforte in ein Winkelrestaurant, dessen Namen ich vergessen habe. Dunkel schwant mir noch, als habe es „Zum Feinschmecker" oder so ähnlich geheißen, und in der That lagen, so lange ich es kannte, hinter der blinden Fensterscheibe zwei Sardellenbrötchen, die von Fliegenklecksen schwarz waren.

Dieses Lokal, in das nie die Sonne schien, hatte ganz hinten ein Vereinszimmer, wo es überhaupt ganz dunkel war, dafür aber zum Schein der ewigen Gasflamme das wurmstichige Fenster von 6 Uhr morgens bis 12 Uhr nachts

eine liebliche Musik erzeugte, indem seine Scheiben und Riegel unausgesetzt im Rhythmus der wilden Jagd im Gertraudtenpaß mitzitterten und -klirrten.

In dieses Vereinszimmer trat ich an einem köstlichen Frühlingsabend, als draußen jenseits des Steinlabyrinths alle Knospen sprangen und der Flieder so allmächtig duftete, daß es der ganzen vereinten Kraft aller Käsekeller und Wurstgeschäfte des Gertraudtenviertels bedurfte, um wenigstens hier nichts dergleichen aufkommen zu lassen. Ich besuchte die Sitzung eines Vereins „besserer" junger Leute, die nun einmal das Dichten nicht lassen konnten und sich allwöchentlich einmal einmütig an diesem passenden Orte versammelten, um sich gegenseitig zu bekräftigen, daß die Zeit wieder erfüllet sei, die blaue Blume wieder blühe und eine neue Kunst im Begriff stehe, die Knospe zu brechen. Wozu die Gasflamme dann melancholisch sang und die Scheiben grade vom Kreuzen zweier Pferdebahnkolosse Alexanderplatz—Schöneberg besonders melodisch aufklirrten. „Durch" hieß der Verein — und dieser Name gehört heute schon der Litteraturgeschichte an . . .

Die niedrige Stube erfüllte bei meinem Eintritt ein einmütig blaugrauer Tabaksqualm, aus dem sich dem gebeizten Auge erst nach und nach ein paar Profile mehr oder minder menschenähnlicher Wesen entwickelten. Und da denn zwei merkwürdigste Profile, mir damals neu, aber sogleich von denen, die man nie mehr vergißt.

Das zunächst Auffälligste und so zu sagen Übernatürliche daran war, daß die beiden Profile für den ersten Augenblick eigentlich identisch waren.

Beide mit der gleichen schönen Intelligenzstirn, die jederseits wie ein weißer Flügel ins Haar eindrang; bei beiden dieses Haar so schlicht und beinahe widerborstig zurückgekämmt, wie zum offenen Protest gegen alle geniale Lockenkoketterie; beide mit demselben verrauchten Schnurrbart und

etzwelchen schlecht orientierten Kinnhaaren auf der Spezies-grenze zwischen Fliege und Bart; bei beiden das Auge nächst der Stirn ganz Seele, Feuer, Kraft, obwohl verschleiert zwischen Kneifergläsern, die nur ab und zu einen echten Blitz her-ausließen; und bei beiden endlich von diesem Charakter-kopf abwärts zwei schmächtige Körperchen von unablässig wimmelnder Bewegung wie zwei losgetrennte, wuslige Eidechsenschwänze.

Aber die beiden Identitäten stritten sich. Der grausige Fall, den Fichte nicht vorgesehen hat, schien eingetreten: das Ich, das sich wie die Wurst der Legende selbst verschlingt. Eine tobende Wortschlacht war entbrannt. Und mit einigem Seelenbeben erfuhr der hinzugekommene Neuling, daß diese beiden Identitäten sich gegenseitig die absoluteste ästhetische Ignoranz und Unfähigkeit zu jeglicher Produktion wie Kritik vorwarfen. Eine Erfahrung, die nur dadurch einigermaßen erschwert wurde, daß beide Parteien unerbittlich gleichzeitig redeten.

Übrigens beide in dem Dialekt jenes weltstadtfernen, schönen Westfalenlandes, wo die Kehlen aller treuen Wieder-täufer-Enkel nicht bloß mit dem herben Duft des roten Heidekrautes, sondern auch alle mit einer gewissen Dosis Höhenrauch getauft sind, der sich anmutig durch eine gewisse Zungenrauhigkeit und Silbenverschluckung dahinnebelt.

Indessen eine kurze Weile nur, und der Zuhörer war allseitig beruhigt. In der Bewegung der Debatte ging ihm zunächst plötzlich blitzartig der doch vorhandene Unterschied der Profile auf. Er unterschied ein runderes, derberes Gesicht bei dem einen, mit blonderem Haar; und ein weiches, zartes in dem andern, mit wesentlich dunklerem Haar. Kleine Züge der Kampfestaktik verrieten zugleich, daß jener der ältere war, herrischer und zupackender, dieser als jüngerer der schmiegsamere, nachgebendere. Doch das letztere Moment war nur bedingt richtig.

Denn je weiter die Debatte kochte, desto einleuchtender war, daß diese beiden Seelen im Innersten und Heiligsten so einig waren, wie nur zwei verschiedene Menschen überhaupt sein können, und daß im Ernst jeder von beiden zugleich nachgab und in aller Wut der Diskussion immer heimlich dem Gegner unter dem Tisch die Hand zu drücken schien mit der stillen Voraussetzung: „Du bist ja selbstverständlich doch der Hauptkerl." Und eigentlich bedrohlich blieb auf die Dauer nur der Ansturm der beiderseitig unablässig geschwenkten brennenden Zigarren, der die Röcke und Hosen bedrohte und schließlich wenigstens einem armen Nachbarn ein Loch ins Hosenknie gebrannt hatte.

Das also waren die Brüder Hart. Heinrich der ältere, Julius der jüngere. Im engeren Kreise das, was sie heute im weiten sind: zwei Charakterköpfe unserer Litteratur.

An dem Biertisch, wo sie an jenem Abend dampfumwallt saßen und mit ihrer Höhenrauch-Stimme und ihrem Heideduft-Charakter die Debatte beherrschten, ehrten auch die neidischen, kleinlichen Elemente in ihnen etwas von dem Frühlingssturm jungen, kräftigen Werdens in der Dichtung, trotzigen Selbstgehens und Selbstkletterns, der inneren Sonne und nicht der äußeren des Erfolges zu — jenem Frühlingssturm, der wirklich wieder einen Frühling gezeitigt hat in der vereisten deutschen Dichtung der Jahre nach 1870.

Bekannt waren sie selber damals freilich erst durch die Anfänge des reichen, dichterischen Schaffens, das die Folge von ihnen bieten sollte. Julius besonders durch einige lyrische Sachen („Sansara"), von denen ein kleiner Rest des Besten in seine späteren lyrischen Sammlungen (die schon reifere „Homo sum" und die ganz geklärte „Triumph des Lebens") übergegangen ist, und durch sein Schauspiel „Sumpf". Heinrich durch die Tragödie „Sedan" und den lyrischen Strauß „Weltpfingsten", der heute noch seine einzige lyrische Gabe ist, seltsam genug bei einem Dichter, der jetzt seinen eigent-

lichen Ruf durchaus dem Vers, wenn schon dem epischen, verdankt.

Bekannt, und vielleicht damals sogar noch bekannter, waren außerdem beide durch ihre „Berliner Monatshefte" und „Kritischen Waffengänge". Hier hatten sie die Jugend um sich versammelt und mit lustiger Faust auf ein Paar von den Alten losgehauen, die in der deutschen Dichtung der Zeit die Honoratiorenstühle einsaßen, ohne eigentlich je echte Dichter gewesen zu sein. Ein fröhlicher Staub wirbelte da auf und zugleich schien neue Sonne hinein. Nachher haben andere die Sache viel gröber und lauter gemacht und wohl den Ruhm beansprucht, auch kritisch die neue Bewegung geschaffen zu haben. Im Grunde und nachträglich kommt auf diese Priorität herzlich wenig an, denn diese kritische, negative Seite ist bei allen Bewegungen später doch die belanglose, und das Aktive allein das wirklich Neue und Wichtige. Aber wer selber jene Krisen der achtziger Jahre noch mitgemacht hat, der weiß genau, wie damals gar kein Zweifel war, von wo auch hier der erste, frische Hauch eingesetzt hat: eben von den Heidebrüdern aus Münsterland. Ihren stärksten Zauber lernte ich an jenem Abend noch kennen. Den Zauber der Persönlichkeit.

In diesen zappelnden Quecksilbermännlein lag, sobald die Debatte ins Große und Ernste ging, etwas vom Stammeln des wirklich Gottgeweihten im höchsten Menschen- und Kunstsinne.

Ich hatte den „Dichter" damals nacheinander in den seltsamsten Fratzenformen erlebt. Als Geheimrat mit Bauch und Stern, der von Goethe den Bauch und Stern hatte, sonst aber nichts. Als Kaffeehausschwätzer, der mit ästhetischen Phrasen handelte, wie man in der Rosenthalerstraße Hosen verkauft. Hier aber waren zwei echte ästhetische Vollmenschen, in ihrem ganzen Innern nur auf eine Saite gestimmt: das höchste der Kunst. Mit dem Zuge des Dionysischen,

das die durch und durch ästhetische Weltbetrachtung dem Menschen verleiht und zugleich dem naiven Kinderzuge, dem nichts Menschliches fremd ist. Ohne jede Pose und doch mit einem unsichtbaren Kranz. Keinem klotzigen Lorbeerkranz, sondern lustigen roten Rosen mit träumerischem Duft. Und ein paar Dornen, die doch nur den Träger selbst stachen.

In diesen Menschenkindern, denen es nicht an drolligen Menschlichkeitszügen fehlte, blühte grade das eine, was weder der dichtende Geheimrat, noch der mit Dichtung handelnde Kaffeehäusler je aus sich herauspressen konnten: Kraft. Tiefe intuitive Künstlerkraft, die den Menschen besaß und beseelte bis in jede kleinste Regung hinein als der Nerv aller Dinge und als das Maß aller Dinge.

Man war nicht eine Stunde mit ihnen zusammen, ohne das zu empfinden. Das Gas über uns sang seine traurige Melodie und die Scheiben klirrten vom Stampfen der Pferdebahnkolosse Alexanderplatz—Schöneberg. Aber man fühlte, daß dieses Milieu hier versank. Dieses geborene Künstlertemperament baute sich nicht erst auf aus einem künstlichen Milieu. Es brauchte an sich keine Großstadt, keine soziale Frage, keines von all den Dingen, von denen man wohl geglaubt hat, daß sie den modernen Dichter „machten". Es kam von innen heraus, in elementarer Wucht, in der roten Heide, die von Wiedertäufern träumte, genau so, wie hier im Hexenspuk des Gertraudten-Engpasses.

Ein paar Tage später habe ich die Brüder dann zum erstenmal in ihrem eigenen Heim besucht, und das war wieder sehr lustig.

Vertieft werden konnte der erste Eindruck nicht leicht. Aber es kam doch eine Farbe hinzu. In der Luisenstraße. Das Haus, ein Kasten von wurmstichiger Scheusäligkeit, lehnte sich unmittelbar an die Stadtbahn. Hier klirrten nicht nur die Scheiben, sondern die Tinte tanzte im Faß, und die noch unverkloppten Rezensionsexemplare wiegten sich rhyth-

misch im Regal, wenn die Stadtbahnzüge sich kreuzten. Bisweilen hatte man das Gefühl, ein dicker Zug kollere geradeswegs über den Schreibtisch am Fenster. Auf dem Schreibtisch lagen Blätter mit Versen. Julius' Handschrift wie zierliche Bazillenschwänzlein aneinandergemalt, Heinrichs in romantische Schnörkel ausgebaucht. Eine Berliner möblierte Stube in der Luisenstadt, über der Eisenbahn, drei Schritte von der Charité, im Zentrum der Weiberkneipen und Versatzämter des Studentenviertels. Heyses „Kinder der Welt“ hatten anderthalb Jahrzehnte früher hier herum gewohnt, und als brave Idealistenkinder natürlich von alledem nichts gemerkt. Die Weltkinder, denen mein Besuch galt, wußten überall hübsch Bescheid und waren doch Lebensidealisten trotz jenen.

Wolzogen hat in seiner Komödie „Lumpengesindel“ später versucht, einige Züge des alten Hartschen Bohemien-Haushaltes künstlerisch zu verwerten. Er hat ihn selbst nie gekannt, und was ihm, der an sich ein so prächtiger Kerl und sonniger Humorist ist, schließlich dabei herausgekommen ist, ist in Hinsicht des Modells ein arger Unsinn. Er hat die komischen Außenstände nach Hörensagen kopiert, ins Herz aber zwei ausgemachte Stiesel gesetzt. Damit ist der Nerv getötet.

Das Geheimnis des Hartschen Haushaltes von Anno Dazumal beruhte in dem Kontrast, daß hier inmitten eines Rattenkönigs kleiner Menschlichkeiten und menschlicher Lächerlichkeiten (die übrigens alle mit einer Thräne im Wappen anzuschauen waren) zwei wirklich große, goldechte Poeten mit heiligster Dichterkraft und mit großen, echten Menschenherzen standen. Wolzogen sah den Staub der Dinge qualmen, aber nicht den Sonnenstreifen, der hindurchbrach und dessen steter Lichtglanz doch erst die spaßhaften Staubteufelchen tanzen ließ und damit die eigentlich humoristische Situation schuf.

Harts kamen aus einem typisch prächtigen kerndeutschen Bürgerhause der Provinz, wo die Kinder scheinbar blank und

bloß in den härtesten Daseinskampf hinausflogen, um nachher zu merken, daß sie einen einzigen Panzer besaßen, der am Ende doch alles andere aufwog: einen unbestechlich blanken Idealismus und die eiserne Kraft des Ideals.

Sie kamen nach Berlin und mußten sich durchbeißen. Mit schönen bürgerlichen Karrieren „neben" dem echten Beruf war es nichts. Das ist der Weg zum Geheimrat in der Dichtung. Dafür waren diese trotzigen Individualisten mit ihrer naiv offenen Freiheit im Denken nicht geschaffen. Zum pfiffigen Litteraturspekulanten, der Verse und Kritiken ausschreit wie Börsenpapiere, fehlte aber auch alles. So ging denn jahrelang so manches schief, schiefer und am schiefsten.

Zeitungen wurden gegründet und verkrachten. Was sachlich wirklich Bewegungen schuf, Anregungen gab, das Feld ebnete zu einem neuen Lenz: das erschien praktisch in Gestalt immer erneuter Mißerfolge, vor denen der ehrsam strebende Philisterjüngling sich bekreuzte und die Verleger fluchten. Gewiß waren diese beiden keine praktischen Genies. Sie hatten köstliche Einfälle, z. B. die Gründung des Litteraturkalenders, den Kürschner heute mit so viel Erfolg besorgt. Aber andere nahmen ihnen das Gute aus der Hand, und sie ließen es fahren mit der Sorglosigkeit echter ästhetischer Naturen, denen der ideale Zweck alles, das „Geschäft" aber immer eine mehr oder minder wurschtige Spielerei ist. Manches verdarben sie auch selbst, indem sie im Moment, da eines angefangen war und die ganze Energie forderte, schon ein Neues sahen und danach griffen. Sie waren eben auch Naturen mit innerer Entwickelung, oft rapider Entwickelung. Was ist das im Geschäftsleben aber für ein Begriff: innere Entwickelung?

So gingen die Dinge, wie sie konnten. Tolle Bohemien-Jahre. Das einzige wohl, was die Drangsal über die beiden vermochte, war die Erweckung eines gewissen Galgenhumors. Die Verleger, die Zeitungen, kurz die ganze Brotseite der

Kunst wurden nicht ernster genommen, als der flotte Student etwa seinen Schneider nimmt. Mag er wettern. Eines Tages wird's doch wohl der Alte bezahlen. So tröstete hier der innere Glaube an die eigene Kraft. Eines Tages würde die doch alles wett machen. Und sie hat es.

Von diesem inneren Palladium seiner Modelle hat Wolzogen keinen Schimmer begriffen. Und darum hat er auch die wahre Ansatzstelle gar nicht gefunden für die wahre Tragikomödie des Hartschen Haushalts von damals.

In diesen beiden innerlich unbeirrbar zielbewußten Dichterköpfen lebte selber jener Kraftglaube. Aber indem das harte Leben sie in ein gewisses Niveau zunächst festbannte, stießen sie auf Schritt und Tritt auf die wirklich tragischen Gestalten dieses Niveaus. Die armen wirklich Verscheuchten, Verlotterten, Verkrachten der Bildung, die das wüste Großstadttreiben herumschmiß wie herrenloses Strandgut.

Lange Jahre durch, wenn man zu Harts kam, fand man in ihrem armen Heim immer und immer wieder die seltsamsten Gestalten. Stellenlose Schauspieler, die auf dem alten Sopha nächtigten, verkrachte Studenten, Bucklige, die sich nachts in eine alte Hose ringelten, in einem Bein geborgen und mit dem andern zugedeckt, neu zugereiste Halbpoeten, die noch keine Wohnung hatten und auch kaum eine finden würden, litterarische Propheten, die vom Prophetentum nur die Heuschrecken und Kameelshaare besaßen. Das kam und ging, lebte hier Wochen und Monate wie zu Hause, aß, was da war, und pumpte, was bar war. Und alles aufgenommen mit der gleichen, unerschöpflichen Gutmütigkeit, alles hingenommen, wie selbstverständlich, alles gefüttert und gepflegt durch Teilen des letzten eigenen Groschens.

Mancher Redakteur, der in diesen Jahren gegen die Brüder wetterte wegen eines Vorschusses, der niemals abgearbeitet wurde, mancher Verleger, der ihnen grollte wegen

Zahlung auf Versprechen, die nicht so gehalten wurden: er ahnte nicht, daß mit seinen Groschen ein Tisch gedeckt stand für die ganzen hungernden Alräunchen und Hutzelmännchen der Berliner Kunst, und daß seine beiden Poeten oft selber hungerten, nur um diese ganz Armseligen zu beruhigen.

Und dieses unendliche Mitleid, diese nie versagende Güte war neben der eigenen Kraft der zweite goldene Sonnenstrahl, der durch den Staub dieses Zimmers der Luisenstraße sichtbar jedem Besucher entgegenleuchtete.

Es ist im allgemeinen ja ein seltsam Ding um die Gutmütigkeit bei den Dichtern von heute. Der dichtende Geheimrat und der Börsen- und Kaffeehauspoet sind sich, wie in so vielem, auch darin verzweifelt ähnlich, daß sie egoistischer, eisiger, gegen arme Seelen abstoßender und gröber sind als andere Menschenkinder. Es pflegt für sie nur eine Form zu geben, für die sie auch eine offene Hand an Minderwertige oder ganz Unbedeutende haben: wenn es sich möglich zeigt, eine Klique zu bilden, einen Kreis kleiner, stiller Ruhmesherolde für den eigenen Zweck. Davon war bei Harts damals aber schlechterdings keine Rede. Die meisten Mitglieder ihrer stillen Tafel- und Sophagemeinde standen der ganzen Fähigkeit nach selbst hierfür jenseits von gut und böse. Sie aßen, rauchten, schliefen und pumpten. Zum Reklamemachen und Ruhmreden fehlte ihnen jeglicher Ort, und die meisten, wenn sie fort waren, versanken im Schwarz der Großstadt auf Niemehrwiedersehen. Es handelte sich also um reines Mitleid. Mehrfach waren auch die lieben Hutzelmännlein, die da Kost und Logis erhielten, alles eher als dankbar — wie sie denn überhaupt meist die seltsamsten und nicht unbedenklichen Eigenschaften mitbrachten. Das Mitleid sah darin nur einen Grund mehr, zu helfen. „Es ist doch selbstverständlich, daß das Jammerleben den armen Kerl auch moralisch herunterdrückt“, sagte mir Julius einmal von einem der am tiefsten und dauernd Gescheiterten. „Wer

in den Dreck fällt, wird dreckig. Aber ist der Dreck nun etwa ein Argument, ihm nicht zu helfen?"

Natürlich war das äußere Bild des ganzen Haushalts, der sich auf diesen Voraussetzungen entwickelte, ein doppelt groteskes. Und doch in aller Misere innerlich ein liebes Bild. Eine unendliche Wärme ging von diesen unordentlichen Stuben aus. Diese Idealisten, die in ihrer fernen Sonnenwelt lebten und ihr äußeres Dasein sorglos wie ein Puppenspiel dahintanzen ließen, sich wohl auch schier unentwirrbar in seinen groben Drähten verknoteten: sie hatten für jeden Fremden, der sie suchte, nicht nur ein tröstendes, sondern auch oft ein wirklich praktisches Wort.

Schließlich fanden sich ja nicht nur die ganz Hoffnungslosen zu ihnen. Es kam auch dieser oder jener, dem nur vorübergehend sich der Himmel der Existenz einmal umwölkt hatte, der aber im Herzen doch die ähnliche Dauerkraft, das göttliche Weizenkorn von Eleusis des Talents, wie sie selber, trug. Unerschöpflich war auch hier die Quelle ihrer Trostgründe, ihrer Ratschläge. Ihre Phantasie dachte sich in das Leben ihres Freundes bis in die diskretesten Gründe hinein. Und wenn im Moment gar nichts Praktisches zu helfen war, so wärmte doch das Temperament der beiden selbst, die wundervolle, befreiende, künstlerische Sorglosigkeit, die sie selber bethätigten, der zuversichtliche Glaube, daß das Wahre und Edle und Echte nun einmal der Märtyrer auf Erden sei, der aber doch an keinem dummen Erdenkreuz wirklich sterben könne. Mir klingt ein Vers im Ohr, in solcher Stunde von Julius einem Freunde in ein Buch geschrieben (ich glaube zum Teil Citat):

„Die Kunst hast Du geliebet,
Die Kunst hast Du geübet
Dein Leben lang.
Die Künste hast Du verachtet,
Nach Wahrheit nur getrachtet,

Drum werd' Dir auch nicht bang: —
Nur den Mut nicht verloren,
Kommst in den Dreck bis über die Ohren!"

Das ist nun alles lange her.

Der Frühling junger deutscher Dichtung, den diese lustigen Bohemiens eingeläutet haben, hat inzwischen manche schöne Knospe geöffnet. Und sie selbst sind hochgekommen, — hochgekommen durch die einfache siegende Macht der wirklichen Leistung.

Noch aus jener unordentlichen und verstaubten Zigeunerstube, wo die Alräunchen in alten Hosen nächtigten und oft ein geistiges Königreich um eine Zigarre feil war, sind die zwei ersten Gesänge von Heinrichs gigantischer Menschheitsdichtung („Tul und Nahila" und „Nimrod") emporgestiegen. Dieses Werk, inzwischen noch durch „Mose" verstärkt (ein vierter Band, aus der Renaissance: „Menschheitsfrübling", ist im Manuskript vollendet) steht in seiner Art völlig einsam groß am Schlusse des Jahrhunderts, ein Markstein deutscher Versdichtung, das einzige Versepos unserer Zeit, das ernst zu nehmen ist, kolossal in seiner Menschenzeichnung, wie von süßestem Wohllaut in seiner Form. Stufenweise, wie es sich vollendet, wird es erst allmählich sich auch ins volle Licht allgemeiner Würdigung heraufschieben. Aber schon steht das Vorhandene wie eine Cyklopenquader über der rasch verströmenden Flut der Tagesdichtung da, — vielleicht nur noch zwei, drei Steine und die Schattenhöhe ist überragt, die ganze goldene Sonne auch des höchsten äußeren Erfolges glüht auf den Bau.

Und während in Heinrich so der Epiker durchbrach, klärte sich bei Julius in der Lyrik (ich rechne seine Novellen mit zur Lyrik) der gärende Most noch in der letzten Bohemien-Zeit zum tiefen, schweren, individuellen Wein.

Es läßt sich schlecht von einem Lyriker sagen, daß er der erste seiner Zeit sei. So persönlich der Dichter gerade

in seiner Lyrik hervortritt: die Lyrik im Ganzen geht doch immer mit ganzen Tiefständen und ganzen Hochwellen daher, wobei viele zugleich hoch oder tief kommen. In der Zeit der Romantik klang die deutsche Lyrik wie aus einem grünen Märchenwalde allerorten zugleich auf. Um die Mitte des Jahrhunderts war das ganze Niveau bergetief abgesunken. In den letzten Jahrzehnten ist es dann wieder, als sei ein verstimmtes Instrument an fünfzig Stellen zugleich neu eingerenkt worden. Nicht einen einzelnen übergroßen und ganz neuen Lyriker haben wir wiedergewonnen. Sondern die lyrische Welle steigt überhaupt wieder an. Es wäre wertlos, Julius Hart durch eine tote Rangnummer herauszustreichen auf Kosten von anderen, die alle heute im Wellenkamm schwimmen und, jeder in seiner Weise, stolze und starke, eigenwillige Talente sind. Und doch: wie ich den letzten zusammenfassenden Band Hartscher Lyrik („Triumph des Lebens", 1897) in diesem Moment wieder vor mir sehe, ist mir, als lodere eine Flamme daraus empor.

Eine flammende Inbrunst der Sehnsucht umfängt mich unter wunderbaren Farben, wunderbaren Klängen. Die Sehnsucht des ganzen Jahrhundertendes. Ich weiß nicht, wer das so in seiner Lyrik herausgezaubert hat wie er, und welcher zweite es so prägnant auf die Nachwelt bringen soll.

Man sagt von unserer Zeit, daß sie nicht mehr betet, obwohl noch Glocken genug in ihr klappern. In Harts Versen ist alles Gebet. Das Gebet der Menschheit an einer Wende, die nicht nur die eines Jahrhunderts ist. Es wird eine Zeit kommen, wo die rückschauende Menschheit ihre wahre Geschichte nicht mehr in Pergamenten und Zeitungen sucht, sondern in der Lyrik. Sie wird eine neue Art der Sichtung einführen, wer zu brauchen ist und wer nicht. Der kleine Band Hart wird dann eine ihrer kostbarsten Geschichtsquellen sein, und man wird ihn aufschlagen, um vom Menschen am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts wie

in einer Chronik zu lesen. Von seiner Qual, seiner Liebe, seiner Sehnsucht. Wie er ein Mensch zwischen zwei Welten war. Im Teppichrauschen des Besitzes wie auf Salas y Gomez saß — und in der Bohemienstube der Luisenstraße neben den Alräunchen und Heuschrecken-Propheten, über den Versatzämtern und Mädelkneipen und zwischen der Charité und der kollernden Stadtbahn den roten Himmel seiner Sehnsucht offen sah, als wohne er schon darin ....

Mir kommt das Wort „Wahrheit“ in die Feder.

Wir sind in all den Kämpfen um den Realismus die letzten zehn Jahren hindurch wieder genugsam durchgehechelt worden auf die alte Pilatusfrage, was Wahrheit sei. Was ist Realismus, was ist Wahrheit in der Lyrik? Es ist soviel darüber geschrieben worden, soviel weise Orakelsprüche — bis zu der ganz tiefen Weisheit, die sich durch alles durchgefressen hatte und plötzlich wieder außen auf der trivialsten Oberfläche saß: daß das ganze Versemachen eigentlich unrealistisch, wahrheitswidrig sei, weil kein Kaffeephilister und kein Droschkenkutscher gewohnheitsmäßig in Versen rede.

Wie ich diesen lichten, lebenswarmen Versband durchblättere, meine ich, ich fühlte den Nachtatem der Szene im Faust: „Was weben die dort um den Rabenstein? — Weiß nicht, was sie kochen und schaffen. . . . Vorbei! Vorbei!“ An diesem Buche ist alles so treu und echt, — der moderne Mensch so nackt und wahr . . . in all seinem Notruf, seiner Angst und Klage — aber auch in dem ganzen Licht, das als schimmernder Regenbogen über jeder Zeit, auch über unserer, steht, sobald der innere Mensch sich nur zu sich selbst durchgerungen, sich gleichsam zu sich selber in allem Sturm der Dinge heimgefunden hat.

Wenn eine Gedichtsammlung wie diese nicht das beste Dokument ist, mit dem wir unseren leisesten wie lautesten Herzschlag auf Enkel und Enkelsenkel retten: dann wollen wir lieber überhaupt darauf verzichten, diesen Enkeln etwas

von uns nachzulassen. Die „Wahrheit", die hier nicht mit kann, mag ruhig in Pyramiden modern.

Das Buch setzt ein mit Heimatsklang. „Von Westen kam ich, schwerer Heideduft umfloß mich noch . . ." Es ist die Heide „Westfalenlands". Nie, in der ganzen Sammlung nicht, verleugnet sich dieses Wurzeln in einem ursprünglichen Landschaftsbilde, das die tiefste Stimmung giebt. Man erlebt im Verlauf der Verse mit, wie der Dichter sich allmählich immer mehr einlebt in eine andere Art Heide, als die des Münsterlandes: den kargen, lückenreichen, staubigen Kiefern-Schlagwald, der in der Umgegend Berlins als die „Heide" bezeichnet wird.

Auch diese märkische Heide hat ihre starke Eigenart, — in der Einsamkeit eine gewisse melancholische Größe, näher und nah der Weltstadt dann eine wieder ganz besondere, unruhige Romantik, die mit dem Wachsen dieser Großstadt erst entstehen konnte und jetzt ihre Dichter lockt als etwas echt „Modernes". Es ist rein stofflich soviel Berlin, soviel Mark in Harts Strophen und seine Person ist zugleich so unzertrennbar mit dem Großstadtleben verwachsen, daß die Literaturgeschichte der Folge ihn einfach den Berliner Lyrikern, die dann wie eine geschlossene Schule erscheinen werden, zurechnen mag. Und doch flutet hinter alle dem immer und immer die westliche, die echte rote Heide.

Die rote Heide, in deren Purpurteppich aus berauschend duftenden Blüten bei aller Einförmigkeit und Stille etwas Üppiges, Dämonisches liegt, das zugleich wild ist und die Sinne mit einer zauberhaften Süße umstrickt. Über diesen roten Teppich läuten die Abendglocken einer alten Stadt, an deren Kirchturm die Käfige mit den zermarterten Wiedertäufern hingen, und wenn die Sonne über der Heide sinkt, schwimmt das Land wie in Rosen und Blut.

In der herben, von Erika umsponnenen Erde dieses Heidelands wurzelte unsere größte deutsche Dichterin, die Droste-Hülshoff, einsam und knorrig wie eine vom Wald

versprengte Eiche, die der Heidesturm in wunderliche, verwunschene Formen gezwungen hat, durch deren Laub aber das Brausen und Wehen höchsten, reinsten Menschentums in vollkommenster künstlerischer Läuterung geht.

Den tiefsten seelischen Grund, das eigentlich Unbewußte seiner Dichterkraft hat Hart von hier mitgebracht, von dieser Heimatscholle, ganz so wie die Droste-Hülshoff. Bloß daß es sein Loos sein sollte, sich mit dieser Wiegengabe nun in der rauchschwarzen, elektrisch erhellten Riesenstadt einzuleben, wo die Probleme für Leben und Dichtung so ganz anders wuchsen, als in der klösterlich stillen Halle der Meersburg am grünen Bodensee, wo die Droste später heimisch war.

Der ganze erste Cyklus der Dichtungen nennt sich „Aus der Großstadt". Auch die drei nächstfolgenden (Walpurgisnacht, Trauernde Liebe, Totentanz) gehören wesentlich noch dazu.

Nur zuweilen fließt der Blick wie im Traum noch in die alte Landschaft hinaus; so in dem wundervollen Gedicht „Leuchtend fließt die Nacht . . .", das mit biographischer Treue in den Heimatskreis des Dichters führt, ohne doch in einer Zeile aus der Magie süßester Traumwirkung herauszufallen. Im engeren Kreis hat mancher wohl vor Jahren die originale Kraft dieses machtvollen lyrischen Talentes zuerst zwischen dem Silberduft gerade dieser Strophen heraufblitzen sehen, um sie fortan dann nicht mehr aus dem Auge zu verlieren.

Sonst alles durch und durch Probleme, Stoffe der Großstadt. Es ist ein fester, charakteristischer Zug, der in den zwei letzten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts die jungen deutschen Poeten nach Berlin, in das Gerassel der Weltstadt, gedrängt hat. Einer nach dem anderen, auf welcher Scholle, weit draußen jenseits unendlicher Wälder, Felder, Heidestrecken, Ströme und Berge er nun gewachsen war, mußte hinein in diesen Schlot, diese ungeheuere Retorte, wo die Giganten-Chemie eines neuen Weltalters ihre Experimente macht. An alle trat eine gewisse konstante Reihe von Er-

fahrungen heran, mit denen sie sich dann mehr oder minder gut im Sinne ihrer Dichterkraft auseinandergesetzt haben. Gewisse soziale Dinge, die die Großstadt nicht im trägen Strom, wie die Provinz, sondern in dramatischer Spannung gab. Gewisse erotische Konflikte, versengende Glut rascher Anknüpfungen, die so leicht gelöst schienen wie geknüpft, und nachher doch mit einer unendlichen Schwere, mit der ganzen Schwere des Ewig-Menschlichen, das auch die Großstadt niemals löschen kann, durch das Leben schatteten. Ein allgemeines Gefühl des Ringens in einer Stickluft, wo gerade das feine dichterische Gemüt sich in verzweifelter Tragik bewußt zu werden schien, daß ihm eine wüste Hand den bunten Schmetterlingsstaub von den Flügeln streife. Ein Gefühl des Sinkens, bei dem die eigentliche Persönlichkeit bald ganz in rohen Massengefühlen zerschwand, bald sich nur noch als Herr einer Ruine fühlte, eines Wracks, das, von Sünden, Konzessionen und Verleugnungen bis zur Nacktheit abgetakelt, haltlos im schwarzen Ozean trieb.

Andere haben das in vielen Bänden ausgedrückt. Bei Hart sind es ein paar wahrhaft monumentale Gedichte geworden, bloß ein paar. Aber in ihnen die ganze Erfahrung mit all ihrem Stimmungsnachklang in einer Deutlichkeit und Kraft, die unerreicht dasteht. Die ganze soziale Stimmung zusammengedrängt in das eine Gedicht von der Kiefer am Bühl: wie die Leiche des im Lebenskampf Verzweifelten, der dort Hand an sich gelegt, in die Sonne starrt, und es den Dichter durchzuckt: „Auf mein Haupt die Schuld . . . O auf unser Aller Haupt — fällt dies Menschenblut." Oder das ganze Liebesweh einer eisernen Zeit in den Strophen „Die Drossel ruft vom Lindenbaum" mit dem ausklingenden Refrain: „Noch einmal laß mich deine Hand — Inbrünstig küssen heiß und schwer, — Nicht deinen Mund! Nicht deinen Mund! Ich ließe sonst dich nimmermehr."

Es sind, wie gesagt, viele, beinah alle von heute, die

auf ähnliche Dichtungsmotive getrieben wurden. Hart hat den prägnantesten Ausdruck gefunden. Aber mehr als das.

Seine Sammlung steht nur etwa bis zur Mitte im Banne dessen, was man Großstadt-Poesie (mit einem immerhin mangelhaften Ausdruck) nennen darf. Das höchste Problem, das dem Dichter als Persönlichkeit im Geklapper und Gewirre der Weltstadt erwächst, geht über die Weltstadt hinaus.

Man könnte es als das Problem bezeichnen, wie der Dichter hinter all dem Wirbel und Rausch nun endlich sich selbst wieder zusammen findet, — sich wieder als ein Ganzes, das gelernt hat, aber in der Lehre geläutert ist, unter allem Schutt und Nebel entdeckt. Wie die zweite Hälfte seines Bandes zeigt, ist Julius Hart dieses zweifellos noch viel Höhere auch gelungen.

Aus all dem grenzenlos Trüben, Verzweifelten des aufs Tiefste durchschütterten Gemüts steigt eine große, reine Harmonie. Mit ihr erscheint die eigentliche Persönlichkeit erst wieder ganz klar, — klar und tief.

Die Gefahr ist vermieden nach zwei Seiten. Einmal: im unendlichen Schwall der Gesichte sich ins balladenhaft Unpersönliche zu verlieren. Dann, was noch wesentlicher: alles Ich-Leben, alle Ich-Entwickelung gleichsam in einen Winterschlaf ergebnisloser Resignation zu bringen, die als solche dann starr bleibt bis zur Pose und zur Langweile einer Pose. Vor diesen beiden Klippen sind auch moderne Lyriker von sehr großer, Hart sonst tief verwandter Kraft wie vom Magnetberg gelähmt stehen geblieben. Hart selbst nicht.

Man rühmt vom Drama, wenn es eine Entwickelung der Charaktere zeigt. In dem Gedichtbuche Harts sehe ich im schönsten Sinne einen Emporgang des Charakters, der das Buch trägt: des Dichters selbst. Der letzte Cyklus „Insel der Seligen“ kommt in seinem Glanze so stark nur zu Stande durch die früheren, meist so tiefdunkeln. Aber es bleibt nicht beim Gegensatz: er überwindet sie ideell.

So hatten beide Brüder eines Tages ihre Kraft nicht

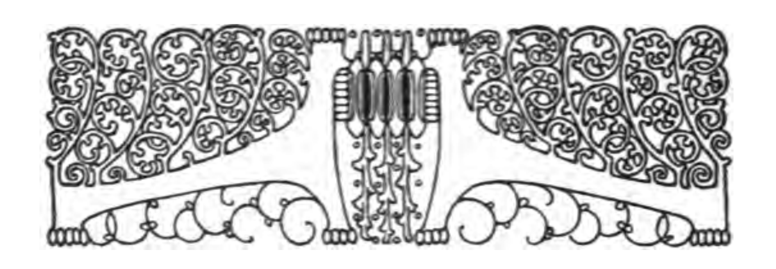
nur als Glauben, sondern aktiv gefunden. Damit lösten sich von selbst die alten Puppenschalen. Das Glück kehrte auch äußerlich ein. Durch die Verbindung mit der „Täglichen Rundschau", der sie beide lange einen Teil ihrer Zeit als Feuilletonisten und vor allem als Theaterkritiker widmeten, ordneten sich ihre äußeren Verhältnisse allmählich aufs Beste.

Es ist kein Ruhm in unserer Zeit, Theaterkritiker für ein Tagesblatt zu sein. Und doch haben diese proteischen Naturen auch an dieser hoffnungslosen Stelle noch das relativ Beste gethan. Im Tohuwabohu der Tagesdummheiten hat Heinrich den Humoristen in sich entdeckt, der mit köstlicher Satire den Bühnenkarneval geißelt. Julius aber wahrt sich den Ruf als der ernsteste, unerbittlichste Urteiler großen Stiles, den die Berliner Theaterkritik zur Stunde besitzt.

Nun wurde auch sonst alles anders. Schon in den letzten Nebeln der Bohemienzeit taucht das liebliche Kindergesichtchen auf, das Julius' Liebesfahrten beschließen sollte. Wer heute das farbenbunte, von Gaben des Geistes und der häuslichen Kunst schillernde Heim der beiden, Julius und Martha Hart, besucht, hinter dem liegt weltenfern der alte, tolle Hausstand der Alräunchen vom Luisenviertel.

Und doch der alte, stete Lichtstreifen der Herzenssonne hier wie dort.

Schließlich ist es doch das große Lichtband, in dem all das Beste auch der Kunst dieser echten Menschen entstanden ist. In diesem Lichtbande sind Tul und Nahila aufgestiegen, die einsamen Urmenschen im Tropenwalde mit ihren ersten bangen Sehnsuchtsaugen, Nimrod, der wilde erste Übermensch, den der Blitz zerschlug, Moses, den Christus überwand; und Anna und der arme Gekreuzigte an der Kiefer, und das summende Schwesterstimmchen in der Weihnachtsnacht, und der singende Vogel am Grabesthor, unter dessen Singen endlich, endlich doch die Pforte sprang . . . . . . (Abgeschlossen 1900)



Altes und Neues über Gerhart Hauptmann

Allein man nimmt sich nicht in acht,
Und, schlupp! ist man zur Welt gebracht.
Busch

ZWEI Plaudereien über Hauptmann stelle ich hier mit Absicht hintereinander. Die erste ist von 1889, die zweite von 1899. In den zehn Jahren Zwischenraum spielt sich ein ernstes Stück deutscher Litteraturgeschichte ab. Für mich, und ich denke auch den Einen oder Anderen, hat der erste Aufsatz heute ein historisches Interesse. Er ist am 12. Oktober 1889 in der „Gegenwart" erschienen, also acht Tage vor der denkwürdigen ersten Aufführung von „Vor Sonnenaufgang" auf der „Freien Bühne". So viel mir erinnerlich, ist es der erste ausführliche kritische Aufsatz, der in einem angesehenen Blatte damals schon über Hauptmann veröffentlicht worden ist. Das Drama lag zur Zeit erst als Buch vor. Nach der Aufführung vom 20. Oktober griff der Theaterreferent der „Gegenwart" meine Buchkritik aufs heftigste an, — wie es denn überhaupt eine lustige Zeit war, wo die Rezensenten sich in ein und demselben Blatte in die Haare krallten.

Heute kommt mir meine Kritik von damals, über das einzelne Stück wie über den ganzen Mann, zwar in der Form a bisserl hausbacken vor, — aber ich bin fröhlich, daß ich zum Sinn wesentlich noch heute nichts zuzusetzen hätte, — was denn auch nicht geschieht.

Ich sehe hinter den Zeilen eine hübsche Stunde, wie man sie im Leben nicht oft hat: unter den Kiefern bei Erkner gelagert ein paar gute Freunde und Hauptmann liest aus dem Manuskript vor. Da konnte man wohl über allerlei debattieren, — aber das wußten wir paar schon im zweiten Akt: das ist einer, — und was für einer. Nicht bloß unser lieber Geselle aus so und soviel guten Stunden, — sondern ein dramatischer Dichter, der den Jahrhunderten gehört.

Aus dieser Stimmung heraus ist das heute vergilbte Blatt in einer Zeit entstanden, da (wenig später) die hochehrwürdigsten Berliner Kritiker den Gerhart Hauptmann etwa so anschauten, wie wir heute den Mörder von Konitz begaffen würden.

Inzwischen sind aber zehn Jahre so sachte abgerieselt im Chronosglase, und man braucht, um sein Freund zu sein, wirklich Hauptmann nicht mehr zu loben, — das können, um mit dem alten Merck zu reden, die anderen auch.

In mir hat sich manches gedreht in der Zeit.

Bei unverminderter Liebe zur Praxis, wo immer etwas geleistet wird, habe ich doch ein gut Teil Theorie wieder von mir geschüttelt, wie das Bäumlein, das andere Blätter hat haben gewollt. Das Bäumlein wollte nämlich andere Blätter haben, weil sich in seiner Philosophie manches ausgewachsen hat, dem dann die alten Hosen nicht immer mehr paßten.

Davon ist in dem zweiten Aufsatz einiges wenigstens andeutungsweise zu sehen.

Im übrigen gab den Anlaß zu dieser soviel späteren Plauderei der auf alle Fälle unzeitgemäße, dumm mode-

launische und grob undankbare Titel einer Tagesbroschüre „Los von Hauptmann".

Ich hoffe, in nochmals zehn Jahren reden wir abermals einiges, — mit einem Händedruck, daß es eben der uralte gute Witz des Welträtsels ist: wir bleiben immer dieselben und haben doch fortschreitend alles anders, — Nasen und Ideen. In diesem Sinne seien besonders Dir, lieber Hauptmann, diese Blätter — in alter, nie getrübter Freundschaft, — noch besonders von Herzen zugeeignet.

1. Ein deutsches realistisches Drama

Das alte Wort von den „Opfern und Ideen", mit denen eine Übergangszeit, wie unsere gegenwärtige, sich begnügen müsse, ist vielleicht nirgendwo so berechtigt, wie auf dem Gebiete des modernen Dramas.

Die Opfer gewahren wir alltäglich, sie fallen unter dem Schnitt einer unerbittlichen Sichel, die auf litterarischem Gebiete ebenso folgerichtig wirkt, wie das Darwinsche Gesetz von der Auslese der Passenden, das den qualvollen Untergang Unzähliger einschließt, in der Bildungsgeschichte der Arten. Von gärenden Ideen wogt es allenthalben, aber der entscheidende Schritt von der Idee zur That läßt fast überall auf sich warten; es blüht die Tendenzdichtung, die Frucht unverdauter Ideen ist, oder in der die Ideen wenigstens noch keine konkrete Gestalt angenommen haben, es blüht die Spezies des „theoretisch-realistischen" Dramas, das dem Homunkulus der Retorte gleicht, aber noch kein wahres dichterisches Leben besitzt.

Der Kritiker ist doppelt übel daran in solcher Zeit.

Er kann das Geleistete noch nicht aus voller Überzeugung gut heißen und darf sich doch weder dem Mitleid mit den Opfern, noch der Anerkennung vor der Triebkraft der wild gärenden neuen Ideen verschließen.

Das Drama, von dem ich hier zu reden habe, gehört zu den tröstenden Erscheinungen, die, eben weil sie noch so selten sind, in ganz besonderer Weise Beachtung verdienen. Der Titel: „Vor Sonnenaufgang. Soziales Drama von Gerhart Hauptmann“ (Berlin, C. F. Conrad) scheint fast symbolisch gewählt zu sein auch im Sinne der Ästhetik. Ist er es, so mag der Autor wohl zufrieden sein, — sein Werk steht der kommenden Sonne zum wenigsten schon sehr nahe.

Bisheran kamen die Vorboten des neuen Tages für das realistische Drama fast nur aus dem Auslande zu uns. Ernste, reife, zum Teil bereits alternde Männer standen dahinter, wie Tolstoi, wie Ibsen, von denen jeder auf mehr oder minder verwickelter Lebensbahn für sich seine Opfer gebracht, seine Ideen sich langsam und schwer individuell ausgebildet hatte. In der älteren Generation unserer lebenden deutschen Poeten hat sich strenggenommen kein einziger, weder im Roman, noch im Drama, selbständig zu jenem Programm des Realismus emporgekämpft — ein seltsames Zeichen, das die Litteraturgeschichte der Zukunft nicht eben mit goldenen Lettern in ihr Buch eintragen wird. Es ist Zeit, daß auch bei uns die Dinge sich wenden. Das Geschrei grüner Jugend hilft nichts, wir brauchen Thaten.

Das Drama Hauptmanns ist eine solche That.

Dem Grundprobleme nach führt uns „Vor Sonnenaufgang“ in die Nachbarschaft von Zolas „Assomoir“. Ein Trunkenbold hat eine Tochter, die, außer dem Hause erzogen ein reines und treffliches Mädchen geworden ist, das einen geliebten Mann zweifellos sehr glücklich machen würde. Der Mann scheint sich auch zu finden, ein Fremder tritt auf, gegenseitige Neigung entwickelt sich jäh, die Beiden verloben sich heimlich. Aber der Liebhaber weiß nichts von dem Laster des Vaters. Als ihm ein befreundeter Arzt die Augen öffnet, verstößt er seine Braut. Denn er ist ein Mensch von eiserner Konsequenz und Fanatiker der Vererbungstheorie. Er will

gesunde Nachkommen um jeden Preis, die kommende Generation ist ihm heiliger als sein und des Mädchens Glück. Die Tochter des Alkoholsäufers kann niemals sein Weib werden, in Nacht und Nebel flüchtet er aus dem Hause. Das Mädchen, im Sumpfe eines grauenhaften Familienlebens allein gelassen, tötet sich selbst.

Das ist das nackteste Gerippe der Fabel, ohne die zahlreich hinein verschlungenen Nebenhandlungen, ohne das wundervolle Lokalkolorit des schlesischen Bauernlebens, in dem sich das ganze abspielt. Es ist das nackte Problem und die nackte Lösung.

Die Lösung wird zweifellos sehr viel angefochten werden und das, wie mir scheint, mit gutem Recht. Ich will ihr, ehe ich das „Realistische" im engeren Sinn an dem Drama betrachte, vorweg einige Bemerkungen widmen.

Es ist nämlich nicht außer acht zu lassen, daß die Entscheidung über Wert und Unwert dieser eigentlichen „Lösung" nur halb und indirekt vor das Forum des „Realismus" gehört. Sie gehört nur insofern dahin, als sich die Lösung konsequent (natürlich) ergeben muß aus dem Charakter der beteiligten Figuren. In der Person des Autors dagegen, die im Bann irgend einer Idee erst diese Figuren geschaffen und zusammengeführt hat, gehört jene Entscheidung vor ein im Wesentlichen ethisches Forum.

Diese Dinge darf man nicht durcheinander werfen. Es giebt keine irgendwie bedeutende Dichtung, auch keine noch so realistische, die nicht in letzter Instanz einem ethischen Moment entspränge; gerade Zola, Ibsen, Tolstoi sind die besten Beispiele, die man nur verlangen kann, und keine den Realismus verteidigende Ästhetik wird ohne weiteres an diesen Dingen rütteln können. Jede, auch die dümmste und unscheinbarste Thatsache des menschlichen Lebens hat eine „Moral"; der Dichter, dessen Höchstes es gerade aus der Theorie des Realismus heraus ist, seine gestalteten Sachen

mit der vollen Wucht wirklicher Thatsachen vorzuführen, unterliegt, er mag wollen oder nicht, jenem Gesetz, und weil man weiß, daß er das Ganze seines Werkes im Voraus berechnet und als solches „gewollt“ hat, so wird auch er, der realistische Dichter, der sich vielleicht aufs Lebhafteste sträubt, irgendwie auf Tendenzen geprüft zu werden, schließlich doch mehr oder minder für die Moral verantwortlich gemacht werden müssen, die sich aus der entscheidenden Thatsache seines Stückes, der Lösung, ergiebt. (Stil au! Zusatz 1901.) Das in Paranthese, um das Mißverständnis auszuschließen, als wendete ich auf den konsequenten Realisten etwas an, was die realistische Ästhetik überwunden habe, nämlich die Moralfrage.

Das Drama Gerhart Hauptmanns wirft nun mit ganzer Energie sogar ein ethisches Problem höchster Art auf. Den Faden habe ich oben angedeutet. Ich frage nun: Handelt Alfred Loth, der Held des Stückes, richtig, wenn er das Mädchen verstößt? Ich denke, unbedingt nicht.

Worauf gründet sich gerade unsere modernste, unsere höchste Moral? Auf das Mitleid. Die Natur — d. h. der große Mechanismus, den wir uns unserer menschlichen Organisation nach nun einmal im Gegensatz denken zu unserem Fühlen und Handeln — kennt nichts von diesem Mitleid. Ihr entspricht vollkommen der Held des Hauptmannschen Dramas. Wenn seine Konsequenz die höchste Ethik der Menschheit würde, so kämen wir genau auf den Standpunkt, den die alten Spartaner eingenommen haben sollen und den die Natur bei ihren Auslesegesetzen allerdings einnimmt: nämlich schwächliche Kinder, kranke Menschen, alles, was irgendwie den rapiden Fortschritt verlangsamen kann, einfach totzuschlagen, mit kältestem Blut eine ganze Generation abzuschlachten zu Nutzen einer kommenden. Loths Handlungsweise ist einfach und rund ein moralischer Totschlag. Wenn sich das Mädchen nicht mordet, so geht es noch schlimmer,

geht es moralisch in der Giftluft seiner Umgebung zu Grunde. Loth weiß das, der Arzt sagt es ihm mit dürren Worten; trotzdem handelt er nach dem Buchstaben seiner Theorie, als lebendig gewordenes Naturgesetz, mitleidslos, skrupellos.

Der Autor wird einwenden, er habe in seinem Helden auch gar nicht den Typus dessen, was wir uns wünschen, schildern wollen, sein Loth solle eben Fanatiker sein und kein Idealmensch, er solle, wie die anderen Gestalten des Stückes, auch nur ein Mensch „vor Sonnenaufgang" sein.

Das lasse ich deshalb nicht ganz gelten, weil im Verlauf der fünf Akte thatsächlich das ganze Licht auf diesen Loth fällt. Wie ein Heiliger, wie der Bürger einer bereits errungenen höheren Kulturwelt tritt er unter diese Bande von Säufern und Schwindlern, von verrotteten Bauern und noch verdorbeneren Geschäftsleuten, die das Raffinement großstädtischer Beutelschneiderei aufs Land verpflanzt haben. Und er kommt nicht bloß als das — er kommt als ein Helfender, einer von denen, die, von höchstem Mitleid getrieben, ihr Licht hinableuchten lassen wollen in den dunklen Schacht der Unwissenheit, des Elendes.

Mag der Autor wollen oder nicht: aus jedem Wort, das Loth redet, hören wir den Klang einer so edlen, so bedeutenden Stimme, daß es wohl hieße den Dichter mit Gewalt gering schätzen wollen, wenn man ihn nicht mit diesem seinem Helden identifizierte. Und dieser Mann handelt nun im entscheidenden Momente so?

Im Laufe des Stückes ist wiederholt von sozialistischen Anschauungen die Rede. Wie es sich nun mit diesen verhalte: ihnen schlägt der Schluß ganz unbedingt ins Gesicht. Ein sozialistischer Apostel, der von seinem Programm einfach das Mitleid streicht, dürfte eine sonderbare Persönlichkeit sein, ein Prediger, der trostbedürftigen Menschen predigen wollte, sie sollten sich nur lieber ruhig umbringen, sie seien doch verpfuscht für die Zukunft, und der im Machtbesitz wohl gar

das Henkerschwert zu dieser Arbeit schwingen würde, scheint mir wenig Aussicht auf Erfolg zu haben.

Man vergesse nicht, es ist ein Todesurteil, das Loth verhängt. Die Art, wie die Heldin ums Leben kommt, spricht nicht mit. Es handelt sich dabei bloß noch um eine Vollstreckung des Urteils. Helene wählt den leiblichen Tod an Stelle des moralischen — hierhin liegt für sie lediglich die höchste, willensstarke Steigerung ihres trefflichen Charakters, sie wählt als tapferes, gutes Weib das Bessere. Die ganze Glorie des Schlusses aber fällt auf das eiserne Spartanertum. Loth scheidet nicht als ein innerlich, moralisch Gerichteter — man hat das Gefühl: er weint dem Mädchen vielleicht eine Thräne nach, aber er spricht dabei innerlich befriedigt zu sich: Konsequenz des Gedankens ist mehr wert, als ein Menschenleben.

Anders wäre es, wenn noch ein Akt folgte; die Fünfzahl ist ja für diese feine Technik, die möglichst natürlich möglichst ohne große Effekte arbeitet, sehr gleichgültig, die Akte sind doch aufgelöst in eine Reihe gleichartiger Scenen — also meinetwegen bloß noch ein paar, bloß noch eine Scene. Die ältere Technik mit ihren raschen Dolchstößen am Schlusse würde vielleicht Loth noch einmal zurückkommen, die Leiche des Mädchens sehen lassen; beim Anblick der Toten müßte er doch den entsetzlichen Unterschied zwischen lebendig erhaltener Theorie und einem zerstörten Menschenleben erkennen, er müßte sich mit demselben blutigen Hirschfänger erstechen.

Das wäre nun weder neu noch geschmackvoll, ich will es technisch ganz und gar nicht als Ausweg vorschlagen. Aber die Idee wäre so wenigstens gerettet, und die rechte Form zu finden wäre eben Sache des Dichters gewesen, der Kritiker kann ihm das nicht nachträglich herauskonstruieren. Monologe giebt es für diese gereiftere Technik überhaupt nicht mehr. Das ist in der Theorie ganz gut, Hauptmann

kommt auch durchaus bequem ohne dieses notwendige Übel der älteren Kunst aus. Aber gerade hier beim Schlusse fühlt man doch, daß irgend etwas derart fehlt. Man sieht wohl, wie das Mädchen den Dolch holt, aber man sieht keineswegs in die Seele des abgehenden Loth. Der beste Schauspieler könnte uns nicht aus der Not helfen, denn der Seelenkampf, den wir gewahren möchten, bricht aller Natürlichkeit nach erst aus, als Loth allein mit sich ist. Wie soll uns das Drama ohne Monolog diesen „Sturm in der Brust" vergegenwärtigen? Wir müßten es mit durchmachen, wie der Mann sich die Frage stellt: „Ist es möglich, daß Mitleid mit der Zukunft, Vorsorge für eine späte Generation uns verhärten darf gegen eine mitleidswerte, Hilfe begehrende lebendige Mitwelt? Darfst du einen ertrinkenden, gerade dich um Hilfe anrufenden Menschen noch tiefer ins Wasser hineinstoßen, weil du etwa weißt, er ist lungenkrank, wird doch nicht mehr lange leben, wird höchstens dich selbst noch anstecken?"

Ich breche hier ab, ich denke, die Andeutungen können genügen.

Jederman sieht, daß ein Werk, das solche Probleme aufwirft, eine bedeutende Arbeit auf alle Fälle bleibt, auch wenn man Einwände gegen die Lösung findet. Vollends nun, wenn wir nach dem Allgemeinen die eigentliche Ausführung, die „Gestaltung" im engeren Sinne und die äußere Technik ins Auge fassen, so kann von Einwänden überhaupt keine Rede sein, die volle Freude des Kritikers muß sich äußern, wofern er sich überhaupt nur noch ein Restchen von Begeisterungsfähigkeit erhalten hat. Gerhart Hauptmann ist ein durch und durch gesunder Dichter.

Was er schafft, das steht klar und deutlich da. Diese Bauern, dieser reiche Lump aus der Stadt, der unbekümmert des Geldes wegen in die Trinkerfamilie hineingeheiratet hat und den Gegensatz zu Loth bildet, das alles lebt, das spricht

und bewegt sich mit jener absoluten Logik des Wirklichen, dieser Dialog strömt mit einer Natürlichkeit, die selbst beim denkbar einfachsten Inhalt für den, der auf so etwas achtet, so etwas vielleicht seit Jahren mit der Diogeneslaterne sucht, ein Genuß allerersten Ranges werden muß.

Und der Dichter wagt allerlei, das so, wie die Dinge nun heute einmal liegen, wirklich eine kühne Chat zu nennen ist, obwohl jede anständige realistische Theorie es längst als etwas selbstverständliches gefordert hat: er läßt seine Bauern im Dialekt reden, läßt sie reden in allen ihren wunderlichen Wendungen, die ihnen die Mehrzahl unserer älteren Dorfgeschichten so jämmerlich schlecht nur nachgestammelt und nachgefälscht hatte. Wunderbar, wie das Rohe, das doch eine Dichtung dieser Art nicht ganz entbehren kann, das die Ehrlichkeit gebieterisch fordert, wie dieses Rohe gemildert, abgedämpft, erträglich gemacht wird durch diese Dialektworte, ohne daß es doch seine koloristische Bedeutung einbüßte. Das Schwelgen im Rohen ist übrigens Hauptmanns Schwäche nicht. Der trunkene Vater erscheint in dem Stück mehr wie ein Ungetüm hinter einem Gitter, das zwar jeden Augenblick ausbrechen kann, aber durchweg doch der eigentlichen Handlung fern bleibt. Die dämonische Wucht der Zolaschen Schilderungen wird damit allerdings niemals erreicht, aber dafür etwas beigesteuert zur Möglichkeit einer Bühnenaufführung.

Je mehr man den eigentlichen Grenzen der Technik sich nähert, desto heller erstrahlen die Vorzüge der ganzen Dichtung. Da ist alles bis ins kleinste hinein ausgemeißelt, ausgefeilt und doch darum noch nicht im bösen Sinne ausgeklügelt. Ohne Suchen nach Effekten, nach pomphafter Steigerung, ist doch der Heraufgang von Akt zu Akt vollkommen deutlich herausgebracht. Niemals fühlt man ein Nachlassen, ein Atemholen der Kraft, niemals die Spuren guter oder schlechter Laune bei der Arbeit. Hier steckt es eben, was ich oben die Gesundheit des Dichters genannt

habe. Nur ein gesunder Geist hat die Fähigkeit, neben der großen, vielleicht sehr rasch erfaßten Idee des Ganzen nun auch das Kleine und Allerkleinste mit voller Liebe zu behandeln, nur ein gesundes Auge sieht so scharf, so unbeirrt durch subjektive Beeinflussung das Winzige und doch Wertvolle im großen Gesamtbilde.

Und es mag sogar sein, daß das Bewußtsein von dieser eigenen unerschütterlichen Gesundheit dem Dichter bei jener erwähnten ethischen Lösungsfrage etwas den Standpunkt verrückt hat. Er läßt seinen Loth einmal im Stücke selbst ein Urteil über Zola und Ibsen fällen, es „seien gar keine Dichter, sondern notwendige Übel“, er sei „ehrlich durstig und verlange von der Dichterkunst einen klaren, erfrischenden Trank“, keine „Medizin“. Das ist hart und im letzten Sinne doch auch unwahr. Welcher Mensch darf in solchen Übergangszeiten wie heute sich vollkommener Gesundheit rühmen? Loth am wenigsten, der nachher selbst so grob beweist, wie schwankend seine Ethik schließlich doch noch ist, wie sie zum widerwärtigen Starrsinn, zum Fanatismus sich verhärten muß, um überhaupt im einfachsten Falle der Praxis sich durchzuhelfen.

An solchen Stellen ist es eben offenbar ein gewisses Überschäumen des eigenen Gesundheitsgefühls im Autor, das sich in die Dichtung drängt, ohne dort recht hineinzupassen. Tadeln wir das nicht — es ist hundertmal besser als im umgekehrten Falle das störende Hineintragen subjektiver Krankheitsstimmungen in die Dichtung, das bei so manchem unter den kleinen Pseudorealisten bemerkbar wird und oft das Einzige ist, worin diese wüsten Köpfe ihren „Realismus“ erblicken.

Sehr viel Gewicht legt Hauptmann auf die szenischen Angaben. Sie füllen gelegentlich ganze Seiten. Einmal wird die früheste Morgenstunde auf einem Bauernhofe geschildert — ja, man muß wohl sagen: geschildert. Kein Romanschriftsteller von der Sorgfalt Zolas könnte es genauer machen, bloß daß hier noch ein gezeichneter Plan mithilft.

Die auftretenden Personen, selbst solche, die kaum etwas zu sagen haben, werden mit Worten ganz ins Detail hinein abphotographiert — bis auf die Farbe der Augen, also weit über das direkte Bühnenbedürfnis und die äußerste Bühnenmöglichkeit hinaus.

An allen Stellen dieser Art fühlt man, wie undeutlich bei diesen konsequenten Realisten die Grenze zwischen dem Drama in seiner leider fast erwarteten Erniedrigung zum Lesedrama und dem Roman wird.

Ich sehe in diesem Überströmen in erster Linie ein Faktum, ein Phänomen, das in unserer gegenwärtigen Litteraturphase eintreten muß und sich zweifellos noch mächtig verstärken wird. Von irgend einem künstlichen ästhetischen Standpunkte hier schulmeisternd sich einmischen zu wollen, scheint mir ein gänzlich verfehltes Unterfangen; es giebt in der Poesie so wenig eine Konstanz der Arten wie in der Biologie, und wo sie scheinbar besteht, da kann man mit Sicherheit auf eine Periode der Stagnation, des Chinesentums schließen.

Unlängst ist mir eine Novellensammlung zu Gesicht gekommen, „Papa Hamlet“ von Holmsen (hinter dem Pseudonym steckt einer der fanatischsten jüngeren Realisten); diese Novellen nähern sich aufs äußerste dem Drama, und auch das ohne Schaden. (Gemeint ist Arno Holz, dessen „Papa Hamlet“ anonym erschienen war; der oberflächliche Satz wird der Bedeutung dieses Buches natürlich in keiner Weise gerecht. Zusatz 1901.)

Die Hauptsache bleibt, daß der Dramatiker wie der Romanschriftsteller sich klar über sein Verhalten an der Grenze ist und den Schritt bewußt als Meister beider Gebiete thut, nicht aus Versehen und Stümperei. Das ist ja bei allen diesen technischen Experimenten die notwendigste Forderung: volle Meisterschaft im Alten, dann erst Versuche zu Neuerungen.

2. Los von Hauptmann?

Ein fideler Mann, der vom Dichter nichts anderes wüßte, als was man in den üblichen Tageskritiken liest. Er müßte vom Dichter ein Bild gewinnen, so gut als Witz, daß es zu leben verdiente.

Auf der einen Seite, scheint es, ist der Dichter ein Wesen, dem von Kritik und Publikum „gestattet" wird, zu dichten. Diese polizeiliche Genehmigung kann gegebenenfalls entzogen werden, wenn der Herr sich irgendwie mißliebig macht. Auf alle Fälle ist der Herr so zu behandeln, daß er immer den Strick am Halse fühlt. Über eine Pflicht der Dankbarkeit ist hierorts nichts bekannt. Bei Betriebsunfällen wird noch ein Tritt hinterdrein gegeben und im Wiederholungsfalle unerbittlich die Konzession entzogen.

Auf der anderen Seite wird wahrscheinlich, daß die Dichter eine organisierte Bande von Beutelschneidern, Erpressern und blutigen Leuteschindern sind. Als große Kraken kriechen sie ab und zu unter die ahnungslose Menge, saugen sich fest und sind rein nicht wieder fortzukriegen. Bis in gewissen Intervallen immer wieder einmal die geknechtete Seele der Kritik und des Publikums sich einen Stoß giebt und mit Armen und Beinen sich von dem saugenden Scheusal loszuzappeln beginnt. Dann kommen die Telle, die Drachentöter mit Schilddevisen: Los von Goethe! oder: Los von Hauptmann! Und endlich wird der Geßler, der Iwan der Schreckliche gestellt, zerfetzt, mausetot gemacht. Die Welt atmet auf, sie kann wieder in Ruhe ihre Börsengeschäfte treiben, ohne sich von diesem Ungeheuer auf Schritt und Tritt ausbeuten zu lassen durch den Zwang, Bücher zu kaufen, in ernsthafte Theaterstücke zu gehen, ernsthafte Kritiken zu schreiben und zu lesen, und wohl gar nachzudenken.

Vor Jahren habe ich einmal in der Münchener „Gesellschaft" eine Serie tief sittlich ernst gemeinter Aufsätze gelesen,

in denen Horaz, Schiller und Heine reihum einfach als böse Wanzen geschildert wurden, die der geplagten Menschheit die wohlverdiente Nachtruhe raubten. Der selige Du Bois-Reymond empfahl, Goethe als den quetschenden Ballast unserer Zeit über Bord zu werfen. Nach Karl Vogt ist Homer ein Kerl gewesen, der uns fast dreitausend Jahre mit seinen wurstigen Balgereien griechischer Duodezfürsten auf dem Halse gelegen hat. Jetzt ist die Reihe schon an Gerhart Hauptmann, von dem wir nach einer zehnjährigen aufreibenden Thätigkeit für seine Dichterideale hören, daß er das lähmende Mittagsgespenst des Fortschritts in der modernsten Kunst sei.

Ja, wie rasch das geht.

Jetzt haben wir das neue Drama von vor zehn Jahren schon am Kreuz. Die echten Kannibalen essen ihre Väter wenigstens erst im ehrwürdigen Alter auf. Wir litterarischen Kannibälchen machen jetzt schon alle zehn Jahre Dichter-Metzelsuppen-Fest. Es heißt, unsere Zeit lebt eben immer rascher, und wer rascher ißt, der ... Merkwürdig nur, daß von diesem Raschleben in der echten ästhetischen Leistung ebensowenig zu merken ist, wie in der wirklich ernsten ästhetischen Anteilnahme.

So grundgescheit wir über Hauptmann als bereits verflossene Größe philosophieren mögen, — in den ganzen zehn Jahren hat uns keine Sibylle und kein Komet doch einen zweiten ganz großen deutschen Dramatiker heraufbeschworen.

Und so viele D-Zug-Lokomotiven heute auch am hausbackenen Weimar vorbeisausen mögen, — seltsamerweise ist der Modemann des raffiniertesten ästhetischen Geschmacks, mit dem wir ins neue Jahrhundert eingetreten sind, immer noch kein geringerer, als der alte Goethe selber. Man muß im Herbst 99, bei der 150. Geburtstagsfeier des Alten, wie der Schreiber dieser Zeilen in Frankfurt vor einer Versammlung von 2000 sozialistischen Arbeitern gestanden haben und die Goethefreude dieser 2000 gesehen haben, — um zu ahnen, daß der Stern Goethes erst aufgeht im zwanzigsten Jahr-

Hundert, daß er jetzt erst anfängt, ins Volk zu leuchten — in das eigentliche Publikum, von dem jeder Dichter denkt, er „hat“ es, wenn so und soviel tausend Bände buchhändlerisch abgesetzt sind — und das doch in der Regel erst jenseits dieser Bände durch einen inneren Prozeß der Menschheitsseele in seine wahre Nähe wächst.

Denke ich an dieses offenbar ewig gleich langsame Tempo der beiden einzigen wirklich ernsten Dinge auf dem ganzen Gebiet, so kitzelt es mich zu einer inneren Lustigkeit, wenn ich höre, wie die Eilepeter und Hitzpeter schon einmal wieder nicht bloß mit Hauptmann, sondern mit dem ganzen Realismus „fertig“ sind, fertig, wie mit einem durchgegessenen Menu, von dem man fortan nichts mehr hat, als Blechen und Magendrücken; der Vergleich hinkt übrigens, denn die Sorte Menschenkind ist einem roten Hummer dafür, daß er für einen Thaler Spaß gemacht hat, immer noch eher dankbar, als einem Dichter, der ihnen die Seele durcheinander gerüttelt hat bis selbst im schmutzigsten Wasser für den Moment eine Perle tieferen Menschheitsempfindens heraufkam.

Mit Hauptmann, hören wir, ist der Realismus in die deutsche Dichtung gekommen. Vor zehn Jahren. Hauptmann, und etwa noch Holz. Holz ist aber zurückgedrängt worden durch Hauptmann, den Glänzenden. Wir haben dem zugejubelt. Das verpflichtete. Jetzt scheint uns, er hat nichts gehalten. Also fort mit ihm! Fort mit dem ganzen Realismus! Wir erlassen ein neues Preisausschreiben. Immer heran, meine Herren Dichter, genieren Sie sich nicht!

In solchen Sätzen, die man heute in allen möglichen grünen Kreisen hören kann, auch mehr oder minder so schon gedruckt liest, steckt ein Rattenkönig von Unsinn, daß man ihn ordentlich quieken hört.

In dem, was man im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts bei uns Realismus oder auch Naturalismus genannt hat, lagen zwei grundverschiedene Dinge.

Zunächst die zeitliche Phase bloß einer uralten dichterischen Bahn. So lange die Menschheit um Dichtung ringt, also man kann ungefähr sagen: so lange sie existiert, — hat sie in dieser Dichtung um ein immer schärferes Sehen und eine immer schärfere Wiedergabe des Gesehenen gerungen. Es ist ein langsamer, stäter, unablässiger Fortschrittsprozeß des gesamten Menschengeistes, der sich hier offenbart.

Wer das Hirn des Menschen in Stücke zu schneiden beliebt, der wird ja vielleicht sagen, daß es die Wissenschaft, die Forschung eigentlich war, die diesen Weg des immer Exakteren einschlug, nicht aber die Dichtung. Dieses systematisch parzellierte Menschenhirn hat aber in Wahrheit nie bestanden. Wenn jene Strömung in der Wissenschaft hochkam, so mußte sie eben in der Dichtung auch hochkommen. Unter einem bestimmten Gesichtspunkte ist die ganze Geschichte der Poesie aller Zeiten eine einzige fortschreitende Geschichte des Kampfes um die zunehmende Exaktheit der Weltwiedergabe. Bloß ist das bald offener, bald verschleierter. Zeiten haben auf die Exaktheit der innerlichen, im engeren Sinne psychologischen Vorgänge mehr Gewicht gelegt und das Äußerliche mehr als Symbol bloß dabei behandelt, was ja auch seine volle Berechtigung hatte. Andere Zeiten haben umgekehrt das Objektive besser zu sehen gesucht, wobei das „Seelische" einen symbolischen Zug bekam. Immer aber ging der Kampf um das Bessersehen irgendwo. Der Mensch lernte thatsächlich besser sehen, und die Dichtung spiegelte das. In diesem Sinne giebt es keinen einzigen entwickelungstüchtigen Dichter der gesamten Vergangenheit, der nicht einen ganz bestimmten Fortschritt auch im „Naturalismus" bedeutete und der ihn nicht auch bedeuten wollte.

Täuschen wir uns da nicht durch das Her- und Wiederspiel ästhetischer Theorieen. In der abstrakten Theorie ließ sich viel behaupten, ohne große Kosten. Kein echter Dichter aber hat sich je an den Schreibtisch zur eigentlichen Dichter-

arbeit gesetzt ohne heiligsten Respekt vor der Wahrheit und ohne das innerste inbrünstige Sehnen, dieser Wahrheit mit seinem Schaffen noch ein Stück näher, als alle vor ihm, auf den Leib zu rücken.

Von dieser Seite her läßt sich gut sagen, daß also der Naturalismus in der deutschen Dichtung gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts eine einfache Begleiterscheinung der immerhin doch nicht zu verachtenden Thatsache war, daß die Dichtung überhaupt bei uns wieder stieg.

Vor allem gerade im Drama — um bei Hauptmann zu bleiben — kamen wir ums Ende der achtziger Jahre aus einer solchen Stagnation heraus, daß bald ein Versumpfungs-jubiläum fällig wurde.

Das Wiederauftauchen echter Dichtung bedeutete also ohnehin einen Ruck, es hatte etwas Sprunghaftes, Neues, sozusagen Revolutionäres — einfach weil's halt wieder wirklich „Dichtung" war.

Man halte sich ein Stück von Hauptmann, einerlei welches, gegen ein paar Akte Blumenthal, von denen es keine Phrase ist, daß sie das Theater bei uns einmal be-herrschten. Ja, da steht eben schlicht die „Kunst" als unschuldig neue nackte Venus Anadyomene gegen etwas total Verschiedenes, — sei es noch so brav gemeint gewesen.

Ich sehe heute noch in meiner Erinnerung jenen Premièrenmorgen von „Vor Sonnenaufgang" in der alten trefflichen Freien Bühne. Auf der Bühne schob sich langsam das wunderliche Stück dahin, mit seiner Größe wie mit seinen Schrullen, aber in jeder Faser ein Dichterwerk. Rechts an der einen Proszeniumsloge aber lehnte Paul Lindau, zuckte die Achseln, hob die Arme zum Himmel, stieß seine Nachbarn an und lachte endlich mit dem ganzen fröhlichen Lachen, das ihm an und für sich so gut stand. Es waren eben zwei Welten.

In diese ältere platzte die Dichtung schlechtweg wie

etwas Inkommensurables, mit dem sie überhaupt noch nie gerechnet hatte, eine Dame, der sie gar nicht vorgestellt war. Mit Neugierde betrachteten die Herren diese merkwürdige Dame und fanden sie, ehrlich gesagt, scheußlich.

Sintemalen dieses erstmalige echte Drama aber nun eben „echt“ war, brachte es, wie selbstverständlich, auch wieder sein Stück Wahrheitsfortschritt, sein Stück „Naturalismus“ in diesem Sinne. Kam die Dichtung überhaupt nach jenem langen Intermezzo per Sprung wieder auf die Bretter, nun, so erschien eben auch dieser Fortschritt als Sprung. Etwa zwei Drittel dessen, was an „Vor Sonnenaufgang“ als tolle naturalistische Neuerung bestaunt wurde, waren nichts anderes, als einfach dieser selbstverständliche Fortschritt. Das neunzehnte Jahrhundert war flott, wie kein früheres, gelaufen im Bessersehen. Jetzt, bei dem ersten großen Dramatiker seines Schlußjahrzehntes, kam das einfach wie ein Naturgesetz zum Ausdruck.

Für jene ganz Blinden gab es allerdings eine Art Ausweg: sie münzten auf das, was überhaupt erst wieder Kunst war, das Spezialwort naturalistische Kunst. Mit etwas ästhetischer Sauce sollte schließlich wohl gar herauskommen, der brave Blumenthal sei idealistische Kunst im Gegensatz dazu. Das Kuddelmuddel ist aber an dieser Stelle damals so arg geworden und hat auch so vernünftige Urteiler in seine Wurstbrühe verschlungen, daß man doch noch einen besonderen, einen zweiten Punkt hier anerkennen muß.

Zwei Drittel, sagte ich, gingen allgemein in die Rubrik Wiederkunst und zwar fortgeschrittene Kunst damals ein. Es blieb aber ein letztes Drittel, damit der guten Dinge drei werden. Und das war noch wieder kompliziert für sich. Es berührte eine philosophische Frage von entscheidender Bedeutung.

Ich muß dazu etwas weiter ausholen.

Herman Grimm, der sich vor den meisten seiner Kollegen immer wieder dadurch ausgezeichnet hat, daß er nicht bloß

Kenntnisse, sondern Gedanken hatte: er hat wiederholt betont, daß die Dichtungen die wahren Geschichtsquellen seien. Historiker und Ästhetiker haben an dem Worte gemäkelt. Umsonst; denn es ist ein Wort aus der Tiefe, ein wahrhaft erlösendes Wort für den echten Historiker wie für den echten Ästhetiker.

Auch die naturalistische Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts wird in diesem Sinne einmal historisches Dokument sein.

Ich liebe dieses Wort selbst nicht besonders. Es hat durch Zola eine enge Bedeutung bekommen, die der Kunst nicht gerecht wird. Eine Dichtung ist gerade deswegen eine so eminente Geschichtsquelle, weil sie mehr ist, als das, was wir gewöhnlich unter einem Dokument verstehen. In ihr bleibt uns ein Stück pulsierendes Leben einer Zeit übrig, mit jenem Geheimnis ewiger Jugend und angeborener Unsterblichkeit, wie es Werken der Kunst gleichsam zum Ersatz dafür verliehen ist, daß sie niemals bürgerlich reale, mit Händen zu greifende „Wirklichkeit" gewesen sind.

Gerade aus dieser Kraft heraus wird man am Naturalismus den Menschen kennen lernen, wie ihn die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gesehen hat.

In seiner Größe und in seinen Schranken.

Größe und Schranken dieses neuen Menschen bestimmen auch das naturalistische Drama, wie es bei uns um die Wende zur Neunzig einsetzte. Ein ganzes Teil dessen und vielleicht das sachlich Ernsthafteste, was man gegen seine Technik damals einwarf, hatte keinen anderen Grund, als eben diese neue Auffassung, diesen neuen Anblick des Menschen. Hier aber steckte Jahrhundertarbeit im großen. Die Kunst bot bloß den Rechnungsabschluß, der auf einmal offenbarte, was geworden war.

Der biblische Mensch, der Schicksals- und Gott-Mensch im alten Sinne, war ganz in der Stille zusammengebrochen.

Als neue echte Dichter erstanden, um mit dem Menschen „zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich", da trafen sie mit junger Kraft auf eine vollkommen veränderte Anschauung vom Menschen. Am Wissen war diese Traube gereift, die jetzt als goldener Trank im Dichterbecher schäumen sollte. Die Naturforschung hatte einen neuen Menschen auf den Plan gesetzt.

Sie hatte dem alten Menschenkoloß von so viel Jahrtausenden die Füße abgeschlagen und den Kopf.

Der Mensch kam nicht mehr herauf aus dem Euphratlehm durch einen Akt des Absoluten. Alle die alten Kulissen lagen am Boden. Die luftweiße Schöpfungskulisse mit dem „Nichts", die grüne Paradieskulisse, die wasserblaue Sündflutkulisse, die Flammen auf Sinai und der Wein, der durch ein „Wunder" aus dem Wasser wurde zu Kana.

Und der Mensch ging nicht mehr los auf das andere große Schauspiel, das letztlich endgiltige, wo die Posaune klang und die Knochen sich sammelten und die Weltenbühne sich für jeden in die zwei großen Mysterien oben und unten sonderte: Himmel mit ewiger Belohnung, Hölle mit ewiger Qual, — und in beiden der Mensch heimgekehrt in dasselbe Absolute, dem er einst entsprungen war.

Auf der wirklichen Weltbühne spielte jetzt ein ganz anderes Stück. Der Mensch heraufwandernd aus der Natur. Nebelflecke sich ballend zu Sonnen. Eine Erde, die als heißer Tropfen von solcher Sonne fiel. Auf dem ersten Kältehäutchen dieser Glühsuppe organische Zellen sich bildend. Steinkohlenwälder aus klapperndem Schachtelhalmkraut. Ichthyosaurier und Pterodaktylen. Ein Gibbonaffe steigt vom Urwaldbaum und läuft aufrecht, die Arme über dem Kopf balanciert. Er zerschlägt Feuersteinknollen zu hartem Werkzeug und entfacht in seiner Schutzhöhle ein Herdfeuer.

Das ist der Urmensch, der sich aus dem Bestialischen in tausend Gefahren heraufkämpft bis zum Kulturwesen. Allein,

ohne Offenbarung. Er lernt gut und böse nicht als braver Schüler vor einer Schiefertafel mit Moralgesetzen, sondern gut ist, was sanft thut im Leben, böse, was haut. Von da zimmert er sich seinen Moralkodex bis herauf zu den Lehren der Bergpredigt.

Immer aber ist er der alte Sohn der Affenwälder von ehedem. Im Mutterleibe wiederholt jeder einzelne noch einmal körperlich die alte bestiale Tierheit als Embryo, — bis heute. Für jeden einzelnen sind an jedem Tage seines Lebens gut und böse immer wieder Dinge, die neu erobert werden wollen, die ewig mit den Verhältnissen das Antlitz wechseln. Alles fließt in jedem Moment, und es fließt auch dem Blicke so fort in alle Zukunftsfernen hinaus. Der einzelne stirbt heute noch genau so, wie der Affe und der Ichthyosaurus vor Millionen Jahren, er zerstiebt in Atome (sagt das neunzehnte Jahrhundert), — wohin? Ins Unbekannte. Die Menschheit aber rauscht weiter auf ihrem Planeten. Wohin? Ins gleichermaßen Unbekannte! Vielleicht zerplatzt, verpufft der Planet einmal, wie eine Rakete. Aber der Stoff, die Kraft kennen kein Ende. Nach der Entwickelungsphase dieser Welt eine neue. Ein Schauspiel ad infinitum, in ewiger Relativität, nie beim Vorhang des Absoluten.

So ungeheuer dieses neue Weltbild, dieser neue Mensch ist, so unhemmbar die Wucht seiner Beweise ist — in einem ist es dem alten doch unterlegen.

Es hat einen fragmentarischen Zug.

Es hat etwas vom Torso behalten, dem Kopf und Beine fehlen. Es ist unendlich viel, eine ganze Sternenwelt, ganze Urwelt, unendliche Zukunftsentwickelung oben und unten angesetzt worden. Aber im Grunde sind's alles nur Körperstreckungen — kein absoluter Kopf und Fuß.

Es ist ja auf der Stelle klar, woran das liegt und liegen muß.

Es hängt an dem ganzen Begriff ewiger Entwickelung. Wir sehen als Geschichte wie als Folge, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, immer jetzt nur einen mehr oder minder langen Entwickelungsausschnitt, — eine Kette, die aus dem Unendlichen kommt und ins Unendliche läuft, — ein Wegstück in der Sonne, aber hinten mit Nebel und vorne. Das liegt einfach im Wesen unseres neuen Weltbildes.

Aber zu leugnen ist nicht: es giebt ihm den Stempel des Fragmentarischen, diesem Weltbild.

Und dieses Fragmentarische verstärkt sich noch für den Einzelmenschen.

Eine Welle im endlosen Strom ist er, die ansteigt und sinkt. Woher? Wohin? Das Woher verzweigt, verliert sich in geheimnisvolle Existenzen eines geheimnisvollen Keimplasmas, voll unklarer Vererbungen, im mikroskopischen Raum einer Samenzelle, einer Eizelle gehäuft die Verdienste und Sünden einer unabsehbaren Kette der Ahnen, mit der Wucht einer prädestinierten Welt herabstürzend auf das Individuum vom Tage seiner Zeugung an.

Das Wohin ist ganz düster. Heim in die anorganischen Elemente. Kein Mensch im neunzehnten Jahrhundert weiß aber noch, wo und wie eigentlich das Organische und Anorganische sich in ihrer Atomisierung sondern. Alle Lohn- und Strafidee nach dem Tode verflattert als Illusion. Die reale Welt schickt Himmel und Hölle auf die Wohnungsnot. Im glühenden Erdinnern straft niemand. Zwischen den Nebelflecken im eisigen Raum lohnt niemand. Für die ganze Idee individuellen Fortlebens über den Tod hinaus hat das Jahrhundert keinen Anhalt, mit dem es etwas machen kann.

Zwischen Geburt und Tod aber, in diesem Leben jetzt: der Einzelne immerfort nur ein Stein in einem ungeheueren Brettspiel. Nicht in einem bloß. In hunderten zugleich. Über ihn hinweg greifen unausgesetzt größere Zusammenhänge, die zwar mit Individuen arbeiten, aber stets tausende

im Spiel haben, und tausende von Generationen dabei nacheinander. Wirtschaftliche, soziale Brettspiele, nationale, politische, tausend und tausend Drohungen, Auswickelungen, Anläufe des kolossalen Ungetüms Menschheit. Und in diese Kelter der Einzelne hineingeworfen, vermengt, ausgequetscht, verflüchtigt, ohne Blick über den Rand, ohne Idee, was er soll und was es mit ihm soll.

So sieht das Jahrhundert Welt und Mensch.

Ein riesiges Fragment zerbrechend in Milliarden kleinerer Fragmente.

Und dieser fragmentarische Zug jetzt, meine ich, ist es, den man in der Dichtung dieses Jahrhunderts wiederfindet.

Die Dichtung des letzten Jahrhundertstücks ist die naturalistische. Also lebt er in der naturalistischen. Und da im Germanentum dieser Naturalismus vor allem auf der Bühne sich als echte Kunst zeigt, so beherrscht er diese Bühne in ihrer Hochkunst.

Der Vorhang hob sich, damals, in den Tagen, von denen wir sprachen, — und auf den Brettern stand dieser fragmentarische Mensch des Jahrhunderts, dieser Ansichtsmensch der neuen Naturforschung.

Es liegt in der echten Kunst eine unsagbare Klarheit, eine Grellheit des Lichtes, gegen die selbst die exakteste Naturforscherbeleuchtung arm und grau wirkt. In diesem Lampenlicht, das bis ins Herz leuchtete, erschien der neue Mensch zum erstenmal wirklich ganz so fragmentarisch, wie er war. Auch die ganz Blöden sahen es jetzt, ja sie wurden erst im Theater gewahr, in was für einer Zeit sie lebten.

In der Kunst auf einmal kamen jene eben gestreiften Züge alle knüppeldick heraus.

Der Mensch nicht frisch und jung aus eines Schöpfers Küche hingesetzt unter einen Paradiesbaum, daß er sich nun seinen Sündenapfel wähle oder seine Tugendreine wahre. Wie hübsch hatte sich mit dieser Voraussetzung ein Drama

inszenieren lassen. Alle Personen kamen jungfräulich intakt, ein unbeschriebenes Blatt aus der Maschine. Dann verteilte das Drama selbst die Rollen. Der wurde Sünder, der Engel.

Jetzt kroch der Mensch aus einem unendlich sich verlierenden Pfuhl uralter Entwickelungen. Vererbung, Ahnensünde, Gehirn, Veranlagung, Gespenster, hageldicht wie Sand am Meer, hingen an ihm gleich zähen Algenstrünken, die er auftauchend mitschleppte.

Das ganze Drama drohte sich aufzulösen im Blick auf diese Vorgeschichte, in unendlich verwickelter Exposition. Und dann doch ein Blick, der nicht zum rechten Uranfang kam. Denn dahinter lag's immer wieder bergetief, mit Salamandern und Molchen und Drachen. Im Fragmentarischen brach der Blick rückwärts schließlich doch ab.

Wenn aber über diesen ersten Berg hinweg die eigentliche Handlung endlich doch einsetzte: neue Retardierungen.

Das Individuum, dieser Nerv, diese Seele jedes dramatischen Körpers, erschien zerdrückt, zerfetzt, zerschmolzen unter dem Druck von Allgemeingewalten: sozialen Strömungen, sozialem Leben, an dieses Soziale gebundenem Allgemeinfortgang der Moral. Stände, Klassen, Volk, schließlich Menschheit zerpreßten unter sich den „Menschen".

Brauche ich Beispiele zu nennen? Mit welcher Riesenkraft, welcher Gewalt aus dem Vollen heraus Dichter das erfaßt, damit gerungen haben, — ich brauche nur an Hauptmanns „Weber" zu erinnern, die für mich der grandioseste Versuch sind, der jemals in dieser Dramatisierung des Sozialmilieus auf Kosten des Einzelnen gemacht worden ist. Aber wer an das alte, ewig junge Wort dabei denkt: daß das Individuelle Brot und Salz des Dramas ist, — der mag doch sagen, ich gebe es willig als eigene Grundempfindung zu vor einem Stück, das mich erschüttert hat bis in jede Faser mit allen Schauern der Großkunst: es „bleibt ein Erdenrest", wie es im Faust heißt, — es bleibt

das Fragmentarische. Das Individuum ist bloß ein Fragment innerhalb des Allgemeinen, kein Souverain mehr.

Nun vollends der Schluß. Ich meine jetzt nicht bei den „Webern“ bloß, sondern allgemein. Das haben viele, ich sage beinah alle, empfunden: das naturalistische Drama weiß am Ende mit seinen Konflikten, seinen Personen verzweifelt wenig anzufangen.

Das Soziale, ethisch sich Entwickelnde, das Allgemeine rauscht fort, — über die fünf Akte hinaus in fünf Jahrtausende. Nicht einmal die ungeheuere Vergangenheits-Meduse schaut im kurzen Leben von ein paar Individuen auf ein Ziel, das sie endgiltig versteinte, — sie starrt über die Handlung fort ins Weite, „denkt Kinder und Enkel“. Das Individuum selber aber hat im Glauben des neunzehnten Jahrhunderts keine separate Stätte seiner Schuldbefreiung und seines Tugendlohns. Darf man ihm doch nicht einmal mehr von einem Erwachen sprechen. „Die sind nun tot“, sagt Falstaff, „da hilft kein Beten.“

Es hat selten, vielleicht nie, eine Epoche unzweideutig starker dramatischer Kunst mit so schlechten Abschlüssen sich beholfen, wie die naturalistische des neunzehnten Jahrhunderts. Gleich „Vor Sonnenaufgang“, dieses liebe Pionierstück, das in der deutschen Kunst einen Einschnitt, eine Marke bezeichnet auf immerdar, that es da zuvor. Und dann ging es gleichmäßig weiter. Dolche und Flintenkugeln, der Schuß eines Rappeligen, die verirrte Kugel einer Revolte, die Pistole eines Gelehrten in einem Liebeskonflikt, — immer diese Schießerei und Morderei mit dem Ruf „Vorhang falle, ich weiß nichts mehr“, — den Sargdeckel darauf, — der Rest ist Schweigen. Fragment! Fragment!

Es saßen, wie gesagt, genug im Theater, die damals überhaupt nicht mehr wußten, was echte Kunst war. Sie erwarteten einen Maskenball „unter uns“, — und auf einmal kam Kunst ... Ich betone: eins ist denen noch zuzugeben

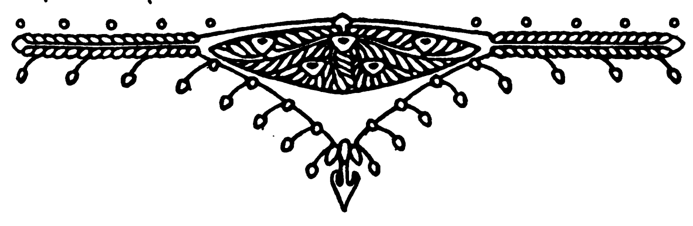
Diese große Kunst hatte eben das Gesicht ihres Jahrhunderts und darin das Fragmentarische. Mag das für damals als mildernder Umstand gelten. Das Jahrhundert ist jetzt herum. Die Weisen sind sich nicht genau einig, und es empfehlen sich mehrere Sylvesterpunsche. Aber haben wir in diesem Interregnum schon ein Recht, von jener fragmentarischen Ecke aus auf den Naturalismus zu schimpfen?

Ist unsere Weltanschauung etwa schon eine weiter geläuterte, eine befreite über die hinaus, die das Jahrhundert seinen Dichtern gab? Ist in ihr das Fragmentarische eine Stufe weiter wieder zurückgedrängt?

Hier liegt die wahre Arbeit, die man den Schreiern, den Heißspornen vorhalten möchte. Unsere naturwissenschaftliche Weltanschauung so aus- und umbilden, daß ein ganzer Mensch wieder darin wohnen kann, daß ein ungequetschtes, ungemaßregeltes Individuum wieder darin Platz findet, — das ist die Aufgabe für uns Zwanzigjahrhundertler.

Wenn wir das erringen, wird die Dichtung es uns singen.

Wir alle arbeiten dann mit an ihr. Aber diese Arbeit wird nicht gethan mit ein paar Phrasen vom Hauptmann, auf den „wir" schwören wollten, und der uns auf einmal nicht Wort hielt.





An der Mumie von Georg Ebers

Das alte Wort der Krösus-Sage, daß man keinen vor dem Tode glücklich preisen soll, trifft auch den ästhetischen Erfolg. Nur, daß der wirkliche Tod der Person hier noch nicht einmal den Ausschlag giebt. Erst muß alles hingehen, was der Zufall, was die Gunst des Moments an Kränzen gewunden haben. Die Person muß gleichsam noch ein zweites Mal sterben, in all ihren individuellen Beziehungen, die über das Ästhetische hinausgingen, in dem ganzen, das der „Mensch“ gewoben, der, wenn auch noch soviel idealer Goldglanz von ihm ausstrahlte, doch zuletzt sich von seiner Kunst lösen muß wie von einem anvertrauten Pfunde, das nun allein gewogen wird.

Georg Ebers hat in seinem ersten Roman versucht, gerade die Gestalt des alten Krösus dichterisch zu beleben. Es war ihm nicht verliehen, den Hauch des Dämonischen, das der dichtende Genius der Weltgeschichte um eine solche Figur gewoben, zu erfassen. In seiner Hand wurde der Zauberkönig von Sardes ein rührend guter alter Großpapa, der in Sentenzen Bodenstedts redete. Aber was er im Bilde

nicht gestalten konnte, dessen hat er im eigenen Lebensschicksal mindestens einen Schatten verspürt.

Als Ebers in seinen besten Jahren, frisch in die Wissenschaft der Ägyptologie eingeweiht, seinem Lehrer Lepsius das Manuskript eben jenes Romans von der „ägyptischen Königstochter" brachte, bekam er im ersten Moment den bitteren Bescheid: man habe geglaubt, er wolle etwas Vernünftiges schaffen, und nun komme er mit solchem Zeug wie einem Roman.

In diesem Augenblick stand der Schüler, der das Recht der Kunst neben der trockenen Sachforschung vertrat, gewiß hoch über dem Meister. Es handelte sich ja noch nicht um Talent oder Nichttalent. Man erinnert sich an den Ausspruch eines Goethe-Biographen, daß Goethe, als er nach Leipzig und Straßburg kam, wohl das Zeug gehabt hätte, ein brauchbarer Jurist zu werden, daß er sich aber durch Unfleiß und unzeitgemäße Nebenbeschäftigungen selber um die ehrliche Karriere gebracht habe.

Dann erschien der Roman, hatte einen außerordentlichen Erfolg, erlebte sechzehn Auflagen. Und es folgten noch sechzehn weitere Romane, jeder im Durchschnitt mit etwa zehn Auflagen. Für deutsche Verhältnisse ein beispielloser Erfolg und dem Autor ein kleiner Paktolus. Eine Weile schien es gewissermaßen eine statistische Wahrheit zu sein, daß Ebers unser volkstümlichster und vollkräftigster moderner deutscher Romandichter sei.

Aber inmitten des Glückes kam auch der Umschwung, hart und grausam, wenn man bedenkt, daß es sich um eine feine Natur, des reinsten Strebens voll, handelte. Eines Tages erklang, diesmal nicht aus dem Munde der Ägyptologen, sondern der Ästhetiker, der unwirsche Stoßseufzer: Wir meinten, es wolle hier ein großer Poet sich entwickeln, und jetzt kommt er uns mit lauter archäologischem Ballast . . .

Auf diesen Zuruf folgte ein eisiges Schweigen. Im

letzten Jahrzehnt war es, als sei die Kritik Ebers gegenüber versteint. Jetzt, da er als Mensch heimgegangen ist — der edle, liebenswürdige Mensch, der selbst so gern lobte und anerkannte, neidlos lobte, alles, bis zum Fremdesten, seiner Art unmittelbar Widersprechenden, anerkannte — jetzt sind ihm die bittersten Worte nachgerufen worden an Stellen, wo man ihn einst überschwänglich gefeiert hat — ich will nicht gerade soweit gehen, zu sagen: von denselben, die ihn einst so gefeiert haben.

Jedenfalls war es ein Krösus-Los. Kein zweiter namhafter deutscher Dichter der letzten dreißig Jahre hat einen solchen Absturz erlebt. Dadurch allein schon wird er für die Folge interessant werden, psychologisch interessant. Eine andere Frage ist, wieviel eine unbefangenere Folgezeit von ihm als Dichter wieder finden und weiter führen wird.

Ebers verdient ein gerechtes Urteil, gerechter als es heutige Durchschnittskritiker zu schreiben wissen.

Er war nicht bloß eine außergewöhnlich reine, eine menschlich wirklich „echte" Persönlichkeit. Das kann schließlich nur ein engerer Kreis, der ihm nahe stand, wissen und werten. Aber er verdient es auch, weil er seinen Intentionen nach kein Erfolgsdichter, kein Streber und Macher war, wie wir sie heute zahlreich genug, mit und ohne Erfolg, vor Augen sehen. Was er gab, war ehrlich, war dem Herzen abgerungen. Er hat innerlich höher gestanden als die Meisten, die über ihn geschrieben, die über ihn den Stab gebrochen haben, als das „Mode" geworden war im Ersatz der früheren Mode, die ihn blindlings und zum Schaden einer gerechten Würdigung unserer deutschen dichterischen Gesamtleistung gelobt hatte.

Aber diese Gerechtigkeit wird gewisse Punkte nicht übersehen können.

Ich vergegenwärtige ihn mir in diesem Augenblick, wie ich ihm vor Jahren begegnet bin: dem stolzen Manne mit dem weißen Bart und den schönen Augen, vor dem Hinter-

grunde des grünen Sees, an dem sein Heim stand, und des freundlichen, gastfreien Hauses, um das er seine Rosen und Nelken zog — ich denke mir einen gewissen nervösen Zug hinweggenommen, den das zermalmende körperliche Leiden ihm aufgeprägt — und ich habe das Gefühl, als könnte ich das Folgende ihm selbst sagen.

Wir haben länger als ein Jahrzehnt Briefe miteinander gewechselt. Es ist mein letzter, den ich hier an ihn schreibe. Man sagt sich ja im Leben allerdings das Wahre kaum so. Aber es ist wohl die schönste Form, wie man sich einen Abgeschiedenen noch lebendig denken kann, daß man ihn sich freier denkt, unbefangen und vielleicht lächelnd auf die Debatte über sein eigenes Werk eingehend.

Naive Gemüter haben wohl gemeint, mit Georg Ebers habe der historische Roman, wenn nicht angefangen, so doch aufgehört.

Sie wissen es nicht, welche Macht sie damit ungewollt dem Manne verleihen, den sie herabsetzen möchten. Ein ästhetisches Motiv von so alter Kraft totschlagen, wäre eine Leistung, fast größer als ein neues gründen. Aber es ist nicht wahr, daß er es gethan hat. Die historische Dichtung als solche wird weiter leben nach ihm, wie sie vor ihm gelebt hat. Solche Prinzipien hängen überhaupt an keinem Einzelnen, sie sind mächtiger als Mensch und Zeit, sie kehren wieder, wenn ihre Zeit erfüllt ist, und suchen sich dann ihren Menschen, ob auch eine ganze Schulästhetik darüber zusammenbricht.

Wie das historische Drama immer wieder kommt, so auch der historische Roman. Keine noch so tüftelnde ästhetische Theorie wird je den Dichter hemmen können, in das größte Wunder, das tiefste Geheimnis hinab zu tauchen: das Geheimnis der Vergangenheit, der Weltgeschichte, der rückwärts sich wieder aufrollenden Zeit. Und wie er das dann bewältigt, als Drama oder Versepos oder Roman, ist nur

eine belanglose Formfrage. Etwas anderes ist die Methode im einzelnen Fall, die Methode, wie er das Vergangene innerlich aus seinem Dornrosenschlaf zu wecken sucht. Hier scheiden sich individuelle Wege. Und ein solcher Weg kennzeichnet Ebers.

Unsere Kenntnis der Vergangenheit ist Stückwerk. Auch der beste historische Roman bleibt im bestimmten Sinne Stückwerk. Nun, das ist an sich noch kein schlimmer Einwurf. Denn Stückwerk ist jede Dichtung. Ein Roman, der die Gegenwart in brennendstem Leben schildert, bleibt doch Stückwerk, weil er die Zukunft nicht kennt; er malt Figuren, Ideen, Motive aufs Blaue zu, ohne die echte Wertung, die ihnen eben erst die Zukunft geben kann. Von der Vergangenheit wissen wir wenigstens, was nach ihr, was aus ihr kam, und so sind wir in gewissem Sinne dort sogar besser daran.

Was heute aus sozialen, aus ethischen oder religiösen Ideen werden will, sehen wir nicht, und ein Roman, der dieses dunkle Aufgären und Wallen schildern will, wird allenthalben im Dunkeln tappen. Was aus dem Christentum der Cäsarentage oder dem Serapiskult geworden, wissen wir aber heute mehr oder minder klar, und ein Dichter kann rückschauend vielleicht wirklich den Nerv von damals herausschälen und aus den Zuckungen dieses Nerves ein tragisches, dichterisch bedeutendes Schicksal gestalten. Aber gerade in dieser Gegenüberstellung zeigt sich auch schon wieder die andere ungeheuere Lücke des Geschichtlichen für den Dichter.

Die Ideen der Vergangenheit sind ihm deutlicher, logischer, nackter als die der eigenen Zeit; aber was ihm dafür um so unerbittlicher in den Nebel sinkt, sind die Personen. In dem dunkeln Wogen gärender Ideen von heute sieht der Poet sich selbst und so und soviel Menschen um sich her als Personen handelnd, leidend, irrend, suchend, in allen Regungen der Seele, allen Stößen der dunklen Welle, wo sie schwimmen, so gut jeder kann. In der Vergangenheit

sieht der Blick den Ideen wie einem krystallklaren Wasser auf den Grund; aber die Menschen sind fort, die Menschen die damals diese blitzblanke Flut als trübes Wasser durchschwammen, mühsam darin atmeten, darin ertranken . . . Aus den Ideen soll er erst die Individuen wieder schaffen — schweres Los!

Und hier scheiden sich scharf die Wege der Kraft, der Gabe, des Genies, des Glücks.

Mancherlei Wege sind versucht worden. Unsere besten historischen Romane sind fast ebenso viel verschiedene Experimente, das Problem von irgend einer Ecke her theoretisch zu bezwingen.

Eine Methode legte den Schwerpunkt auf die philosophischen Ideen. Die Personen erschienen nur wie angedeutete Hüllen solcher kämpfenden Ideen. So hat Kingsley die Menschen in seiner „Hypatia“ gezeichnet. Die Methode giebt ein willkürliches Bild; denn wir wissen von uns, wie Wenige selbst in der bewegtesten Zeit mit ganzer Person im Kampfe um die Weltanschauung aufgehen. Aber es mag Menschheitsstunden der Vergangenheit geben, die diese Willkür stärker hervortreten lassen, andere, in denen sie sich mehr verliert. Kingsley geriet für seine Methode auf den denkbar glücklichsten Stoff und schuf ein unvergängliches Werk. Immerhin ein Werk, dem eine gewisse Schwere anhaftete, eine philosophische Schwere, die ihm wohl eine kleine Gemeinde denkender Verehrer geschaffen hat, aber niemals einen dauernden Massenerfolg gewähren konnte.

Ein ganz anderer Weg ging nicht von engeren philosophischen oder religiösen Ideen aus, sondern von einer ideellen Gesamtverklärung der Vergangenheit, die man grob etwa als Idee der Geschichte bezeichnen könnte. Hauptvertreter ist Flaubert. In „Salammbo“ ist mit einer wunderbaren Meisterschaft ein Stück uralter karthagischer Geschichte so dargestellt, daß man es mit Händen zu greifen meint und

doch dabei keinen Moment die feste Vorstellung verliert, das alles sei seit endloser Zeit tot, sei Vergangenheit, sei Geschichte. Es ist eine gespenstische Vision, die in einer roten Wolke vorüber zieht. Menschen, die noch einmal aus dem Staube kommen und reden. Aber sie reden nicht zu uns. Nichts hat Zusammenhang mit uns. Mit dämonischer Gewalt packt uns das Gefühl, daß das alles in Wahrheit ewig dahin ist, daß wir keinen inneren Faden mehr zu dieser Welt zurück besitzen. Wir sehen unter der Wucht eines furchtbaren Zauberers noch einmal auf eine Stunde in das goldschimmernde Gewühl der Dinge. Aber diese Menschen haben keine Herzen mehr, für uns nicht mehr. Ich kenne keinen zweiten Dichter, der das Zerschmetternde so heraus gebracht hätte, das in einem gewissen Sinne das Wort „Geschichte" ausspricht. Keiner hat es ihm so wieder nachgemacht — man möchte aber auch nicht alle Tage solche Bücher lesen.

Nicht leicht ist ein größerer Kontrast möglich als zwischen dieser Methode und einer dritten, die den ganzen Schwerpunkt auf einen inneren Gemütszusammenhang zwischen Gegenwart und Vorzeit legt. Sie denkt dabei nicht an einseitig philosophische Zusammenhänge, in denen Ideen fortleben über die Köpfe der Generationen fort. Diese Methode unternimmt den schärfsten Angriff zur wirklichen Rückeroberung der alten „Menschen". Aber sie braucht dazu eine ganz bestimmte Voraussetzung, mit der alles erst möglich wird. Sie glaubt an eine Kontinuität der tiefsten Gemütsveranlagung, die mindestens über eine bestimmte Reihe von Generationen hinweg die „Menschen" erscheinen läßt wie die ewige Wiederkehr eines einzigen Menschen, der im Herzen immer derselbe bleibt, ob auch die äußeren Dinge wechseln. Die Toten erscheinen als die „Ahnen" der Lebendigen, die in diesen Lebendigen thatsächlich noch immer fortleben. Aus dieser Methode heraus hat Freytag seinen

langen Romancyklus geschaffen. Das Beste, was Walther Scott gelungen ist, stand auf ihr und nur auf ihr. Der Dichter sah sich selbst und die Mitlebenden einfach hinein in die alte Zeit. Er wechselte das Kleid, und er war Ingraban, zu dem Bonifacius das Evangelium trug, war ein alter Puritaner oder ein politischer Schwärmer für Karl Eduard den Prätendenten.

Solange die Voraussetzung sicher ging, war dieses Verfahren mehr und sehr viel ernsthafter als eine Maskerade. Aber man fühlt, wo die Schranke beginnt. Sie durchquert die Methode da, wo die engere wirkliche Blutsverwandtschaft aufhört und mit ihr die engere Gemütsgemeinschaft wo der Begriff der „Ahnen" im leeren Blau verschwimmt, wo die Bande patriotischer Gefühle reißen, wo alle die vielen Beziehungen bis in das Rauschen der gleichen Wälder, den Anblick desselben Stromes hinein abbrechen.

Für diese Methode bekommt der reale Begriff des eigenen Volkes eine Übergewalt weit über alles hinaus, was man gewöhnlich patriotische Dichtung nennt. Das haben die Besten, die auf dieser Straße gewandelt sind, gleichsam intuitiv gewußt und angewandt. Und wo sie es verlassen haben, da sind sie gestrauchelt wie der Ritter im Märchen, der seinen Zauberspruch verliert, der das „Sesam" nicht mehr weiß, das ihn aus dem Berge wieder hinausführen soll.

Und nun zu Ebers.

Auch Ebers hatte sein Prinzip, von dem er eigentlich nie einen Finger breit abgewichen ist. Zuerst hat er es wohl unbewußt, im Zwange seines Temperaments, ausgeübt. Später war er sich selbst auch theoretisch darüber klar, man konnte mit ihm darüber reden, er lachte, wenn ein Kritiker es ihm wie eine eigene Entdeckung entgegenhielt, er verfocht jede Wirkung, die daraus kam, als seine eigenste Absicht.

Ihm stand eine Grundthese fest: ein gewisser Kreis von Gemütsdingen in unserem heutigen Empfinden ist absolutes

Menschengut; bis in die entferntesten Zeiten lassen sich diese Dinge als roter Faden zu Grunde legen; sie sind immer das Selbstverständliche, neben dem aller Unterschied mehr oder minder belanglose Arabeske bleibt.

Ebers war selbst ein Gemütsmensch von feinster Durchbildung, ein Gemütskünstler als Mensch. Der Kultus seiner Mutter hatte bei ihm schwärmerische Formen angenommen. Als Familienvater, als Freund, als Helfer und Rater in jeder Gemütsfrage war er unermüdlich, von einer überströmenden Kraft des Herzens, die jeder empfunden hat, der je mit ihm zusammen gekommen ist. Aber von hier ging ihm nun auch ein gewisser eigensinniger Glaube in Geschichtsfragen aus.

Was ihm das Liebste und Tiefste war, das machte er selbstherrlich zum geschichtlich Absoluten. Mit der größten Ruhe malte er die intimsten Züge des heutigen deutschen Familienlebens in die Zeit Ramses des Großen hinein, verlegte sie an den Hof des Cambyses oder der Ptolemäer.

Für ihn existierte die Frage nicht, was in diesen Zügen spezifisch deutsch, was modern, was bloß in der nachchristlichen Ära und wiederum in dieser bloß nach der Reformation, nach dem Zeitalter Goethes, nach der Romantik möglich sei. Je kleiner und feiner er die Züge zu schattieren wußte, je goldener sein eigenes Herz hineinsank, desto seltsamer steigerte sich nur diese Manier.

Man fühlte beim Lesen ganz deutlich, daß diese Dinge dem Dichter das Wichtigste, das Wesentliche waren. Um der Familienzüge, der kleinen, zarten, romantischen Liebesfügungen willen wurden uns eigentlich diese ganzen Romane erzählt — aber die Geschichtsthese des Autors warf sie uns im äußeren Gewande beliebig durch die Jahrtausende herum, von Volk zu Volk.

Einmal in der Gewalt seiner These, war es ihm absolut gleichgültig, ob er von Krösus erzählte oder von Karl V.,

von den Persern des Cambyses oder den Legionen Hadrians. Er hätte in ganz genau demselben Tone auch einen Roman bei den Chinesen oder bei den Eskimos spielen lassen, wenn er gerade stofflich durch seine Studien darauf geführt worden wäre.

Die Grundfabeln, die er in diesem Sinne erfand, waren durchweg äußerst zierlich und an sich unerschöpflich in ihren feinen Varianten. Jedem dieser Geschichtsromane lag gleichsam als Kernmotiv eine zarte, gemütstiefe deutsche Novelle zu Grunde, meist ohne starke Leidenschaft, mit viel Romantik, doch im edeln Sinne, immer der Anlage nach die Erfindung eines echten Dichters. Aber nun kam die Geschichtsthese: und auf einmal brauste um die weichen deutschen Liebesherzen der ungeheuere Sturm der Weltgeschichte, das philosophische Ringen Hypatias, die grause Vision Salammbos, all das unsäglich Große, aber auch unsäglich Wilde, Elementare, Rohe der Vergangenheit; über dem kleinen Liebespaar reckte sich das Gigantenhaupt der im Sande versinkenden Menschheits-Sphinx, stiegen die Pyramiden in die Wolken auf, dröhnte der Sturm der römischen Welteroberung dahin, heulten die Panther der Arena, die die ersten Christen verschlang. Das war unmöglich: es entstand der Kontrast, der das wahre harmonische Kunstwerk tötet. Der Kontrast des Unlogischen, der Maske entstand.

Und Ebers selbst verschuldete, daß dieser Kontrast sich noch gewaltig steigern mußte.

Mochte schon das deutsche Mädchen einer bestimmten Gesellschaftsschicht des neunzehnten Jahrhunderts, mochte die deutsche Familienmutter von heute ein seltsam verschlagener Robinson sein in den Tagen der Ramses und Hadrian: unendlich seltsamer wurden die Dinge noch, als der Dichter nun die Hand ausstreckte nach Ramses und Hadrian in Person — als er seine weichen Novellen auf die Throne der Gewaltigen des ungeheueren Wahrheitsepos der Geschichte selber setzte.

Hier faßte sein Prinzip Ebers wie ein entscheidendes Verhängnis. Was hat er uns da für Züge gemalt in seiner fast unheimlichen Konsequenz. Ein Perserkönig wie Cyrus, mit den realistischen Farben Flauberts gemalt, würde schon ein erschreckendes Phantom für heute sein, den stärksten Nerven kaum erträglich. Von einem solchen Perserkönig, Cambyses, glaubte aber die Mitwelt, daß er wahnsinnig sei, um seine Thaten noch zu verstehen! Und dieser Cambyses wird bei Ebers der Held eines Liebesidylls, den zarte Regungen bezwingen. Der Schatten Werthers zittert durch den Roman, der an seinem Hofe spielt! Ebers griff nach der Gestalt der — Kleopatra, um eine Mutter zu schildern, der das Wohl ihrer Kinder alles ist! Er belebte den Päderastencäsar Hadrian und seinen Knaben Antinous, diesen geheimnisvoll grausigen Moment der Weltgeschichte, da die Päderastie auf dem Punkte der Vergottung steht, die Hand nach dem Zepter einer Menschheitsreligion ausstreckt .... er belebte sie, um uns die Novelle einer unschuldigen Kinderseele zu schreiben!

Hier liegt die Grenze, wo ein Prinzip, rein und in gutem Glauben aufgenommen und mit einem gewiß nicht zu unterschätzenden Aufwande dichterischer Fähigkeiten durchgeführt, beim Grotesken zum Stillstand kam. Über diese Dinge konnte man mit dem Autor nicht mehr streiten. Es giebt einen historischen Optimismus, der Berge versetzt um der Liebe willen; einen Optimismus, der auch Cambyses und Antinous begreift, weil er alles Menschliche in der Linie einer großen läuternden Entwickelung sieht; der das Furchtbarste furchtlos schildert und dann hinzufügt: Ihr seid alle tot, seid Staub — die Menschheit aber lebt, und so mußte ihr Leben wohl auch über euch gehen, ihr seid gerechtfertigt. Aber dieser Optimismus hat wenig mit dem geschichtlichen Umfärben bei Ebers gemein. Solches Umfärben ist nicht Liebe, sondern Schwäche.

Das hat Ebers nie begreifen können, ein so freier Geist er auch war. An der scharfen Ecke ist er historisch wie dichterisch gescheitert, wo sich die Toleranz, die alles kennt, aber alles vergiebt um der großen Entwickelung willen, scheidet von der Schönfärberei, die das Vergangene nach ihren Wünschen umformt und dann allerdings nur zu leicht die nötige Toleranz bewährt.

Seltsames Los! Der Schwäche seines Prinzips verdankte Ebers seinen stärksten äußeren Erfolg.

Unbefangene Seelen, denen das Historische in seiner wirklichen Größe Angst einflößte, dankten ihm die Art, wie er deutsches Gemüt, das diese Sonne gewärmt, in die Schatten des Cambyses und Antinous trug. Man freute sich des eigenen im buntscheckig fremden Gewande.

Im Äußeren war er ja ein Meister, so weit es sein Prinzip zuließ. In seinen Romanen ist so manche wundervolle äußere Schilderung, die ihm so bald keiner nachmachen wird. Auch schwebte er trotz seines falschen Prinzips als Kenner viel zu hoch über den Dingen, um nicht gelegentlich immer auch große Hilfsprinzipien auszuspielen. Als er in „Homo sum" die Gedankenwelt Kingsleys berührte, fühlten auch solche, die ihm sonst ganz fern standen, den starken Geist, der uns sehr viel Tieferes hätte geben können, wenn er jene Art des philosophischen Ideenromans resolut ergriffen hätte. Es sollte nicht sein.

Wohl wechselte er in späteren Jahren noch mehrfach sein altes Stoffgebiet. Er spielte seine Novellen hinüber in die Reformationszeit. Hier lag alles günstiger. In „Barbara Blomberg" (für mein Gefühl dem tiefsten Roman, den er überhaupt geschrieben hat) war er ganz nahe der Grenze, wo sein Talent gleichsam in reines Gebiet geraten wäre. Es war zu spät.

Sein Ruhm hatte bei Cambyses, Ramses und Hadrian begonnen. Sein Ruhm ging dort unter, während er unsicher nach neuem Boden suchte.

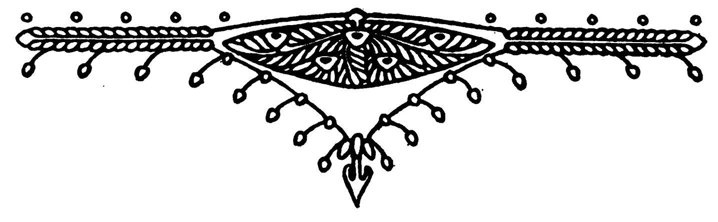
Eines Tages faßte die Kritik ein Hauch der Bedenken, die an sich so nahe lagen. Die Menge wurde stutzig, fiel ab. Auf einmal hörte man die lieblosen Urteile, daß gar kein Dichter in ihm stecke. Der ungeheuere Erfolg war falsch; aber dieses Urteil war es ebenso.

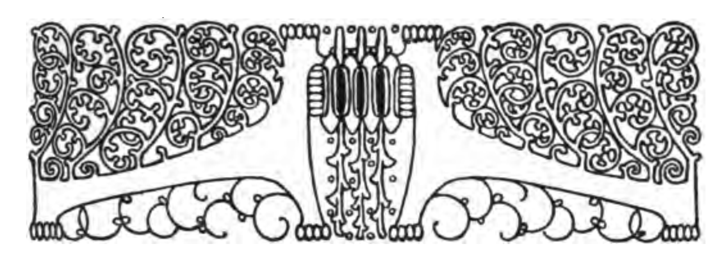
In Ebers hat ein feiner, geistreicher Dichter gesteckt, mit relativ engem Idealgebiet, aber in dem, was er konnte, ein ganzer Mann. Ein unglückliches Prinzip aber war es, das ihn dorthin geführt hat, wo sein Ruf auf einmal aufflammte, als habe Deutschland keinen Größeren neben ihm.

Ich will nicht auffärben mit Lichtfarben, wie er Cambyses und Antinous gefärbt hat. Ich will jene bessere, männlichere Toleranz üben, die das Mangelhafte nicht übersieht, aber die es überwindet in einem höheren Licht. Er war ein ganzer Mann, der ein falsches Prinzip vertreten hat. Es mußte wohl einmal durchgeritten werden. Nun ist es tot. Wir aber gedenken ihm, daß er ein Kämpfer war, wie als Person jeder ihn sich wünscht, eine edle, reine, neidlose Natur, in die wir keinen seiner Helden hinein zu färben brauchen, da in ihm als Mensch wirklich all das war, was er in Cambyses und Hadrian hineingesehen hat — ein goldener Charakter, an dem kein Fehl war . . . und eine feine, sensitive, suchende Poetennatur, die bloß in der Ungunst der Zeit einen unglücklich verwickelten Weg gesucht.

Er wollte der Sphinx sein Herz geben, der ungeheueren Sphinx der Weltgeschichte.

Das war zu groß.





Herman Grimm und die Errettung Homers vor den Schulmeistern

Wenn sie den Stein der Weisen hätten,
Der Weise mangelte dem Stein. *Faust*

Ich will zuerst etwas allgemeines über Herman Grimm sagen. Weil es mir gerade hier nötig scheint.

In dem Roman „Unüberwindliche Mächte“ findet sich ein schönes Bild. Ein Häuschen mit laubbeschatteter Veranda am Abhang eines Hügels, unter dem sich die Wälder bis zum Horizont dehnen. Unendliche, von Menschenhand kaum noch berührte Urwälder, die vor dem Auge dahinfluten wie eine endlose grüne, sanft auf- und abschwellende Wiese. Nach oben liegt der freie Äther glorreich über dem Gefilde, Adler schweben darin, bewegungslos wie an unsichtbaren Fäden aus dem Himmel herabhängend. Das leise Seufzen des Windes in den Ästen ist der einzige Ton in der Runde. Auf diese Veranda tritt ein Greis, den das Leben zum Philosophen gemacht hat, und der hier oben einsam mit seinen Büchern lebt. Ein schönes Mädchen, fast noch Kind, aus einem Hause in der Nähe, ist heute bei ihm zu Besuch. Und der alte Mann deutet mit der Hand weit hinaus und fragt: „Nicht wahr, Kind, wie groß das ist?“ — „Ja“, antwortete das Kind. „Und nun“, sagte er, „wenn du am äußersten

Ende stehst und siehst wieder hinaus, dann siehst du noch einmal so weit und so fort und fort, so weit du kommst: immer wirst du glauben, du sähest die Erde unendlich weit vor dir. Laß dich aber nicht irre machen, Kind; all das, so weit es ist, kannst du alles durchwandern und überwinden, und all das ist nur die Decke eines armseligen kleinen Sterns, auf dem wir Menschen die Herren sind."

Die Szene spielt in Amerika, — dem Erdteil, der selbst vor vierhundert Jahren der Kulturmenschheit wie eine neue ungeheuere Fläche aufgetaucht ist jenseits eines Horizonts, den Jahrtausende für das Weltende gehalten hatten.

Im Grunde ist die ganze Kulturgeschichte nichts anderes, als eine solche ewige Wanderung nach dem Horizont, — eine ewige Erkenntnis, daß jeder Horizont ein offenes Thor ist und keine Mauer, mit der eine blaue Krystallglocke die ewige Bewegung der Dinge und der Gedanken hemmt. Alle die großen Wendepunkte, die sich im Gedächtnis der Völker erhalten haben, sind Momente der Überwindung eines Horizonts gewesen, — manchmal grell, wie wenn ein Wanderer plötzlich die Wasserscheide eines Gebirgskammes überklettert, der bisher die Aussicht begrenzt hat; manchmal bloß deshalb sanfter, weil die Gegenstände sich fast unmerklich verschoben bis zu dem Augenblick der Ahnung, daß diese jetzt sichtbaren Formen unmöglich schon in der ursprünglichen Fernsicht enthalten sein konnten.

In den älteren Zeiten scheinen solche Momente der großen Geistesentwickelung sich äußerlich oft wirklich wie verkörpert zu zeigen in der Besiegung eines räumlichen Hindernisses: der Besteigung eines Berges, der Überwindung einer bestimmten Strecke Ozean. Wir glauben im realen Bilde an gewissem Wendepunkte den Germanen zu schauen, wie er von der Alpenhöhe jäh auf die Gefilde Italiens starrt; den Spanier, wie er im Duft eines weltgeschichtlichen Schöpfungsmorgens Guanahani vor seine Schiffe gezaubert sieht.

Inzwischen ist die Welt etwas enger geworden; schon fast zu eng für solche gleichsam geographische Symbolik. Wir werden, je näher wir der Gegenwart kommen, immer stärker auf das Innerliche, Geistige, die geistige Persönlichkeit gedrängt, die uns auch diese großen Abschnitte und Einschnitte spiegeln muß. Wir achten auf einzelne starke Individualitäten, die in einer äußersten Höhenleistung menschlicher Kraft, wie von der steilsten, freiesten Warte ihrer Zeit aus, den ganzen Horizont einer bestimmten Entwickelungsstufe in sich umfassen, ihn hell entrollen bis in das fernste dämmerblaue Waldthal hinein. Eines Tages sehen wir eine solche riesige Persönlichkeit wieder verschwinden, hinabgesunken in das Mysterium des Todes. Eine neue Generation, eine Folge von solchen wächst auf. Und wieder hebt sich eine jener umfassenden Individualitäten größten Stiles aus der Menge. Was sie umfaßt, ist aber jetzt ein neuer Horizont. Es wird nahe liegen, daß bei solcher Betrachtungsweise ein Datum aus dem persönlichen Leben Einzelner unter Umständen einen wichtigeren Markstein bilden kann als die größte Entdeckung oder Erfindung.

Unsere Zeit ist von Entdeckungen und Erfindungen ersten Ranges übervoll. Wird man trotzdem wagen, etwa in der Verwertung der Dampfkraft oder später der Elektrizität einen jener großen Marksteine im Sinne der Horizontwandlung zu sehen?

Ich glaube, daß unsere gegenwärtige Generation, falls sie sich überhaupt schon reif fühlt, hier Linien zu ziehen, einen derartig starken Einschnitt viel eher suchen wird bei einem ganz menschlich persönlichen Datum: bei dem Tode Goethes. Mit Goethe stieg der Mann von der idealen Warte, der in Wahrheit die ganze Kultur der Menschheit bis auf unsere Tage unter sich gesehen hatte wie ein grünes Meer unabsehbar fortschwellender Wälder, — bis zum Horizont. Unendlich glorreich, wie in jenem Bilde, lag der

Äther darüber. Adler schwebten vor dem Himmel. Und durch die Zweige klang jener wunderbare, nie bisher von einem Menschen erreichte Wohllaut der dichterischen Sprache, in der Goethe sein weltumspannendes Schauen als Künstler offenbart.

Im tiefsten Abendrot Goetheschen Lebens, vier Jahre vor Goethes Tod, ist Herman Grimm geboren.

Grimm hat uns selbst gelehrt, den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts zu messen an seinem Verhältnis zu Goethe. Obwohl Goethe noch lebte, war das Jahr 1828 in vielem ein abschließendes Jahr für die große Zeit von Weimar. Karl August ist darin gestorben. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller erschien im Druck. Zum erstenmal drängte sich stark auf, daß die gewaltige Epoche in das Historische trat, in die Geschichte, die mit Toten rechnet, in die Geschichtschreibung, die den Brief des Moments als Quelle wieder abdruckt.

Goethe selbst, der auch die menschliche Ideenwelt als einen Teil der Allnatur erfaßte und in dieser Allnatur einen ewigen Entwickelungsprozeß erkannt hatte, wußte sehr wohl, daß sein Horizont kein wirklicher Abschluß sei.

Er ahnte und erwartete Generationen, „um in prophetisch höheren Gesichten von Gott und Menschheit Höheres zu berichten". Es war aber, als er schied, so, als wenn überhaupt der Blick nach irgend welchem Horizont zunächst abgeschnitten wäre. Der Mann auf der freien Warte, der über die Wälder sah, fehlte. Wir kämpften uns unten durch die Schlinggewächse des Dickichts, wo das Auge keine zehn Schritte weit schweifen konnte. Sind wir in den Jahrzehnten seitdem überhaupt schon über Goethes Horizont irgendwo wirklich hinausgedrungen?

Im sozialen Leben scheint es so, aber es fragt sich, in welchem Maße wir hier bloß „That von Gedanken" haben, die durchaus bis ins vorige Jahrhundert zurückweisen. In

der Naturforschung ist der zweifellos größte, folgenreichste Gedanke, den das neunzehnte Jahrhundert überhaupt durchgeführt hat, die Darwinsche Idee einer stufenweisen Entwickelung des Lebendigen, wenn auch nicht Eigentum von Goethes Zeit, so doch in vollem Maße gleichsam Privateigentum von Goethe selbst gewesen. In der Dichtung ist die Abhängigkeit von Weimar im größeren Teil des Jahrhunderts selbst von den Besten nie bestritten worden, und der Zweifel kam erst, als der Naturalismus auftrat; heute, wo man auch dieser Flut etwas auf den klaren Grund sieht, läßt sich erkennen, daß, abgesehen natürlich von der aufgewendeten neuen dichterischen Kraft, ihre „neueste" Quelle, die einzige, über die sich ästhetisch theoretisieren läßt, bei der Methode sprudelt, die gerade Goethe teilweise sehr zum Befremden seiner Zeitgenossen in den „Wahlverwandtschaften" schon vollbewußt angewendet hatte.

So sehr wir also hoffen, daß uns die rund sieben Jahrzehnte seit Goethes Abschluß überall in der Vertiefung vorwärts geführt haben, so sehr werden wir damit rechnen müssen, daß hervorragende Gestalten dieser Gesamtgeneration seither vor allem gemessen werden müssen noch an der Art, wie sie sich zu Goethes Erbe stellten. Inwiefern sie uns dazu verhalfen, den Horizont, den wir von Goethe vererbt erhalten, wirklich zu besitzen.

Hier tritt nun eine Beziehung zu Herman Grimms Lebensarbeit so hell hervor, daß man fühlt, es handle sich im ganzen nicht mehr bloß um eine mehr oder minder künstliche Sache. Die Beziehung trifft ins Herz.

An dem Horizont, wo Goethes Sterne untergingen, lag, um noch einmal aus jenem Bilde zu sprechen, ein gewisses morgenduftig blaues Gebirge. Je tiefer Goethe ins Leben ging, desto fester haftete gerade hier sein Blick, obwohl er sich darüber klar war, daß diese schöne Linie nur noch wie ein lichter Traum an seiner Gesichtsgrenze stand,

[illegible] Zeug aus der Zukunft nach ihm an- [illegible]. [illegible] Augenblicken größter Klarheit schien [illegible] jener Richtung die Hauptstraße aller [illegible] den [illegible] und als seien diese Berge, obwohl [illegible] ganz unter dem Horizont, eigentlich seit Jahr- [illegible] das dunkle Ziel gewesen, dem alles Reifste [illegible] unbewußt zugestrebt habe.

Die Durchdringung und Erfüllung der ganzen Volks- [illegible] der ganzen Menschheitsseele mit einem künstlerischen [illegible], — die ästhetische Kultur im höchsten, umfassenden [illegible], — die ästhetische Erziehung mit allen ihren Folgen [illegible] Voraussetzungen, — das war es, was dort im weichen [illegible] über den unendlichen Urwäldern der Menschheit stand.

Goethes Auge erlosch. Grimm gehört zu denen nach [illegible], deren Auge von früh an wie durch einen geheimnis- [illegible] Magnetismus fort und fort nach dieser gleichen Hori- [illegible] herübergezogen wurde. Mit Kraft hat er sich für [illegible] zu der Höhe hinaufgekämpft, von wo überhaupt die blaue Linie erst gesehen werden kann. Und dann hat [illegible] die Axt genommen und hat versucht, für alle durch den [illegible] Urwald eine Straße zu bahnen zu den wirklichen Bergen selbst.

In jenem Roman, dem das Bild vom Horizont ent- nommen ist, wird ein Mann geschildert, zu dessen wechselnden [illegible] es gehört, daß er sich wie befreit fühlt, als seine adelige Herkunft dem Zweifel verfällt. Vom thatlos ererbten Vermögen fort, das ihn lähmt, fühlt er sich gerettet in die freie Bahn für die eigene Kraft, die sich stark genug weiß, Vorrechte selber zu erringen als Lohn für wirklich ge- leistete Arbeit.

Auch auf Herman Grimms Lebensweg leuchtete, noch ehe er selbst irgend etwas gethan hatte, von Vater und Onkel her der volle Glanz einer Adelskrone, — wenn auch der eines geistigen Adels.

Auf wenige Männer trifft das Wort vom geistigen Adel so gut zu wie auf Jakob und Wilhelm Grimm. Sie waren schlichte Leute. Ihre beste Leistung erwuchs aus dem unendlich feinen Gehör für die schlichteste Äußerung der deutschen Volksseele in Sprache, Lied und Mythus. In den Märchen verdanken wir ihnen das schlichteste, volkstümlichste Buch, das wir neben der Lutherischen Bibelübersetzung besitzen. Und doch liegt in dem ganzen persönlichen und litterarischen Bilde der Brüder Etwas, was sie immer wie schwebend über der Masse erscheinen läßt, auf unsichtbarem Sockel, der sie eine Stufe höher hinaufstellt. Nun kam noch hinzu, daß sie zwei waren, zwei Brüder, die sich doch geistig nebeneinander hielten. Das Geistige umfloß sie wie eine zugleich außerpersönliche und doch auch wieder unmittelbar physische Macht. So wie der Adel im alten Sinne eine unmittelbare Blutsverwandtschaft voraussetzt und zugleich in diesem Blute etwas Immaterielles, Besonderes. Ich besitze (durch die Freundlichkeit Herman Grimms) eine Photographie von Jakob Grimm, die nach einer alten mangelhaften Aufnahme technisch wunderbar erneuert ist. Die Züge haben einen Unterbau von derbstem Kernholz, aus einfachster Volksart geschnitzt. Aber darüber liegt ein Goldglanz von Weltgeist, von höchstem Menschentum, daß das kleine Bild ordentlich den Beschauer bis zum Blenden anstrahlt, ihn niederdrückt durch seine Wucht des unverhüllten Genius.

Ihrer Lebensblüte nach gehörten beide Brüder Grimm noch in eine Epoche deutscher Dichtung und ästhetisch angehauchter Wissenschaft, die uns alle geistigen Spitzen viel stärker im Sinne einer geschlossenen Geistesaristokratie verknüpft erscheinen läßt, als es heute irgendwie bei uns der Fall sein kann.

Die großen Gestalten um Goethe hängen mit ihm zusammen wie eine wirkliche Familie, die in sich verwandt

war, aber gegen die geistig schwächere Menge abgeschlossen ragte. Wenigstens wir empfinden heute rückschauend so, obwohl wir ja wissen, daß Differenzen im Engeren nie gefehlt haben und auch die Geistesaristokraten von Weimar nicht immer gleichmäßig gut miteinander ausgekommen sind. Gestalten, wie Alexander von Humboldt, der so ungeheuer alt geworden ist, daß man ihn leicht einer ganz anderen Zeit einreihen möchte, haben bis zum letzten Tage das Zeichen jener idealen Zugehörigkeit bis in die kleinsten Züge hinein bewahrt. Auch über das Weimar Goethes hinaus bestanden noch ähnliche Zusammenschlüsse. Heute ist es schwerer, vielleicht schon unmöglich, von so etwas zu reden. Die Wissenschaft ist mehr in die Masse hinabgetaucht, die Träger des höheren ästhetischen Empfindens sind in einer gewissen Sonderstellung geblieben, aber gegeneinander einsamer geworden. Es wird das seine Notwendigkeit gehabt haben in der Entwickelung, die ja vorwärts geht.

Herman Grimm ist in der Folge durch seinen Lebensbund mit Gisela von Arnim, der Tochter Bettinas, nochmals wieder eng versponnen worden in ein Netz solcher geistigen Adelstraditionen, — geistige Traditionen, zu denen hier auch noch der wirkliche Standesadel kam. Wenige Menschen im neunzehnten Jahrhundert sind so gut und doppelt versichert gewesen, in die deutsche Litteraturgeschichte zu kommen, auch wenn die eigene Leistung die Linie des selbständig Großen nicht überschritt.

Und doch kann man das alles wegwischen. Grimms Lebenswerk wurzelt in jedem Zuge in seiner eigenen Kraft. Gerade das, was jene Tradition unmöglich mitgeben konnte, ist bei ihm so entscheidend geworden, daß es sein eigentliches Bild ausmacht, wenn wir an ihn denken: die feste, fast bis ins Harte der Umrißlinie hinein individuell durchgearbeitete Persönlichkeit. Was der Held seines Romans nur in der Verklärung seiner letzten Stunde, unmittelbar

vor der tragischen Todeswende, erkennt: daß der Mensch einer bewegten Zeit nur in dem wirklich fest fußt, was er selber sich zu schaffen und zu erhalten weiß, — das hat Herman Grimm in nachhaltigster Weise sein lebelang bethätigt.

Es liegt vor allem die Lösung hier, warum er heute, nach Abschluß des siebenten Jahrzehnts, mitten unter uns steht als ein im edelsten Sinne moderner Mensch. Eine unverwüstlich junge Kraft belebt noch immer jede Zeile, die er schreibt, eine Kraft, die vor keinem Problem der Zeit zurückschreckt. Mir ist gerade in den letzten Jahren oft auffällig gewesen, wie stark Grimm auf einzelne ganz junge Kreise wirkte. Ich erinnere an ein so durch und durch modernes, früher unbegreifliches Problem, wie den Kampf um den klassischen Unterricht in der Schule — neben dem Aufsatz, den Grimm seiner Zeit darüber geschrieben hat, erschien das Frischeste von anderen fast wie veraltet. So junges Laub zeigt mit siebzig Jahren keiner, der bloß auf Traditionen steht. Man denkt unwillkürlich an den Abstand: das Berlin, durch das Jakob und Wilhelm Grimm schritten — und das Berlin von heute. Herman Grimms Charakterkopf ist viel zu groß, um bloß einer einzelnen Stadt anzugehören; aber aus dem modernsten Berlin mit all seinen unruhigen Bewegungen verschwände ein notwendiges Stück, wenn man ihn fortdächte.

Vom Politischen sehe ich dabei natürlich ganz ab. Es liegen da Differenzen, die ich hier nicht berühren will, um einen bestimmten Zusammenhang nicht zu durchbrechen.

Eine Wirkung ästhetischer Tradition glaube ich nur in einem bestimmten Punkte bei Grimm zu erkennen.

Von früh an atmet in seiner äußeren Darstellungsweise ein gewisser großer Zug, groß und ästhetisch vornehm bis in jedes Wort, bis in jede kleinste Nebenbemerkung hinein. Alles erscheint in einer weiten, bedeutenden Beziehung. Man

muß die ganze Reihe der Bände, die wir von ihm haben, darauf durchsehen wie ein geschlossenes Werk, um den vollen Eindruck zu fühlen, wie tief das geht. Von Lebenden wüßte ich schwer einen zu nennen, der darin so konsequent geblieben wäre. Novellen, Romane, Essays zur Kulturgeschichte, Charakterdarstellungen eines einzelnen Gewaltigen im Rahmen einer starken Zeit — und immer das gleiche Tempo, immer dieselbe sichere Hand, die alles Kleine, Triviale fortfegt und auf die große, wenigstens relativ ewige Linie hindeutet. Menschen, die eben von uns gegangen sind und deren Bild Grimm zeichnet, erscheinen jäh hinausgerückt in einen ungeheueren Raum, in die Einsamkeit des durch und durch bereits Historischen, von dem nur noch der größte Umriß gilt. Die ideale Toleranz, die seine Aufsätze über brennendste geistige Zeitfragen atmen, erscheint nur wie der natürliche Ausfluß einer Betrachtungsart, die sich stets, auch im nächsten und neuesten, über alle Parteien erhebt. Grimm hat gelegentlich, wenn Stoff und Menschen ihm doch eine Polemik aufnötigten, sogar dann verstanden, dem unbeteiligten Leser den Hauch reiner Höhenluft vollkommen zu bewahren: wohl die sicherste Probe auf sein Prinzip, die mancher neben ihm, der auch jene Höhe sonst suchte, nicht bestanden hat. Wie glücklich ist beispielsweise in den nachträglichen Zusätzen und Vorreden zu dem Bande über Goethe so mancher Zweifel über Mitstreiter im gleichen Felde, so mancher Nachhall polemischer Stimmungen in wenige leise Worte, oft fast zwischen die Zeilen, gebannt, ohne daß irgendwo ein wirklicher Schatten von hier das satte Licht stören könnte, das unablässig von dem großen Mittelpunkt, der großen Sonne des ganzen Kampfesfeldes selber herniederfließt.

Nun aber: dieser unablässig vornehm große Flug des Gedankens kleidet sich bei Grimm in einen Stil, der bis zu einem seltenen Höchstmaß sich von allem fern hält, was man im gewöhnlichen Brauche als Pathos bezeichnet.

Auch das tritt schon ganz zu Beginn, z. B. in dem Novellenbande von 1856, sichtbar hervor; es hat sich aber in der Folge noch sehr merkbar gesteigert und ist mit allem, was dazu gehört, vielen allmählich so in den Vordergrund gekommen, daß sie den eigenartigen Stil klingen zu hören meinen, wenn sie an Grimm denken.

Es ist nicht nur das falsche Pathos, sondern auch das echte im Sinne einer bestimmten Kunstform, das Grimm wie mit Absicht verschmäht. Der Inhalt mag auf der höchsten Höhe wandeln — und er steigt ja bei ihm nur immer einen kurzen Schritt von dort nieder, am liebsten weilt er auf der steilsten Kante selbst —: der Leser gerät in das Kreuzfeuer äußerst schlichter Sätze, fast als wohne er einem Gespräche bei, wo jeder sein Bestes giebt, aber auf gar keine bestimmte Form achtet, nur bemüht, das Innerlichste möglichst scharf herauszubringen.

Oft sind die Sätze nur Bruchstücke, bei denen niemals (wie es oft gerade bei kunstvoll vollendeten Perioden der Fall ist) Teile des Kerngedankens, wohl aber einzelne Teile der konventionellen Satzform vom Hörer ergänzt werden müssen. Kurze ergänzende Satzfragmente werden gern hinter einer geschlossenen Periode selbständig, durch Punkt getrennt, nachgeführt. Wie wenn dem Redner nach der Atempause noch etwas einfiele. Der Zusatz erhält dabei eine eigene, stärkende Betonung, ohne doch den Charakter der Ergänzung zum Voraufgehenden zu verlieren. Erst bei dem Punkt, der nun wieder ihn schließt, beginnt eine neue ideelle Konstruktion, schreitet der Gedanke auf einen neuen Wellenkamm zu. Der Gesamtbau des Vortrags wird durch diese zusammengehörigen Gruppen von Sätzen abwechslungsreicher, geht gewissermaßen in einen höheren Rhythmus ein, als es lauter ganze, erst als solche durch Punkte getrennte Sätze zuließen.

In den Worten, den Beiworten fehlt jeder Prunk. Man denke sich gewisse Stellen Grimmscher Essays oder im

„Leben Michelangelos", wo der Gedanke das Fundamentalste menschlicher Dinge ergreift und mit einem Flügelstoß über Jahrtausende zu schweifen suchen, ausgedrückt etwa in der Sprache Alexander von Humboldts, die ja gewiß ihre besondere Majestät hat: wie viel Drähte und Klammern da die äußere Form gewaltsam mit heraufreißen würden auf den Berg, den der Sinn erklettern will.

Mancher hat sich hier keinen Rat gewußt. Das hat wohl keiner je zu bestreiten gewagt, daß Grimm als Stilist von einer Klarheit ohnegleichen sei. Auch wie viel er mit wenig Sätzen gedanklich zusammenzudrängen weiß, ist ihm kaum ernstlich bezweifelt worden. Aber der Abstand zwischen der Höhe des Standpunktes und der absolut zwanglosen, mit den Freiheiten der lauten Rede den geschriebenen und gedruckten Satz scheinbar sorglos meisternden Form galt dem einen für das Merkmal vornehmer Blasiertheit in dem Sinne, der das Wörtchen „vornehm" mißklingend macht. Pedantische Gemüter (Todfeinde jeder stilistischen Entwickelung) verzeichneten gewissenhaft, daß einer unserer größten Führer und Pfadfinder in der ästhetischen Kultur nicht immer sich genügend mit den Vorschriften des grammatikalischen Hilfsbuches über das Interpunktionszeichen des Punktes, die Bestandteile des einfachen nackten und des einfachen erweiterten Satzes und ähnliche gute Dinge auseinandergesetzt habe. Die mildeste Formel, die sich von kritischer Seite fand, betonte wenigstens eine gewisse knorrige Eigenart, die nun einmal der starken, in ihrer Unverbesserlichkeit immer noch „besten" Persönlichkeit eingewurzelt sei.

Es ist unmöglich, über solche Fragen eine Einigkeit zu erzielen. Wie der Stil selbst tief aus der Person des Schreibenden hervorwächst, untrennbar von ihr und in gewissem Sinne wirklich dem alten Buffon-Worte entsprechend: „der Mensch", so verlieren sich Urteile über den Stil im vagen Bereich persönlicher Gefühle.

Mir ist Grimms Stil der Punkt, wo ich die Wirkung ästhetischer Tradition bei ihm sehe.

Grimm stammte aus einem Hause, wo der Sprachgeist gleichsam auf der Goldwage lag. Wer von hier ausging, der mußte Dinge wie von selbst mitbringen, die ein anderer, der aus sprachlich ganz naivem Boden wuchs, sein ganzes Leben lang vielleicht nicht so erreicht hätte. Jener Novellenband von 1856 ist das Werk eines Achtundzwanzigjährigen: jedes Wort verrät eine Reife sprachlicher Bildung, wie sie nur einem ästhetischen Sonntagskinde solcher Art zufliegen konnte. Auf so früher, fast spielend erlernter Beherrschung des Ganzen aller höheren und tieferen Sprachmittel sollte sich nun mit wachsender innerer Reife des eigensten Geistesgehaltes eine individuelle Stilart aufbauen. Muß man Blasiertheit oder eine doch noch nachhinkende Schwäche des ästhetischen Vollgefühls als Erklärung zu Hilfe nehmen, wenn man Grimm an dieser Wende sich einem Stil zuneigen sieht, der all seinen Stolz in einer äußersten Schlichtheit sucht?

Es ist die Schlichtheit eines Mannes, der, nachdem er aus allen Goldbechern getrunken hat, schließlich gerade das „lebendige Wasser“, von dem das Evangelium spricht, in das einfachste, prunklose Gefäß schöpft.

Mir ist Grimms individueller Stil mit seiner unwillkürlichen Nachahmung einer fast stammelnden Rede, die sich vor dem erhabensten Gegenstande gleichsam nur stoßweise, unter Zerbrechung aller künstlichen Perioden, äußern kann, der vollkommene Ausdruck einer ungemein weit getriebenen sprachlichen Kultur — einer Kultur, die eben bei ihm schon in der zweiten Generation steht und so eine Entwickelungshöhe hinsichtlich der Vergeistigung darstellt, die in der Menge noch lange nicht auf volles Verständnis rechnen darf.

Einmal vorhanden, hat dieser Grimmsche Stil dann selbst wieder Schule gemacht. Im ganzen finde ich, daß er eine unverkennbar belebende, befruchtende Wirkung ausgeübt

also als eigentlicher Besitz erst der Zukunft nach ihm angehören könne. In Augenblicken größter Klarheit schien es ihm, als laufe in jener Richtung die Hauptstraße aller fortschreitenden Kultur und als seien diese Berge, obwohl damals noch ganz unter dem Horizont, eigentlich seit Jahrtausenden schon das dunkle Ziel gewesen, dem alles Reifste in dieser Kultur unbewußt zugestrebt habe.

Die Durchdringung und Erfüllung der ganzen Volksseele, der ganzen Menschheitsseele mit einem künstlerischen Hauch, — die ästhetische Kultur im höchsten, umfassenden Sinne, — die ästhetische Erziehung mit allen ihren Folgen und Voraussetzungen, — das war es, was dort im weichen Blau über den unendlichen Urwäldern der Menschheit stand.

Goethes Auge erlosch. Grimm gehört zu denen nach ihm, dessen Auge von früh an wie durch einen geheimnisvollen Magnetismus fort und fort nach dieser gleichen Horizontstelle herübergezogen wurde. Mit Kraft hat er sich für sich selbst zu der Höhe hinaufgekämpft, von wo überhaupt die blaue Linie erst gesehen werden kann. Und dann hat er die Axt genommen und hat versucht, für alle durch den zähen Urwald eine Straße zu bahnen zu den wirklichen Bergen selbst.

In jenem Roman, dem das Bild vom Horizont entnommen ist, wird ein Mann geschildert, zu dessen wechselnden Schicksalen es gehört, daß er sich wie befreit fühlt, als seine adelige Herkunft dem Zweifel verfällt. Vom thatlos ererbten Vorrecht fort, das ihn lähmt, fühlt er sich gerettet in die freie Bahn für die eigene Kraft, die sich stark genug weiß, Vorrechte selber zu erringen als Lohn für wirklich geleistete Arbeit.

Auch auf Herman Grimms Lebensweg leuchtete, noch ehe er selbst irgend etwas gethan hatte, von Vater und Onkel her der volle Glanz einer Adelskrone, — wenn auch der eines geistigen Adels.

Auf wenige Männer trifft das Wort vom geistigen Adel so gut zu wie auf Jakob und Wilhelm Grimm. Sie waren schlichte Leute. Ihre beste Leistung erwuchs aus dem unendlich feinen Gehör für die schlichteste Äußerung der deutschen Volksseele in Sprache, Lied und Mythus. In den Märchen verdanken wir ihnen das schlichteste, volkstümlichste Buch, das wir neben der Lutherischen Bibelübersetzung besitzen. Und doch liegt in dem ganzen persönlichen und litterarischen Bilde der Brüder Etwas, was sie immer wie schwebend über der Masse erscheinen läßt, auf unsichtbarem Sockel, der sie eine Stufe höher hinaufstellt. Nun kam noch hinzu, daß sie zwei waren, zwei Brüder, die sich doch geistig nebeneinander hielten. Das Geistige umfloß sie wie eine zugleich außerpersönliche und doch auch wieder unmittelbar physische Macht. So wie der Adel im alten Sinne eine unmittelbare Blutsverwandtschaft voraussetzt und zugleich in diesem Blute etwas Immaterielles, Besonderes. Ich besitze (durch die Freundlichkeit Herman Grimms) eine Photographie von Jakob Grimm, die nach einer alten mangelhaften Aufnahme technisch wunderbar erneuert ist. Die Züge haben einen Unterbau von derbstem Kernholz, aus einfachster Volksart geschnitzt. Aber darüber liegt ein Goldglanz von Weltgeist, von höchstem Menschentum, daß das kleine Bild ordentlich den Beschauer bis zum Blenden anstrahlt, ihn niederdrückt durch seine Wucht des unverhüllten Genius.

Ihrer Lebensblüte nach gehörten beide Brüder Grimm noch in eine Epoche deutscher Dichtung und ästhetisch angehauchter Wissenschaft, die uns alle geistigen Spitzen viel stärker im Sinne einer geschlossenen Geistesaristokratie verknüpft erscheinen läßt, als es heute irgendwie bei uns der Fall sein kann.

Die großen Gestalten um Goethe hängen mit ihm zusammen wie eine wirkliche Familie, die in sich verwandt

war, aber gegen die geistig schwächere Menge abgeschlossen ragte. Wenigstens wir empfinden heute rückschauend so, obwohl wir ja wissen, daß Differenzen im Engeren nie gefehlt haben und auch die Geistesaristokraten von Weimar nicht immer gleichmäßig gut miteinander ausgekommen sind. Gestalten, wie Alexander von Humboldt, der so ungeheuer alt geworden ist, daß man ihn leicht einer ganz anderen Zeit einreihen möchte, haben bis zum letzten Tage das Zeichen jener idealen Zugehörigkeit bis in die kleinsten Züge hinein bewahrt. Auch über das Weimar Goethes hinaus bestanden noch ähnliche Zusammenschlüsse. Heute ist es schwerer, vielleicht schon unmöglich, von so etwas zu reden. Die Wissenschaft ist mehr in die Masse hinabgetaucht, die Träger des höheren ästhetischen Empfindens sind in einer gewissen Sonderstellung geblieben, aber gegeneinander einsamer geworden. Es wird das seine Notwendigkeit gehabt haben in der Entwickelung, die ja vorwärts geht.

Herman Grimm ist in der Folge durch seinen Lebensbund mit Gisela von Arnim, der Tochter Bettinas, nochmals wieder eng versponnen worden in ein Netz solcher geistigen Adelstraditionen, — geistige Traditionen, zu denen hier auch noch der wirkliche Standesadel kam. Wenige Menschen im neunzehnten Jahrhundert sind so gut und doppelt versichert gewesen, in die deutsche Litteraturgeschichte zu kommen, auch wenn die eigene Leistung die Linie des selbständig Großen nicht überschritt.

Und doch kann man das alles wegwischen. Grimms Lebenswerk wurzelt in jedem Zuge in seiner eigenen Kraft. Gerade das, was jene Tradition unmöglich mitgeben konnte, ist bei ihm so entscheidend geworden, daß es sein eigentliches Bild ausmacht, wenn wir an ihn denken: die feste, fast bis ins Harte der Umrißlinie hinein individuell durchgearbeitete Persönlichkeit. Was der Held seines Romans nur in der Verklärung seiner letzten Stunde, unmittelbar

vor der tragischen Todeswende, erkennt: daß der Mensch einer bewegten Zeit nur in dem wirklich fest fußt, was er selber sich zu schaffen und zu erhalten weiß, — das hat Herman Grimm in nachhaltigster Weise sein lebelang bethätigt.

Es liegt vor allem die Lösung hier, warum er heute, nach Abschluß des siebenten Jahrzehnts, mitten unter uns steht als ein im edelsten Sinne moderner Mensch. Eine unverwüstlich junge Kraft belebt noch immer jede Zeile, die er schreibt, eine Kraft, die vor keinem Problem der Zeit zurückschreckt. Mir ist gerade in den letzten Jahren oft auffällig gewesen, wie stark Grimm auf einzelne ganz junge Kreise wirkte. Ich erinnere an ein so durch und durch modernes, früher unbegreifliches Problem, wie den Kampf um den klassischen Unterricht in der Schule — neben dem Aufsatz, den Grimm seiner Zeit darüber geschrieben hat, erschien das Frischeste von anderen fast wie veraltet. So junges Laub zeigt mit siebzig Jahren keiner, der bloß auf Traditionen steht. Man denkt unwillkürlich an den Abstand: das Berlin, durch das Jakob und Wilhelm Grimm schritten — und das Berlin von heute. Herman Grimms Charakterkopf ist viel zu groß, um bloß einer einzelnen Stadt anzugehören; aber aus dem modernsten Berlin mit all seinen unruhigen Bewegungen verschwände ein notwendiges Stück, wenn man ihn fortdächte.

Vom Politischen sehe ich dabei natürlich ganz ab. Es liegen da Differenzen, die ich hier nicht berühren will, um einen bestimmten Zusammenhang nicht zu durchbrechen.

Eine Wirkung ästhetischer Tradition glaube ich nur in einem bestimmten Punkte bei Grimm zu erkennen.

Von früh an atmet in seiner äußeren Darstellungsweise ein gewisser großer Zug, groß und ästhetisch vornehm bis in jedes Wort, bis in jede kleinste Nebenbemerkung hinein. Alles erscheint in einer weiten, bedeutenden Beziehung. Man

muß die ganze Reihe der Bände, die wir von ihm haben, darauf durchsehen wie ein geschlossenes Werk, um den vollen Eindruck zu fühlen, wie tief das geht. Von Lebenden wüßte ich schwer einen zu nennen, der darin so konsequent geblieben wäre. Novellen, Romane, Essays zur Kulturgeschichte, Charakterdarstellungen eines einzelnen Gewaltigen im Rahmen einer starken Zeit — und immer das gleiche Tempo, immer dieselbe sichere Hand, die alles Kleine, Triviale fortfegt und auf die große, wenigstens relativ ewige Linie hindeutet. Menschen, die eben von uns gegangen sind und deren Bild Grimm zeichnet, erscheinen jäh hinausgerückt in einen ungeheueren Raum, in die Einsamkeit des durch und durch bereits Historischen, von dem nur noch der größte Umriß gilt. Die ideale Toleranz, die seine Aufsätze über brennendste geistige Zeitfragen atmen, erscheint nur wie der natürliche Ausfluß einer Betrachtungsart, die sich stets, auch im nächsten und neuesten, über alle Parteien erhebt. Grimm hat gelegentlich, wenn Stoff und Menschen ihm doch eine Polemik aufnötigten, sogar dann verstanden, dem unbeteiligten Leser den Hauch reiner Höhenluft vollkommen zu bewahren: wohl die sicherste Probe auf sein Prinzip, die mancher neben ihm, der auch jene Höhe sonst suchte, nicht bestanden hat. Wie glücklich ist beispielsweise in den nachträglichen Zusätzen und Vorreden zu dem Bande über Goethe so mancher Zweifel über Mitstreiter im gleichen Felde, so mancher Nachhall polemischer Stimmungen in wenige leise Worte, oft fast zwischen die Zeilen, gebannt, ohne daß irgendwo ein wirklicher Schatten von hier das satte Licht stören könnte, das unablässig von dem großen Mittelpunkt, der großen Sonne des ganzen Kampfesfeldes selber herniederfließt.

Nun aber: dieser unablässig vornehm große Flug des Gedankens kleidet sich bei Grimm in einen Stil, der bis zu einem seltenen Höchstmaß sich von allem fern hält, was man im gewöhnlichen Brauche als Pathos bezeichnet.

Auch das tritt schon ganz zu Beginn, z. B. in dem Novellenbande von 1856, sichtbar hervor; es hat sich aber in der Folge noch sehr merkbar gesteigert und ist mit allem, was dazu gehört, vielen allmählich so in den Vordergrund gekommen, daß sie den eigenartigen Stil klingen zu hören meinen, wenn sie an Grimm denken.

Es ist nicht nur das falsche Pathos, sondern auch das echte im Sinne einer bestimmten Kunstform, das Grimm wie mit Absicht verschmäht. Der Inhalt mag auf der höchsten Höhe wandeln — und er steigt ja bei ihm nur immer einen kurzen Schritt von dort nieder, am liebsten weilt er auf der steilsten Kante selbst —: der Leser gerät in das Kreuzfeuer äußerst schlichter Sätze, fast als wohne er einem Gespräche bei, wo jeder sein Bestes giebt, aber auf gar keine bestimmte Form achtet, nur bemüht, das Innerlichste möglichst scharf herauszubringen.

Oft sind die Sätze nur Bruchstücke, bei denen niemals (wie es oft gerade bei kunstvoll vollendeten Perioden der Fall ist) Teile des Kerngedankens, wohl aber einzelne Teile der konventionellen Satzform vom Hörer ergänzt werden müssen. Kurze ergänzende Satzfragmente werden gern hinter einer geschlossenen Periode selbständig, durch Punkt getrennt, nachgeführt. Wie wenn dem Redner nach der Atempause noch etwas einfiele. Der Zusatz erhält dabei eine eigene, stärkende Betonung, ohne doch den Charakter der Ergänzung zum Voraufgehenden zu verlieren. Erst bei dem Punkt, der nun wieder ihn schließt, beginnt eine neue ideelle Konstruktion, schreitet der Gedanke auf einen neuen Wellenkamm zu. Der Gesamtbau des Vortrags wird durch diese zusammengehörigen Gruppen von Sätzen abwechslungsreicher, geht gewissermaßen in einen höheren Rhythmus ein, als es lauter ganze, erst als solche durch Punkte getrennte Sätze zuließen.

In den Worten, den Beiworten fehlt jeder Prunk. Man denke sich gewisse Stellen Grimmscher Essays oder im

„Leben Michelangelos", wo der Gedanke das Fundamentalste menschlicher Dinge ergreift und mit einem Flügelstoß über Jahrtausende zu schweifen suchen, ausgedrückt etwa in der Sprache Alexander von Humboldts, die ja gewiß ihre besondere Majestät hat: wie viel Drähte und Klammern da die äußere Form gewaltsam mit heraufreißen würden auf den Berg, den der Sinn erklettern will.

Mancher hat sich hier keinen Rat gewußt. Das hat wohl keiner je zu bestreiten gewagt, daß Grimm als Stilist von einer Klarheit ohnegleichen sei. Auch wie viel er mit wenig Sätzen gedanklich zusammenzudrängen weiß, ist ihm kaum ernstlich bezweifelt worden. Aber der Abstand zwischen der Höhe des Standpunktes und der absolut zwanglosen, mit den Freiheiten der lauten Rede den geschriebenen und gedruckten Satz scheinbar sorglos meisternden Form galt dem einen für das Merkmal vornehmer Blasiertheit in dem Sinne, der das Wörtchen „vornehm" mißklingend macht. Pedantische Gemüter (Todfeinde jeder stilistischen Entwickelung) verzeichneten gewissenhaft, daß einer unserer größten Führer und Pfadfinder in der ästhetischen Kultur nicht immer sich genügend mit den Vorschriften des grammatikalischen Hilfsbuches über das Interpunktionszeichen des Punktes, die Bestandteile des einfachen nackten und des einfachen erweiterten Satzes und ähnliche gute Dinge auseinandergesetzt habe. Die mildeste Formel, die sich von kritischer Seite fand, betonte wenigstens eine gewisse knorrige Eigenart, die nun einmal der starken, in ihrer Unverbesserlichkeit immer noch „besten" Persönlichkeit eingewurzelt sei.

Es ist unmöglich, über solche Fragen eine Einigkeit zu erzielen. Wie der Stil selbst tief aus der Person des Schreibenden hervorwächst, untrennbar von ihr und in gewissem Sinne wirklich dem alten Buffon-Worte entsprechend: „der Mensch", so verlieren sich Urteile über den Stil im vagen Bereich persönlicher Gefühle.

Mir ist Grimms Stil der Punkt, wo ich die Wirkung ästhetischer Tradition bei ihm sehe.

Grimm stammte aus einem Hause, wo der Sprachgeist gleichsam auf der Goldwage lag. Wer von hier ausging, der mußte Dinge wie von selbst mitbringen, die ein anderer, der aus sprachlich ganz naivem Boden wuchs, sein ganzes Leben lang vielleicht nicht so erreicht hätte. Jener Novellenband von 1856 ist das Werk eines Achtundzwanzigjährigen: jedes Wort verrät eine Reife sprachlicher Bildung, wie sie nur einem ästhetischen Sonntagskinde solcher Art zufliegen konnte. Auf so früher, fast spielend erlernter Beherrschung des Ganzen aller höheren und tieferen Sprachmittel sollte sich nun mit wachsender innerer Reife des eigensten Geistesgehaltes eine individuelle Stilart aufbauen. Muß man Blasiertheit oder eine doch noch nachhinkende Schwäche des ästhetischen Vollgefühls als Erklärung zu Hilfe nehmen, wenn man Grimm an dieser Wende sich einem Stil zuneigen sieht, der all seinen Stolz in einer äußersten Schlichtheit sucht?

Es ist die Schlichtheit eines Mannes, der, nachdem er aus allen Goldbechern getrunken hat, schließlich gerade das „lebendige Wasser“, von dem das Evangelium spricht, in das einfachste, prunklose Gefäß schöpft.

Mir ist Grimms individueller Stil mit seiner unwillkürlichen Nachahmung einer fast stammelnden Rede, die sich vor dem erhabensten Gegenstande gleichsam nur stoßweise, unter Zerbrechung aller künstlichen Perioden, äußern kann, der vollkommene Ausdruck einer ungemein weit getriebenen sprachlichen Kultur — einer Kultur, die eben bei ihm schon in der zweiten Generation steht und so eine Entwickelungshöhe hinsichtlich der Vergeistigung darstellt, die in der Menge noch lange nicht auf volles Verständnis rechnen darf.

Einmal vorhanden, hat dieser Grimmsche Stil dann selbst wieder Schule gemacht. Im ganzen finde ich, daß er eine unverkennbar belebende, befruchtende Wirkung ausgeübt

hat, — wie jeder Stil, der individuell frei sich über eine gewisse grammatikalische Schablone erhebt und doch nicht gegen den tieferen Sprachgeist verstößt.

Ich rede nicht von den Stümpern, die ihn nachmachen, indem sie einfach willkürlich ihre Sätze zerhacken wie es gerade kommt. Ein blind zerhacktes Holz ist natürlich kein geschnitztes, und das einfach glatte ist dann auf alle Fälle vorzuziehen.

In feinerer Hand aber bedeutete Grimms Art eine wirkliche sprachliche Fortbildung in der Richtung dessen, was die Schule selbst constructio ad sensum, Orientierung mehr auf den Sinn, als auf die starren grammatikalischen Wegzeichen, nennt. Es steckt hier das diskreteste Kapitel im ganzen Sprachfortschritt. Die Versdichter arbeiten seit Jahrtausenden daran. Eine bestimmte Sorte von Sprachschulmeistern aber wird alles, was hierher gehört, grundsätzlich nie verstehen können, da sie sich in die Fiktion einer ruhenden Sprache eingelebt hat, einer „ewigen" Grammatik, vor der es nur Verstöße giebt, aber keinen Fortgang.

Jedenfalls erscheint mir nicht zweifelhaft, daß dieser Stil, den mancher von der geistigen Gesamtleistung Grimms wie eine störende Hülle lostrennen möchte, eine unschätzbare Macht ist in allem, was er selbst geschrieben hat, eine Macht, ohne die das Beste der sachlichen Wirkung nie herausgekommen wäre. Ohne diesen Stil, der etwas so anspruchslos Menschliches in seine Darstellung bringt, das doch bis in jeden Punkt und jeden Halbsatz Produkt eines beinahe raffinierten ästhetischen Gewissens ist, — ohne ihn wäre die unausgesetzte Sonne geistiger Höhenbetrachtung, wie sie in Grimms Werken strahlt, unmöglich geworden.

Diese Sonne war aber notwendig, wenn die Saat reifen sollte, der er sein Leben gewidmet hat: die Saat ästhetischer Kultur in jenem Goetheschen Sinne.

Faßt man sein Wirken zusammen auf dieses Wort, so erscheint es wie aus einem Guß.

Es wird nicht belanglos, aber es tritt doch in den Hintergrund zurück, wie dieses Wirken im Engeren zum Ausdruck kam: ob als Kunst selbst, als Dichtung — oder als ein künstlerisch vertieftes Schauen und Erklären längst vorhandener, aber noch lange nicht genügend wirkungskräftiger Meisterkunst. Gangbare Schulweisheit zieht gern auch zwischen diesen beiden Formen ästhetischer Kulturarbeit einen dicken Strich, über den es keine Brücke geben soll. In einem abgeschlossenen Zirkel soll das produktive künstlerische Selbstschaffen hausen. Und in einem anderen die produktive ästhetische Betrachtung. Wie die beiden Königskinder sollen sie innerlich nicht zu einander kommen können, da das Wasser gar zu tief. Von unklaren Dichtern und konfusen Ästhetikern ist das abwechselnd gelehrt worden. Ich glaube aber, es steckt ein Stück Epigonenweisheit darin, aus Zeiten, da die Dichterkraft und das allgemeine ästhetische Empfinden beide in ihrer Art sich schwach fühlten und wie Kranke nach Absperrung verlangten. Zeiten der ungetrübten Kraft, wie sie Goethe und Schiller verkörpern, kannten den Strich nicht, — er hätte in ihnen Individualitäten, deren Größe die harmonische Einheit war, in haltlose Teile zerbrechen müssen.

Auch wir werden uns zurückbesinnen. Wir werden stärker wieder begreifen lernen, daß der dunkle Strich in Wahrheit ganz wo anders läuft.

Er grenzt nicht den Dichter grob ab vom ästhetischen Vollmenschen, sondern er trennt ganz allgemein die tiefe, thatkräftige ästhetische Persönlichkeit von der dumpfen Masse, jener Masse, die überhaupt noch nicht begriffen hat, was Kunst im Verhältnis zum menschlichen Leben ist.

Jenseits dieses Striches ist die Kunst besten Falls eine bunte Unterhaltung, ein lustiger Traum, der gelegentlich immer einmal wieder über den Ernst des Lebens auf Momente hinweghilft. Wer aber in dem engeren Kreise steht, der hat bis ins Herz hinein erkannt, daß Kunst dem

Menschen so not thut wie Brot; daß die Kultur zusammenbricht, wenn wir die Kunst herauslösen wollen; daß die ganze Entwickelung der Menschheit in der Kunst wurzelt, in der Kunst sich spiegelt, an der Kunst erlernt werden muß.

Die Gemeinde, die sich auf diesen Sinn hin heute einig fühlt, ist noch immer keine große. Sie wird um so enger, als wir uns sagen müssen, daß lange nicht alles, was sich in einer Zeit „Künstler“ nennt, wirklich dazu gehört. Um so mehr müssen wir uns den Blick dafür freihalten, daß für den, der thatsächlich und aktiv dabei ist, die Form, wie er seine Mitgliedschaft im Sinne des größten Ziels bewährt, Nebensache bleiben muß und keiner neuen trennenden Rangordnung unterliegen kann.

Grimm ging für sich aus von dichterischer Produktion. Seine Anfänge sind ganz erfüllt davon. Auf der Höhe seiner Kraft hat er hier abgeschlossen und sich fortan nur in Werken bewährt, die zwar auch nur ein echter Dichter, eine Künstlernatur von tiefer eigener Anschauung der Dinge so schaffen konnte, wie sie sind — die aber keine Dichtungen sind. Wer im wirklichen Gestalten den Kern des Ästhetischen erblickt, der wird es wie einen leichten Schatten empfinden, daß es so wurde. Auch mir will scheinen, als habe der schaffende Dichter in Grimm uns nach der unmittelbaren Seite eigentlich nur mit einer gewissen Abschlagssumme abgefunden, ohne uns auszumünzen, was er besaß.

Aber die Betrachtung verliert ihre Spitze, wenn man in jenem freieren Sinne sich vergegenwärtigt, daß es sich in diesem Falle nicht um Dichten oder Schweigen handelte. Es handelte sich darum, daß eine äußerst temperamentvolle, überströmend reiche ästhetische Persönlichkeit etwas zu sagen hatte und Mittel und Wege fand, es zu sagen; daß gerade die dichterische Form das ausschließliche Medium hätte sein müssen, war nicht als Bedingung gegeben. Die geistige

Fortentwickelung und der unmittelbare Drang zur Produktion sind oft zwei ganz verschiedene Dinge gerade in den besten, reichsten Naturen.

Das ganz Große, Leuchtende der Leistung Grimms jenseits seiner dichterischen Versuche tritt am deutlichsten hervor, wenn man sich klar macht, daß er auf dem anderen Boden nicht einfach übertrat von einer gegebenen Form: der Dichtung, zu einer zweiten, ebenfalls gegebenen: der ästhetischen Forschung und Lehre.

Die Form, die er sich dort suchte, mußte er erst selbst schaffen.

Die Bücher über Michelangelo, über Goethe, die wir von Grimm besitzen, sind jedes in seiner Art eigentlich ganz ohne Vorgänger, was die Gestalt, die Methode anbetrifft. Sie passen in keine Schablone, — wie sie dastehen, Werke, die einen unabsehbaren, stetig wachsenden Erfolg errungen haben, Werke, die zu den besten unserer ganzen neueren Litteratur gehören: sie sind Grimms Eigentum und Eigenart bis auf den Fleck und einschließlich des Fleckes, wo sie stehen. Und selbst da, wo er auf geschlossene Komposition im Großen verzichtet hat, wo sich Bände zusammensetzen aus losen Essays, hat er an der überlieferten Form des Essays solange herumgefeilt, bis sie in gewissem Sinne auch seine Form geworden ist, die ihm nun zwar andere nachmachen können und die man als einen glänzenden Fortschritt im deutschen Essay allgemein in der Folge anerkennen wird, die aber auf alle Fälle einmal „zuerst" gemacht sein wollte.

Das Buch über Michelangelo feiert in diesem Jahre seinen achtunddreißigsten Geburtstag. Ein Siegeszug liegt hinter ihm. Generationen sind jetzt schon mit diesem Buche aufgewachsen. Und noch ist kein Blatt darin verwelkt. Es ist eines der Bücher unserer Zeit, von denen man gewiß weiß, daß sie ins neue Jahrhundert hinüberschreiten. Worin liegt das Geheimnis dieses Erfolges?

Ich denke zunächst an eigene Erfahrungen, die mir in diesem Falle typisch scheinen für viele, die gerade in den achtunddreißig Jahren sich ihre Bildung angeeignet haben. Wenn man unsere Jugendbildung von heute — selbst in ihren besten Formen — überblickt mit Hinsicht auf das gleichmäßige Bild der großen Kulturepochen, das sich einprägen sollte, so treten grobe Lücken hervor. Ich bin in einem litterarisch sehr regsamen Hause aufgewachsen und von meinem Vater (der sich vom Bauernjungen aus der Lüneburger Heide bis zum feinen ästhetischen Kenner heraufgearbeitet hatte) früh auf die große deutsche Geistesblüte um Goethe herum stramm eingeschult worden. Die wirkliche Schule brachte dazu eine wenigstens bedingte Anschauung von der Antike. Die Renaissance fehlte. In ziemlich jungen Jahren wurde mir dann das Glück zu Teil, das man jedem gerade in seiner empfänglichsten Zeit wünschen möchte: Florenz und Rom zu sehen. Unter den Vorbereitungen zu dieser Reise war die Lektüre von Grimms „Leben Michelangelos". Mit einem Schlage öffnete sich mir eine neue Welt.

Der Eindruck war so stark, daß nicht nur meine ganze nachfolgende Reise wie im Banne des Buches ausgeführt worden ist, sondern sich mir auf lange eine gewisse Abhängigkeit entwickelt hat gerade von dieser so neu aufgetauchten Kulturperiode, hinter der mir die Antike zurückzutreten schien. Heute weiß ich, daß es ein zweites Buch neben Grimm, das so wirken könnte, über die Renaissance nicht giebt. Immer wieder bin ich zu ihm, meiner ersten Quelle, zurückgeführt worden.

Es ist kein Geschichtsbuch im landläufigen Sinne, wie es denn überhaupt nichts Landläufiges irgend welcher Art an sich trägt. Es reißt ein Stück Geistesgeschichte heraus, dessen Fäden größer und einfacher sind, als das feine Netzwerk der traditionellen Geschichte.

Wer erinnert sich nicht der wundervollen Einleitung: wie das Bild von Florenz gleichsam in schimmernden Nebeln

aus dem Bilde von Athen wächst? Dieses größere Florenz, das nicht wie die einfache Stadt bloß daliegt, sondern noch einmal über ihr zu schweben scheint wie eine geheimnisvolle zeitliche Inkarnation dämonischer Entwickelungen. Es bleibt der eigentliche Schauplatz. Durch das bunte, endlose Gewimmel der Menschen und kleinen Menschenschicksale, die uns Grimm, wo es not thut, anschaulich genug zu schildern weiß, schreiten einzelne einsame Gestalten, wie riesige Bürger jener magischen Stadt über den Dingen heraufragend, — so der Held des Buches, Michelangelo.

Der Zauber, durch den das glückt, liegt in dem Hineinzeichnen des Historischen in einen ästhetischen Hintergrund. Aber das Werk ist deswegen auch noch lange keine einfache Kunstgeschichte. Es ist voll von feinsten Urteilen über Künstler und Kunstwerke der Zeit, der es sich stofflich anschmiegt, recht ein Lebenswerk des Autors in diesem Sinne, in das er all sein Wissen und Empfinden über die Renaissancekunst hineingegossen hat. Aber ich möchte hierzu wieder einmal, nicht so grob natürlich, wie Merck zu Goethe sagen: „Das können die anderen auch" . . . . immer nicht alle anderen, sondern nur einzelne, in Wissen und Kunstgeschmack nahestehende.

Das Eigene und Einzige liegt vielmehr darin, wie in dem ganzen weiten Bau dieses Kulturepos — die Form ist oft wirklich wie im epischen Stil behandelt — die Kunst eigentlich als der Kern der menschlichen Entwickelung, die Kultur in ihrem Emporgang als eine im letzten Ende ästhetische Handlung, der Künstler als der aufsteigende, der eigentliche Mensch aufgefaßt ist.

An dieser Stelle, die fühlbar immer der geistige Mittelpunkt ist, von dem die Fäden schwingen, liegt das Werk verankert nicht mehr in irgend welchem Wissen, irgend welchem feinen Geschmack und intuitiven Kunstverständnis, — es liegt verankert in einer Weltanschauung.

Einer ästhetischen Weltanschauung.

Das Zeitalter Michelangelos erscheint als eine Weltstufe, deren sichtbares Gerüst die Kunst ist. Nicht deshalb ist die Renaissance von so ungeheuerer Wichtigkeit, weil sie ein großes Kapitel der Kunstgeschichte im engeren Sinne ist. Sondern weil in der Kunst die Menschheitsentwickelung zugleich arbeitet, weil alle Kultur ästhetische Kultur ist, und weil die ästhetische Kultur unserer Tage organisch in diesen paar älteren Hochblüten, zu denen auch die Renaissance gehört, ihre Grundlage, ihren Unterbau besitzt.

Schwerlich allerdings wird sich das, was Grimm in der gewaltigen Nähe Michelangelos gefunden und so vielen mitgeteilt hat, decken mit dem, was im letzten Jahrzehnt wesentlich unter dem Einfluß Nietzsches von Jüngeren in der Renaissance gesucht worden ist. Der „Übermensch" Nietzsches hat so wenig in der Renaissance gelebt, wie der Naturmensch Rousseaus in den Urwäldern am Anfang der Geschichte. Gerade die schlichte Größe, wie sie Grimm in seinem Michelangelo herausgearbeitet hat — eine Größe, die nur in der Verklärung durch die Kunst, keineswegs aber in besonderen dämonischen Leidenschaften der menschlichen Persönlichkeit über das Maß des Alltäglichen hinauswächst — wird wohl in der Folge am besten dieses geschichtsphilosophische Phantom wieder bannen helfen.

Sieht man von dem Roman „Unüberwindliche Mächte" in diesem Zusammenhang ab, so erscheint Grimms zweites Hauptwerk erst 1876, dreizehn Jahre nach seinem ersten großen Feldzug im Dienste ästhetischer Kultur. Es ist das Buch „Goethe".

Dazwischen liegt aber die Hauptmasse jener ausgezeichneten Essays, gesammelt mehrere Bände füllend. Perle an Perle darunter.

Auch die Kunstform des deutschen Essays hat in den letzten fünfzig Jahren alle die Fügungen mitmachen müssen, die im

Guten wie im Schlechten in der Zeit lagen. Es war eine Zeit, wo die ästhetischen Bedürfnisse im Streit zu sein schienen mit den praktischen. Eine Zeit, die den blauen Himmel über irgend einem unvergänglichen Werke der Kunst mit Telegraphendrähten liniierte und die sich damit entschuldigte, daß die praktische Notwendigkeit über die ästhetischen Wünsche gehe.

Es wird sie eine andere ablösen, die diesen Unterschied belächelt, die das ästhetische Bedürfnis, die Kunst erst recht wieder innerhalb der „Notwendigkeit" sieht. Aber wir heute müssen zufrieden sein, wenn aus solcher Übergangsepoche durch die unverwüstliche Kraft des Individuums doch hier und da wenigstens unverrückbar die echten Normen gerettet werden, die Wurzelstöcke gleichsam, die eine wärmere Sonne später vorfinden muß, um wieder beleben zu können.

Das einseitige Tadeln und Trauern besagt nicht viel. Wer will das gewaltige Heranwachsen der Tagespresse in unserem Jahrhundert kleinlich bemäkeln!

Gerade hier aber lag der Faktor, der die Schicksale des Essays bei uns im großen bestimmte. Das Bedürfnis der Tagespresse hat den Essay heruntergedrückt zur schnell fertigen, oberflächlichen Plauderei; es hat ihn damit verdorben bis ins innerste Mark.

In seiner Grundform ist der Essay die Form der äußersten Reife. Er faßt zusammen. Er löst aus der ungeheueren Detailarbeit irgend einen festen Faden so scharf, daß ihn jeder sehen kann. Je nach der Tiefe, aus der geschöpft wird, mißt sich sein geistiger Wert, und mißt sich, unzertrennlich damit verbunden, auch seine geschlossene Kunstform, deren Wesen auf der Konzentration steht und die nur zu stande kommen kann, wenn etwas da ist, was sich konzentrieren läßt.

Reife, die über den Dingen steht, weil sie sie bis ins tiefste Gewebe hinein beherrscht, ist aber wohl das äußerste Gegenteil dessen, was in unserer Tagesjournalistik den Aus-

schlag giebt. Auch das läßt sich sagen ohne Tadel; es ist wieder geradezu eine Notwendigkeit. Aber wenn sich nun diese Tagesjournalistik die Kunstform des Essays aneignete als ein willkommenes Mittel, um gewisse Wünsche ihrer Leser zu befriedigen, so war es eine andere Notwendigkeit, daß diese Kunstform als solche dabei den Hals brach. Wer den Schein für die Dinge nimmt, sieht uns in einer Zeit der Essays aller Orten. Die Mittelmäßigkeit deckt sich damit: scheinbar ein echtes Zeichen der vollkommenen Herrschaft. Und inmitten all dieser Zeichen scheint es mir trotzdem eine unwiderlegliche Wahrheit, daß nur ein kleiner Kreis echter Kenner und Könner heute den wirklichen Essay überhaupt noch vertritt, noch durchrettet auf eine reinere, im Ästhetischen wieder treue und große Generation. Unter den Besten dieser wenigen steht Herman Grimm. Wenn ich bedenke, wie lange er konsequent nach dieser Seite arbeitet, und wie bewußt bei ihm von Beginn an die Arbeit gewesen ist, so möchte ich sagen: er steht an der Spitze.

Äußerlich bedeuteten die dreizehn Jahre viel für Grimms Schicksal. Die Berliner Universität gewann ihn zu ausdauerndem Bunde, der die reichsten Früchte getragen hat. Hier, in der neuen Stellung, sind auch die einzelnen Kapitel des „Goethe" zuerst als Vorlesungen entstanden.

Wieder streift die Betrachtung einen der großen Pfeiler, auf denen unsere ästhetische Kultur ruht. Nach Michelangelo Goethe. Abermals ein Einzelname, der eine ganze Epoche deckt. Abermals ein Mensch, in dem die Menschheit wohnt. Und abermals dieser Mensch ein Künstler. Dennoch wie verschieden diese beiden Bücher.

Grimm, der keinen Vorgänger braucht, um die Form seiner Bücher zu schaffen, ahmt sich auch selbst niemals nach. Michelangelo bewegt sich vor einem Hintergrunde, der dem modernen Leser nicht ohne weiteres geläufig ist. Seine Werke, noch mehr seine Person, verschwimmen oft in den

großen Zügen seiner Zeit. Kaum ein Stoff konnte so locken, ein weites, figurenreiches Bild zu malen, das mehr in die Breite der Dinge, als in die Tiefe der Person drang und in diese Breite erst wieder von einem höheren Boden, einer Kunst- und Weltbetrachtung allgemeinerer Art aus eine eigene Tiefe brachte. Bei Goethe liegen die Verhältnisse fast umgekehrt.

Über seine Zeit und Umgebung sind im Umriß wenigstens die meisten unterrichtet, die als Leser eines neuen Buches in Betracht kommen. Auf alle Fälle wird von einer außerordentlich großen Zahl emsiger Arbeiter unausgesetzt hier alles gethan, um die Thatsachen zu vervollständigen und sofort auch in die Menge zu verbreiten.

Umgekehrt ermöglicht gerade Goethe aber dem, der es will, einen Einblick in das ganz Innerliche, Einzige und Einsame einer höchsten Persönlichkeit. Schließt man alle die Fenster lichtdicht zu, die neben ihm den bunten Maskenzug seiner Zeit, seiner Umgebung zeigen, und bannt den Blick streng auf das, was von ihm selbst in unmittelbarer Niederschrift da ist, so scheint sich etwas zu offenbaren, was sonst kein Geisterbeschwörer je geahnt hat: das geheime Leben einer schaffenden Künstlerseele, jenes Leben, in dem im Sinne ästhetischer Weltbetrachtung die Menschheitsseele lebt. Hier setzt Grimm ein.

In seinem Michelangelo sind alle Kunstmittel aufgeboten, um hundert Jahre Weltgeschichte in ihrem ganzen Umkreis zu umfassen, hundert Jahre, in denen Italien siedet und dröhnt wie ein Vulkan und die Völker und Ideen übereinander hinsausen wie die Fetzen weißer Dampfwolken, die aus dem Krater brechen. Jetzt über fünfhundert Seiten weg immer nur der ganz leise Herzschlag eines Einzigen, der allerdings wie der Riese im Märchen ist, der immer größer wurde, je tiefer man ihm in die Augen sah.

Nur an ganz wenigen Stellen, wo es unumgänglich

nötig war, teilt sich blitzschnell auf einen Moment hinter der Gestalt der Vorhang, es erscheint eine kolossale Perspektive. So in dem Kapitel über Rom, wie ich meine, der Prachtstelle des ganzen Werkes, wie sie ähnlich keines der ungezählten Bücher über Goethe auch nur annähernd besitzt.

Es ist überhaupt ein müßiges Werk, für Grimms „Goethe" einen Platz zu suchen innerhalb der großen Masse unserer neueren und neuesten Goethe-Litteratur. Das Buch zählt nicht unter die, denen ein Veralten droht durch Besserungen im Detail unserer Goethe-Kenntnis. Mir persönlich ist es nicht veraltet, obgleich ich zu einer Menge sachlicher Punkte darin im Laufe der Jahre kritisch Stellung genommen habe. Und ich weiß jetzt, daß es mir auf diesem Wege überhaupt nicht mehr veralten kann. Ich halte es nach wie vor und erst recht für das beste Buch über Goethe, das wir haben. Subjektiv wie es ist, ebenso sehr Grimm wie Goethe, läßt es sich mit einzelnen Argumenten weder bekämpfen noch vervollständigen. Man nimmt ihm sein Bestes, wenn man es nach der Schablone überhaupt zu den einfachen „Biographieen" Goethes stellt.

Im Herzen ist es genau wie das „Leben Michelangelos" ein Lehrbuch ästhetischer Kultur.

In der Form faßt es den Begriff „Goethe" im ganzen als Kunstwerk. Alle großen Leistungen Goethes sind nur harmonische Glieder dieses Kunstwerks. Aber auch die innere Entwickelung seiner Person, also im gewissen Sinne sein Leben, gehört dazu, es ist sogar die Seele des erhabenen Werkes.

Dieses Kunstwerk unterwirft Grimm einer Analyse.

Mit seinem schlichten Stil, der in der oben geschilderten Eigenart hier auf seiner Höhe steht. Eine starke Stimmung eigener Größe geht von dem Erklärer aus, man empfindet, wie es sich nicht bloß um den ästhetischen Riesen handelt und neben ihm um den nachgeborenen Interpreten. Über

beiden ragt das ideell Höhere jenseits aller Persönlichkeit ins klare Blau: die ästhetische Entwickelung der Menschheit. In ihr ist auch Goethe selbst nur ein Teil, nur ein Werkzeug. Und es fällt ein Licht von dieser Höhe, das Beide, den Redner und den anderen, Gewaltigen, von dem geredet wird, für eine geweihte Stunde nebeneinander in seine gleichen Strahlen nimmt.

Viele haben empfunden, daß dieses Buch über Goethe ein stolzeres Buch ist, als irgend ein anderes, das dem Genius von Weimar dient. Aber in dem Stolze liegt zugleich etwas so Reines, daß man das Gefühl hat, es sei gerade so erst der eigentliche Ton der Achtung gefunden, der sich vor Goethe gebührt. Schließlich fließt alles doch auf Goethe selbst über, und seine Gestalt ist es, die aus dem Werke mit so stolzer Größe heraustritt, wie sie ihr neben Grimm kein Lebender zu geben gewußt hat.

..... Das ist der Mann bis zum Jahre 1890.

Seitdem ist von' ihm eine That ausgegangen, die ihm allein einen Ehrenplatz in der modernen Kultur sicherte, — so wenige sich auch bisher darum gekümmert haben.

Wenn Goethe zurückschaute auf das, was ihm selbst bewußt war von Stufen ästhetischer Entwickelung jenseits seiner Kraft und als Unterlage dieser Kraft, so erschien ihm die Renaissance blasser, dämmernder, als wir sie heute sehen. Es war, als sei ihr Licht, wie alles Licht der letzten tausend Jahre, noch abgedämpft durch die Goldwelle einer Sonne, die noch weiter zurückstand, ohne doch jemals untergegangen zu sein: die Sonne der Antike.

Michelangelo und Rafael überstrahlte Homer.

Das dritte Buch, das uns Grimm in konsequentem Ausbau seiner ästhetischen Kulturlehre schenken mußte, mußte eigentlich Homer behandeln. Im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts ist es erschienen.

Mir erscheint es als sein wirkliches drittes Hauptwerk,

notwendig neben den anderen. Er selbst hat es bescheiden gegeben wie ein durchaus subjektives Bekenntnis, das niemanden bekehren, noch gegen seinen Willen belehren will. Aber das spiegelt nur eine besondere Sachlage für diesen Fall, der nicht bei Grimm, sondern im Stoff und in der Stellung moderner „Wissenschaft“ zu diesem Stoffe liegt.

Homer ist keine Person, die sich in einem bunten Zeitbilde verliert. Im Grunde kennen wir seine ganze Zeit, was lebendige Bilder anbetrifft, überhaupt nur aus ihm selbst. Aber seine Individualität, an deren Eigenleben man sich dann halten möchte, wie bei Goethe, ist nicht nur, was Lebensschicksale anbetrifft, erst recht dunkel, sondern sie ist im Sinne einer herrschenden „Wissenschaft“ geradezu Luft, leere Luft, ein Gespenst, das an den Grenzen der griechischen Kultur nachtwandelt und, wie alle Gespenster, von der Physik angeschrieen wird, ob es nicht endlich verschwinden wolle.

Und doch ist nicht zu leugnen, daß aus dieser nur dichterisch vorhandenen Zeit und als Gabe dieser mehr als mythischen Persönlichkeit ein Organismus heute noch mitten unter uns lebt, dem wir den Vollrang einer entscheidenden Stufe in der Geschichte ästhetischer Kultur zuschreiben müssen, — ein Werk, das der große, einsame Goethe noch wie eine wärmende Sonne empfand, ein Werk, von dem noch Jahrtausende zehren werden, nachdem es jetzt schon Jahrtausende genährt hat.

Ein Buch nach Grimms Art über diesen Stoff mußte abermals eine ganz neue Methode herausfordern. Und Grimm fand sie mit untrüglichem Takt. Die Behandlung geht diesmal rein von dem vorhandenen Kunstwerk aus. Nur von ihm aus fällt ein ganz zarter Schein in die geheimnisvolle Nacht, die über der Person des Dichters liegt. Auch über Homer hat es nie vorher ein Buch der Art gegeben, trotz der Fülle der Homer-Litteratur.

Was bei Michelangelo nicht, und noch viel weniger bei Goethe in unseren Tagen nötig war, trat diesmal als eine gewisse Forderung der Stunde an den Erklärer heran: es galt eine Rettung in ganz bestimmter Form.

Die Stellung der Ilias in der Entwickelung der ästhetischen Kultur ist auch heute als allgemeiner Wert nicht bestritten. Aber über der resoluten Hingabe liegt im einzelnen etwas wie trübe Luft. In der alten Sonne scheinen Flecken zu stehen, die sich vermehren. Die „Sonne Homers" lächelt noch immer über uns. Aber in seinen Versen scheint etwas unterzugehen für die neue Generation.

Grimm zeigt uns, wie das alles gleich Spreu zerfliegt, wenn man den Blick fest dort einstellt, wo er auch bei Michelangelo und Goethe einzustellen ist: bei der ästhetischen Wirkung, die ein absoluter Wert ist und durch keine Wissenschaft irgend welcher Art beeinträchtigt oder fortgezweifelt werden kann.

In keinem seiner Werke ist Grimm so ganz, so unbeirrbar kühn von dem ausgegangen, was ich ästhetische Kultur genannt habe. Bei Homer macht er gleichsam die Probe auf seine Gesamtrechnung. Das Prinzip, bei Michelangelo, Rafael und Goethe aus der unbestritten einheitlichen Kunstleistung gewonnen, hilft hier umgekehrt die Einheit des Kunstwerkes, die bestritten schien, wieder herstellen. Vor jenen hat uns Grimm gezeigt, wie wir sehen sollen. Jetzt, bei Homer, zeigt er uns, daß, wenn wir so sehen, Homer auf einmal wieder wirklich Homer wird, — der Homer, der eine Kulturstufe der Menschheitsentwickelung ist.

Man liest bisweilen auf modernen Büchertiteln das Wörtchen „unzeitgemäß". Es liegt eine unschuldige Koketterie darin, die jeder leicht durchschaut. Die Arbeiten, denen die Bezeichnung vielleicht wirklich zukommt, pflegen nicht an solche Spielerei zu denken, denn sie sind zu ernst. Grimms Buch konnte diesmal dem Schicksal nicht entgehen, daß man

ihm von vielen Seiten die Existenzfrage stellte, ehe man mehr als ein paar Seiten darin gelesen hatte. Und es fehlt nicht an solchen, die ihm die Existenzberechtigung absprechen eben im Sinne des Wortes „unzeitgemäß“. Durch die siebenhundert Seiten des Werkes selbst aber geht auch nicht der leiseste Klang, der dem vorbauend entgegen käme. In jeder Zeile ist es ein tapferes, im besten Sinne selbstbewußtes Buch, das auf den Plan tritt, um seinen Mann zu stehen, auch wenn es allein steht.

Ein Werk der Dankbarkeit nennt Grimm seine Arbeit. Dankbarkeit gegen die Dichtung, die ein Menschenleben lang als einheitliches Kunstwerk vor ihm gestanden hat.

„Mit der Homer-Forschung stehen diese Aufzeichnungen außer Zusammenhang“ setzt er aber gleich hinzu.

So wird der Skeptiker glauben, es handle sich bloß um eines jener Werke, in denen ein reifer Mann sich noch einmal zu seinen Jugendidealen zurückträumt, — mit einem wehmütigen „trotzalledem“. Aber das Buch ist in Wahrheit unvergleichlich viel mehr als eine solche subjektive Elegie, als ein biographisches Erinnerungsblatt, das uns lieb ist, weil es ein Erinnerungsblatt aus dem Leben von Herman Grimm ist. Es ist ein Bekenntnis, dem man ansieht, wie es die Jahre gereift haben — lange, arbeitsreiche Jahre. Das aber jetzt hervorbricht mit der ganzen Kraft, wie man sie eher in einem Jugendwerke selbst suchen würde.

Ich möchte es hier tiefer fassen, als im Sinne einer Anklage, wenn ich sage: in der „Homer-Forschung“ (um Grimms Wort zu gebrauchen) stecke etwas Greisenhaftes. Es ist zunächst bloß das Greisenhafte, das nach einem unabänderlichen Gesetz der strengen Forschung überhaupt anhaftet, wenn man sie mit der Dichtung vergleicht. Dem Historiker und Philologen gegenüber ist der Dichter ein Jüngling, auch wenn er graue Haare hat. In dem Buche Grimms spricht der Dichter über eine Dichtung. Die Dichtung ist uralt, und der

Dichter keiner von den jungen. Aber in seiner Sprache, seiner Auffassung steckt der ganze Zauber der Jugend, ihr Mut, ihre Farben, ihre Freudigkeit der Bewunderung — und auch ihre Kraft, Dinge unmittelbar und intuitiv sicher zu erschauen, denen das Alter nur auf weiten Umwegen und inmitten aller Irrtumsmöglichkeiten unsicher tastender Mühe nahe kommt.

Als durch Auszüge in einer Zeitschrift mir zuerst die Kunde wurde, daß ein Buch der Art von Grimm zu erwarten sei, empfand ich eine intensive Freude.

Endlich inmitten der erregten Kämpfe dieses Jahrhunderts also doch noch eine große ästhetische Arbeit über Homer.

Im Gebiete der Forschung steht das neunzehnte Jahrhundert auf sich selbst, wie wenige; es hat aufgebaut und niedergerissen, wild, selbstherrisch, mit dem Rechte des Pioniers, der das Bewußtsein hat, daß mit ihm eine Epoche beginnt und daß er sich einzig und allein vor der Zukunft zu verantworten hat. Auf ästhetischem Gebiete aber liegen die Dinge ganz anders.

Hier sind wir das ganze Jahrhundert hindurch in einer Dankesschuld geblieben gegenüber der strahlenden Lichtwelle, die über den Anfang floß. Inmitten dieser Lichtwelle stehen nicht bloß die deutschen Männer, an die man zuerst denkt; sondern gerade auch „Homer“. Es ist fast trivial, noch darauf hinzuweisen.

Und doch ist es nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß wir beinahe still aus diesem neunzehnten Jahrhundert herausgegangen wären, ohne eine einzige umfassende rein ästhetische Arbeit über die Homerische Dichtung zu dem Schatz älterer Anregungen dankerfüllt beizufügen. Und das angesichts der, mindestens grausamen, Zerzausung des Begriffes „Homer“ durch die „Forschung“ dieses Jahrhunderts.

Es thut der Forschung gewiß keinen Abbruch, aber eine ästhetische Vernachlässigung charakterisiert es unbedingt, wenn

durch Verwirrung der Begriffe einem oberflächlichen Beschauer heute beinahe die Vermutung kommen könnte, unsere großen Dichter an der Wende zu dem Jahrhundert hätten sich auch rein ästhetisch in Homer so geirrt, wie etwa die ersten Schwärmer in Ossian. In dem Kampfe gegen den klassischen Unterricht auf unseren Schulen ist Ähnliches wiederholt gesagt worden. Man hat es auch vorgebracht, wenn es galt, die klassizistische Wendung bei Goethe und Schiller zu bemängeln. Als wenn die ästhetische Erzieherrolle Homers davon abhinge, ob ein paar deutsche Knaben mehr oder weniger griechische Vokabeln lernen. Und als wenn gerade der Geist Homers nicht auch über dem Deutschesten stände, was Goethe geschaffen hat: über den gesunden Teilen des Werther, über Hermann und Dorothea.

Aber das sah man nicht; man schaute hartnäckig auf den Ort, wo so' viele Jahrzehnte einseitig gekämpft wurde: auf die Forschung. Diese aber blieb negativ, mußte es bleiben, nachdem sie einmal einer bestimmten Methode Raum gegeben. Selbst da, wo die Begeisterung so hell aufflammte wie bei Schliemann, blieb im innersten Prinzip ein Realismus, ein Materialismus (im stumpfen Sinne des vieldeutigen Wortes) der Auffassung am Ruder, der mit Ästhetik nichts zu thun hatte, ja nichts zu thun haben wollte. Der Weg zur ästhetischen Deutung und Wertung einer Dichtung, die über alle Zeiten heraufwächst, führt niemals durch die Gräber der realen Urbilder des Gedichtes, auch wenn sie wirklich noch vorhanden sein sollten. Schliemanns Homer-Begeisterung hat etwas unendlich Rührendes. Aber die Dankesschuld, die ich genannt habe, wollte nicht abgezahlt sein mit den Goldschätzen verbrannter Wirklichkeitsstädte, — sie forderte das ideale Gold aus der geistigen Anschauung einer Stadt, die nach dem Wesen aller Dichtung ewig in den Wolken lag und uns doch heute, nach Jahrtausenden, noch unendlich viel vertrauter und näher ist als die einsamen Urtümer des Hügels von Hissarlik.

Von der Ilias wenigstens läßt sich jetzt sagen, daß unserer Generation das Buch gegeben ist, das zum erstenmal nach so langer Zeit wieder den eigentlichen ästhetischen Faden aufnimmt und ihr dichterisch gerecht wird in einer solchen Neuvollendung und Ausklärung des Standpunktes, daß man von einem entscheidenden Markstein in der gesunden Fortentwickelung reden darf.

Grimm hat das Schwerste versucht, was versucht werden konnte. Er hat sich daran gemacht, die ganze Ilias von der ersten bis zur letzten Zeile uns noch einmal zu „erzählen". Ja, sie ist unserer jungen, unhistorischen Generation jetzt so fremd geworden, diese Ilias, daß das not thut. Das heißt: zu erzählen in der Weise, daß er überall während der Erzählung wie von selbst die Fäden der Gesamtkomposition auseinander wickelt, die Charakteristiken, die in Einzelzügen über die ganze Dichtung zerstreut sind, zu runden Bildern aneinander fügt und mit einem fortlaufenden Kommentar jeden kleinsten Zug des Ganzen nach seiner ästhetischen Seite hin beleuchtet.

Eine erste Grundbedingung war hier, sich viel Raum zu nehmen, und so sind zwei dicke Bände zu stande gekommen. Ein Glück — denn ästhetische Untersuchungen, die wirklich etwas sagen sollen, brauchen den größten Raum. Es ist eins der Grundübel, die zu der allgemeinen Verlotterung unserer modernen pseudo-ästhetischen Kritik geführt haben, daß die Kritik eines Kunstwerkes sich, meist um der gleichgültigen Zweckmäßigkeitsgründe vergänglicher Tagesblätter willen, heute durchweg nicht den nötigen Raum zu nehmen wagt. Aber auch in unsere Buchlitteratur ist dieses Sparprinzip vielfach verhängnisvoll eingedrungen. Was läßt sich auf den paar Seiten Einleitung zu einer neuen Textausgabe oder Übersetzung, was in dem kurzen Paragraphen einer Litteraturgeschichte (etwa gar einer Weltlitteratur) Neues über Homer sagen? Auf das Neue aber kam es wieder an.

Daß die Ilias eine ergreifende Dichtung auch für uns noch sei, daß Agamemnon oder Achill wundervolle Charakterleistungen seien, — das ist in dieser Allgemeinheit des Ausdruckes beinahe eine Trivialität für jeden halbwegs Gebildeten, so oft ist es ausgesprochen worden. Das Beweisarsenal für diese Allgemeinheiten galt es einmal wieder in ganzer Breite zu entwickeln und im Lichte des modernsten Empfindens neu zurecht zu legen. Das erforderte aber den denkbar größten Raum.

Ein zweiter Punkt, der allerdings ganz wesentlich schwerer zu erfüllen war, steckt in der Textfrage. Welche Übersetzung sollte für die wörtlichen Citate zu Grunde gelegt werden? Das ganze Buch ist zugleich so einheitlich deutsch und so modern gedacht, daß es sich hier wirklich nicht um eine Nebensache handelt. Grimm spricht in schönen und anerkennenden Worten über den Text, wie ihn uns Voß geschenkt hat. Trotzdem hat er selbst das Bedürfnis gefühlt, seine Citate nicht in Voß' Hexametern zu geben.

Mir persönlich ist es eine alte und vertraute Erfahrung, daß — alle Vorzüge bei Voß in Ehren — Homer eine ganz besondere und höchst merkwürdige Wirkung hervorbringt, wenn man ihn in glatter, aber ganz schlichter deutscher Prosa wiedergiebt. Die Pracht des rhythmischen Beiwerks, die Klangmalerei, der Zauber der Versanpassung in den Konstruktionen, die ganze Musik, mit der die Verssprache den Inhalt begleitet, gehen natürlich verloren. Aber die Wirkung des reinen Inhaltes, der einfachen Erzählungs- und Dialogworte ohne musikalische Abtönung, des schlichten Realgehaltes an Bildern und Associationen in den Gleichnissen ist trotzdem eine so gewaltige, daß man jetzt erst eigentlich sieht, wie tief Homer ist. Man muß den Versuch vergleichend bei Ariost machen, um zu sehen, wie erstaunlich wenig dort und wieviel hier übrig bleibt. Man fühlt, wie trotz ihrer Herrlichkeit die Form doch bei Homer niemals den Inhalt ersetzen soll, wie sehr sie „Form" bleibt. Und man begreift auch,

wie im Grunde doch hier die Quelle steckt, warum uns Homer heute noch so als lückenloses Kunstwerk in jedem Verse packt, obwohl (was Grimm sehr gut hervorhebt) offenbar ein sehr großer Teil der formalen oder wenigstens an der Grenze von Form und Inhalt spielenden Reize uns heute selbst beim griechischen Originaltext überhaupt nicht mehr zum Verständnis kommt.

Bei jedem Versuche einer deutschen Versübersetzung — und ganz besonders stark eben bei Voß — wird dagegen, meinem Gefühl nach, die Formalwirkung in einer Weise in den Vordergrund gedrängt, daß die Homerische Art sehr zum Nachteil des Inhaltes verschoben erscheint. Inhaltsteile, die im griechischen Text trotz aller Wortmalerei eine innerliche Schlichtheit wahren, die gerade ihre Tiefe recht eigentlich zum Ausdruck bringt, werden in den Pomp und Aufputz hineingerissen und verlieren dabei großenteils ihre Kraft. Es liegt das nun einmal im Geheimnis unserer deutschen Sprache, die gerade in der untrennbaren Verkettung von Form und Inhalt ihren Vorzug vor allen anderen — toten wie lebendigen — besitzt, aber nun auch, man möchte sagen, bei Übersetzungsversuchen ihren Eigensinn zeigt, der die gefährliche Kehrseite des großen Vorzuges ist.

Trotzdem — wenn man das alles rund zugiebt: ein gewisses Gefühl sträubt sich doch dagegen, eine Versdichtung als Prosa mit durchgehenden Zeilen wiedergegeben zu sehen. Schon das Auge wehrt sich, mindestens dem Druck gegenüber. Hier hat nun Grimm einen feinen und glücklichen Ausweg gefunden. Er übersetzt in einer rhythmisch gefärbten Sprache, die scheinbar und in einer für das verssuchende Auge äußerlich genügenden Weise in Verszeilen abgedruckt werden kann, die aber — und hier steckt das sinnige Geheimnis der Vermittelungsform — in Wirklichkeit nur dann melodischen Fluß zeigt, wenn man sie vom ersten Wort an als volle Prosa (mit dem vollen Wortaccent) liest.

Grimm nennt diese reichlich eingestreuten direkten Citate „keine Übersetzungen, sondern nur einen kahlen Auszug der betreffenden Verse, mit Fortfall dessen, was nicht durchaus notwendig ist." So liest man zwar in einer Anmerkung bei dem Autor selbst — aber ich glaube, daß der Leser hier ein kleines Recht besitzt, den Autor der Citate gegen den Autor der allzu bescheidenen Anmerkung in Schutz zu nehmen. Gewiß sind diese freien Zeilen nur eine Übersetzung mit Einschränkungen im Sinne des oben Gesagten. Sie sind es sogar noch mehr, da die stereotypen Schmückwörter vielfach fortgelassen, die Konstruktionen vereinfacht, kurz in allem und jedem alle uns irgendwie heute störenden Arabesken, bis hart an die Inhaltsgrenze heran, einfach weggeschnitten sind. Aber das hat auf der anderen Seite nicht verhindert, daß als deutsche und nur deutsche Sätze diese Zeilen bei Grimm an sich einen Wohlklang empfangen haben, der das feinste und sicherste dichterische Gefühl verrät und uns durch einen Kunstgriff in des Wortes veredeltster Bedeutung keinen Augenblick aus der Empfindung fallen läßt, daß wir Citate aus einem Text hören, der im Original auch durch die weihevollste Verssprache entzückte.

Es ließe sich darüber reden, ob es nicht ratsam gewesen wäre, den ganzen Text in dieser anziehenden Umschreibung zu geben. So wie die Dinge jetzt liegen, ist allerdings wieder etwas besonderes erreicht worden, das auch seinen Reiz hat.

Die Ilias erscheint nämlich auf engem Raum in ihrem höchsten Glanze, indem eine Auswahl durchweg hochbedeutender Stellen durch die wörtliche Übertragung hervorgehoben und aneinander gereiht sind; in ihnen selbst ist eine Menge belanglosen Rankenwerkes beseitigt, so daß der Glanz des Echten und Bleibenden verstärkt leuchtet; die Längen des Gesamttextes aber und die bisweilen unverkennbar hervortretenden Beschädigungen sind zwar im Kommentar gebührend

behandelt, treten aber, da die Citate sie meist nicht berühren, ganz anders in den Hintergrund als bei der Lektüre einer vollständigen Textübersetzung.

Es liegt zum Teil hier, zum Teil allerdings auch in der ungemein geschickten Art, wie der Kommentar die Handlungsfäden krystallklar sondert und durchsichtig macht, der Grund für eine Erfahrung, die wohl jeder bei Grimms Buch machen wird: die Ilias liest sich auch für alte Verehrer und Kenner hier so fesselnd, wie eine geradezu raffinierte Romanhandlung.

Darüber ist schlechterdings kein Zweifel, daß wir so geschlossene, in prächtiger Steigerung vor uns aufwachsende Charaktergestalten, wie sie Grimm uns jetzt aus Homer heraus krystallisiert, bisher in der gesamten Homer-Litteratur auch nicht annähernd besessen haben.

Gewisse Charakterbilder giebt ja die Ilias jedem mit, der sie auch nur einmal und flüchtig im Leben gelesen hat. Wer von uns trägt nicht den Umriß etwa der Andromache und, scharf davon gesondert, den der Helena in sich? Aber man erstaunt doch wie vor etwas Neuem, wenn man die Menge kleiner Züge sieht, die in der Dichtung aufs sorgfältigste nacheinander vorgebracht werden, um schließlich als Gesamtresultat jenes Allgemeinbild entstehen zu lassen, das selbst in dem eiligen Beschauer mit so zähen, unveränderlichen Linien haftet. Und ein Teil der Bewunderung geht dabei über auf den Mann der feinen Analyse, der uns dieses ganze Geheimnetz des Dichters, mit dem wir gefangen wurden, ohne die Maschen eigentlich zu sehen, so folgesicher Masche für Masche aufdeckt. Hier ist nicht nur etwas Hochbedeutsames für die einzelne Ilias gethan, sondern die Leistung greift weit hinaus in das große Geheimnis dichterischen Schaffens überhaupt. Das kündigt sich auch äußerlich im Text an durch die Fülle der Exkurse, der treffenden Bemerkungen über andere Dichter und Dichtungen bis in solche

der neuesten Zeit hinein, die über das ganze Buch mit reicher Hand ausgestreut sind. Eine Ästhetik des „Epos“ ganz allgemein könnte sich das Werk sehr gut nennen. Und es war heute noch, nach soviel Kämpfen, soviel Zweifeln möglich, diese Ästhetik des Epos zu geben an der Hand des Beispieles „Ilias“ . . . Hier steckt das, was die ganze Arbeit, trotz einer relativ sehr vorsichtigen, beinahe ablenkenden Einleitung, eigentlich von Zeile zu Zeile — zwischen den Zeilen lesen läßt.

Man fragt sich, ob ein größerer kritischer Unsinn wohl überhaupt möglich war, als diese beiden Grundparadigmen künstlerischer Einheit und Geschlossenheit, Ilias und Odyssee, für lose zusammengestoppelte ästhetische Konglomerate ohne feste Dichterperson zu erklären . . . .

In der Geschichte der Philosophie kommt ein berühmtes und berüchtigtes Schwein vor, das mit seinem Rüssel aus einem Haufen wüst vermischter Buchstaben zufällig die Ilias zusammenscharrt. Dieses ungeheuerliche Schwein dient immerhin zur Illustration eines in sich logischen Gedankens. Es soll besagen, daß in einer Unendlichkeit der Zufälle schließlich auch der einmal notwendig werden muß, der die Kombination der Buchstaben zur Ilias ergiebt. Das Schwein braucht bloß die Ewigkeit zur Zeit zu haben und immerfort neu zu wühlen, so rüsselt es an einem Tage einmal aus der Zahl der möglichen Buchstabenkombinationen auch die heraus, die wir Ilias nennen. Ich will hier nicht selber die ganze Philosophie auswühlen, um das Schwein zu bekräftigen oder zu verdammen. Im Zeitalter Darwins, so viel kann man auf alle Fälle sagen, hat es mindestens eine demiurgische Bedeutung eine Weile besessen und um derentwillen wird es mit seinem Fett noch das Feuer mancher fruchtbringenden Debatte schüren. Ich persönlich habe an dem Bilde immer eine friedliche Privatfreude gehabt und manche lustige Karrikatur entworfen von diesem Iliassuchenden Ewigkeits-Schwein,

das zum reinlichen Tempel der Philosophie Zulaß gefunden wie das Trüffelschwein des heiligen Antonius der Legende zum Himmel der Seligen.

Sicher aber ist: ich will mich lieber diesem Schwein mit Haut und Haaren verschreiben in meiner ganzen Weltanschauung, — als der Idee, die Gesamtkomposition der Ilias wie der Odyssee könnte ohne „Homer“ zusammengeflossen sein.

Wenn die Ilias bloß eine Art Reimchronik aus dem Stoppelbesen der Zeit ist: warum diese Konzentration auf Achilles Zorn, diese eminente dichterische „Idee“, dieses Abbrechen lange vor Eroberung der Stadt, dieses Herausgreifen einer „Episode“, diese Anordnung um ein künstliches dichterisches Zentrum anstatt um den einfachen chronikalischen Spannungsfaden der Belagerung von Troja?

Und in der Odyssee ebenso: warum die wunderbare Umschachtelung und Verknotung der Dinge, der Anfang erst auf Kalypsos Eiland, die nachträglichen Erzählungen, die dramatische Zuspitzung auf den Freiermord?

Frommes Philosophenschwein, — wie ehrwürdig bist du in deiner Logik gegen diese Zumutung unserer philologischen Schulmeister, die lieber auf die wüste Atomwolke des alten Lukretius zurückgegriffen hätten, bloß um in der Weltgeschichte eine Dichterindividualität weniger zu haben und damit eine Sorge weniger, es könne doch noch etwas anderes leben, das zum Staube spricht: Belebe dich!, als die Brille eines Philologen, der die Konjektur eines vertauschten Kommas macht.

Nette Zeit, wo erst ein Meister da oben im Lichte des Ästhetischen eine Schulmeister-Welt wieder bekehren muß, das nur erst wieder einzusehen . . . . .

Ich bin davon ausgegangen, daß eine große und liebevolle ästhetische Studie über Homer heute gleichsam eine Dankesschuld abzuzahlen hat inmitten der stürmischen wissenschaftlichen Kämpfe, die unsere Zeit sich allmählich gewöhnt

hat beinahe allein noch klirren zu hören, wenn das Wort „Homer" ausgesprochen wird. Mit dem ästhetischen verknüpft sich aber eng auch noch ein ethisches Motiv, von dem ich ebenfalls finde, daß es vielfach sehr merklich vernachlässigt worden ist und eigentlich in diesem Buche Herman Grimms zum erstenmal auch wieder ganz zu seinem Rechte kommt.

Wenn wir uns in noch so viel Streitereien und Skepticismen darüber einlassen, wie die Homerischen Gesänge in ihrer vorliegenden Gestalt zu stande gekommen sind, so dürfen wir doch um keinen Preis dabei vergessen, daß diese Dichtungen (und zwar ebenfalls als Ganzes!) noch eine andere Rolle in unserer Welt spielen, als die einer litterarischen Station im Griechentum, über die wir diese oder jene Wahrscheinlichkeit nachzuweisen suchen.

„Homer" bezeichnet und erschöpft in sich einen ethischen Wendepunkt der Menschheit in sehr ähnlicher Weise, wie es in seinen Grundteilen das Alte Testament thut und in noch viel deutlicherer Weise die Evangelien leisten. Diese ganz großen Bücher der Menschheit (denen man gewiß auch Dante und Goethes Faust anreihen wird) führen, außer ihrer litterarischen, der historischen und philologischen Kritik zugänglichen Existenz, noch ein ganz besonderes Dasein in der Menschheit, in dem sie ihrem Wesen nach absolut unteilbar und ein ewiges Ganzes bleiben.

Die ethische Wandlung, die den Idealgehalt der Homerischen Gesänge ausmacht, haben wir innerlich, in ihren Folgen, alle in uns, in unserem ganzen Fühlen und Handeln, genau so wie die, deren sichtbarer Merkstein etwa die Evangelien sind — auch ohne Buch und Lied, die uns direkt davon berichten. Aber wenn wir uns stärken wollen durch unmittelbare Anlehnung an das Frühere und seine Stufen, wenn wir vorwärts bauen wollen, indem wir uns noch einmal den tiefsten Nerv des Vergangenen möglichst scharf ver-

gegenwärtigen, so greifen wir zu einer kleinen Reihe von solchen Universalbüchern, in denen der Mensch auf Momente in begnadeter Weise Menschheit gewesen ist — und ein solches Buch ist auch „Homer".

Aus der Tiefe dieses Empfindens, dieses Bedürfnisses heraus wird auch der Aufgeklärte immer wieder der Erste sein, um einzugestehen, daß keine noch so raffinierte Evangelienkritik uns jemals hemmen wird, im rechten Moment das Neue Testament als eine Einheit zu begreifen und für unsere Wünsche zu verwerten. Und aus derselben Tiefe wird Homer eine ethische Einheit bleiben über alle philologische Kritik hinaus.

Ich finde nun, daß über diese Dinge, die in der Empfindung thatsächlich überall noch fortbestehen (denn ein echter Kern der Menschheit erbaut sich ja — trotz allem — heute noch an Homer wie an der Bibel), in der Theorie und allgemeinen Erörterung bei uns viel Unsicherheit und Vernachlässigung eingerissen ist. Wie selten hat man dieses Argument in dem „Kampf um die Schule" gehört! Freilich ist es ja auch kein strenges Argument für den „griechischen Unterricht", denn man könnte sonst mit einem gewissen Recht diesen auch für die Kenntnis der Evangelien als absolute Voraussetzung fordern, was kein Einsichtiger mehr versuchen wird. Für Homer speziell und seinen Wert auch in Übersetzungen spricht Grimm in seinem Buche hier goldene, tief zu beherzigende Worte. Aber davon abgesehen — im ganzen ist sein Werk das erste, in dessen kunstvoller Analyse auch jener ethische Gehalt Homers mit voller Macht wieder anerkannt erscheint.

Grimm arbeitet an den meisten Stellen den speziell ethischen Gedankenwert und Handlungswert gar nicht einmal ganz in Worten heraus, und doch leuchtet er aus seiner Umschreibung und Analyse mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Das enge, unlösbare Band von Ethik

und Ästhetik wird hier praktisch wieder klar. So würde eine vollkommene ästhetische Analyse des Faust auch die ethischen Kerngedanken der Dichtung von selbst ins hellste Licht setzen.

Erschütternd tritt in Grimms klarer Beleuchtung die furchtbare Tragik der Homerischen Weltanschauung hervor. Wie leichtsinnig hat man es oft ausgesprochen: die Homerische Welt wandle noch in der reinen Lebensfreude und Lebenshingabe, nicht angekränkelt von den trüben Schicksalsfragen und Resignationen späterer Zeit.

In Wahrheit bezeichnet die Ilias einen der Punkte im geistigen Emporgang der Menschheit, wo gerade die ganz hoffnungslose Tragik auf dem Punkte stand, am meisten über den Menschengeist Herr zu werden.

Hinter der Welt ein unfaßbares, unerbittliches Schicksal.

Vor dem Vorhang die Götter, mit einer gewissen Machtvollkommenheit über Glück und Leid des Moments, aber im Grunde launisch und wertlos in ihrem Thun, beinahe nur eine Symbolisierung dessen, was wir heute etwa neckischen Zufall nennen würden, der die Würfel des Lebens wild durcheinander rüttelt, aber zuletzt doch nicht hindern kann, daß gewisse große Schicksalsnotwendigkeiten sich vollziehen.

Und als Spielball von beiden der Mensch, dessen eigene ethische Entwickelung schon weit genug gediehen ist, um gewisse Forderungen zu stellen, gewisse Ideale von Recht und vom Siege des Rechten auszudenken, und der sich doch dem Unbegreiflichen und der Willkür erliegen sieht.

Von dem „Wer immer strebend sich bemüht ...“ noch keine Spur.

Aber doch schon ein Keim zu dem Baume, der dahin wachsen sollte. Man beachte das große ethische Schlußfazit der Ilias in der herrlichen Priamus-Szene des vierundzwanzigsten Gesanges. Nach dreiundzwanzig Gesängen voll Waffenlärm jetzt endlich unter der Wucht all dieses hoff-

nungslosen Dahintobens die Erkenntnis, daß es in der allgemeinen Unglückslage des Menschen besser wäre, das Schwert hinzulegen und sich mit Mitleid zu begegnen, — Priamus und Achill vor der Leiche Hektors, die sich beide als Opfer des Schicksals erkennen und — einander verzeihen.

Wie ein letzter, vager Lichtschein taucht diese Idee des Mitleids mit dem Menschen, weil er „Mensch" ist, in dem absoluten Bankerott, in der tiefsten Nacht Homerischer Welttragik auf. Und doch war dieses vage Flämmchen die Fackel, mit der der Mensch Jahrhunderte später versuchen sollte, noch einen Schritt weiter in das Weltgeheimnis hinein zu leuchten, und in deren Schein er sich wirklich auf lange Zeit hinaus in ein neues, glücklicheres Verhältnis zu dem Innersten der Welt zu setzen verstand: der Stern, der von der Ilias hinüberglimmt zum Evangelium.

Wenn je ein Buch zeitgemäß war, so dieses des Herman Grimm über Homer im Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts. In der Stunde, wo die Menschheit mehr als je all ihre Sterne braucht.

Grimm selber krönt es die reichste Lebensarbeit. An diesem Buche erst recht kann man zusammenfassen, was er gewesen ist.

Jede Zeit hat ihren Kreis von Männern, deren Leben eine einzige Chat gleichsam ist zum Besten des Guten und Fortschreitenden, eine fortgesetzte, schließlich zur Einheit verschmelzende Hingabe an jene stille Lichtarbeit, die sich in langen Jahrhunderten durch das tiefe Dunkel dieser Erde wühlt. Es fällt schwer, hier Unterschiede zu finden, die einen bestimmten Rang bedingen könnten.

Der äußere Erfolg darf uns nicht täuschen und ebensowenig die scheinbare Menge des Geleisteten.

Die gewaltigste Flamme des Augenblickes, deren Schein eine ganze Zeit rötet, kann jäh ausbrennen, fast ohne eine Spur zu lassen; das winzige Fünkchen aber, das irgend ein

einsamer Geist in einem Winkel zum Glühen bringt, kann unberechenbare Feuer der Zukunft auslösen.

Grimm hat nicht zu denen gehört, die Zeit ihres Lebens im Winkel in irgend eine intime Einzelforschung vergraben gewesen sind. Er hat immer im offenen Felde gestanden, jede Zeile, die er geschrieben, hat mit heller Flamme gebrannt. Aber das haben auch andere neben ihm. Sein Leben ist in eine Zeit gefallen, die den Gelehrten ganz anders als früher herausrüttelte in die grelle Wirklichkeit, in den offenen Tag. Nur der ganze echte, lautere Geist bleibt lauter und groß auch in solcher unruhigen Stunde. Aber das sind auch andere neben ihm geblieben. Was hebt ihn nun doch noch besonders hervor aus der Reihe starker, führender und zugleich reiner Gestalten, die durch die letzte Hälfte des stürmischen neunzehnten Jahrhunderts geschritten sind?

Es scheint mir zu viel, wenn man sagen wollte: er ist gegen den Strom geschwommen. Aber es liegt doch etwas in seiner Lebensarbeit, das mitklingt, wenn man es sagt.

Die Generation, aus der Grimm kam, hatte vieles nicht, was wir heute haben. Aber sie war, soweit Gebildete in ihr vorhanden waren, in ihrer Bildung stärker geschult auf das Ästhetische. Je tiefer ins Jahrhundert, desto mehr zieht sich das zurück. Die Politik in einer ganz neuen, früher unbekannten Form fordert einen weiten Raum. Die Naturforschung wird zum erstenmal eine geistige Weltmacht, und das nicht bloß in der reinen Technik, sondern auch in den folgenschwersten Wechselbeziehungen zum ganzen Umfang des Denkens, zur Philosophie. In der Geschichte bricht sich die strengste, nüchternste wissenschaftliche Kritik und Methode auf der einen Seite Bahn, auf der anderen Seite drängen sich in sie aktuelle Motive eben jenes politischen Lebens. Selbst die Litteraturforschung, die Kunstgeschichte, die Gebiete, die im engsten in die Ästhetik übergreifen, geraten

streckenweise ganz in die Hand einer „Wissenschaft“, die ihrem logischen Ausgangspunkte nach selber nicht ästhetisch gestimmt sein kann: bisweilen sieht es aus, als solle das ganze Gebiet von hier aus erobert werden und sei im Geiste bereits verteilte Provinz. In der Masse der Gebildeten fließt das alles zusammen zu einer veränderten Grundfärbung, in der von dem älteren ästhetischen Glanz vielfach nur noch schwache Lichtteilchen fortglimmen.

Grimm selbst hat diesen Gegensatz wiederholt in seinen Wirkungen geschildert — was er uns aber nicht selber erzählen konnte, war seine eigene Rolle inmitten dieser Stimmung seiner Zeit.

Hier reden seine Thaten.

Nicht einen Moment hat er selbst sich in seiner ästhetischen Weltbetrachtung irre machen lassen.

Kein Gedanke, daß sie wirklich widerlegt oder nur im leisesten angetastet sein könnte durch eine Realpolitik, die er wenigstens nach einer bestimmten Seite mit Begeisterung begrüßte, durch eine nüchterne Forschung auf den verschiedensten Gebieten, die er in allem Thatsächlichen, wenn auch nicht in allen Konsequenzen, die man mehr oder minder überstürzt zog, anerkannte. Der ganze scheinbare Niedergang des Ästhetischen in einer sonst so gewaltigen, überall aufrüttelnden Zeit konnte nur eine vorübergehende Schwäche sein. Dem Besonnenen galt es, gerade erst recht bei den alten Feldzeichen auszuharren. Mochte die Sturzflut kommen. Und sie kam, höher wahrscheinlich doch, als Grimm sich anfangs vorgestellt hatte.

In späteren Zeiten wird man eine ungeteilte Bewunderung haben für die Bravour, mit der er ungefähr vierzig Jahre auf seinem Prinzip unausgesetzt fechtend ausgedauert hat. Dabei galt es zum Teil Kampf geradezu im eigenen Hause.

Von dem Buche über Michelangelo an bis auf das Buch über Homer hat Grimm die deutsche Kunstgeschichte und Litteraturgeschichte, sagen wir geradeaus die deutsche Ästhetik, an ihrem eigenen Tisch verteidigen müssen gegen den Ansturm solcher, die sich bei ihr als Hausherrn fühlten, obwohl sie im Zuge der Zeit dem eigentlich Ästhetischen und vor allem einer großen ästhetischen Weltanschauung fast ganz entfremdet waren.

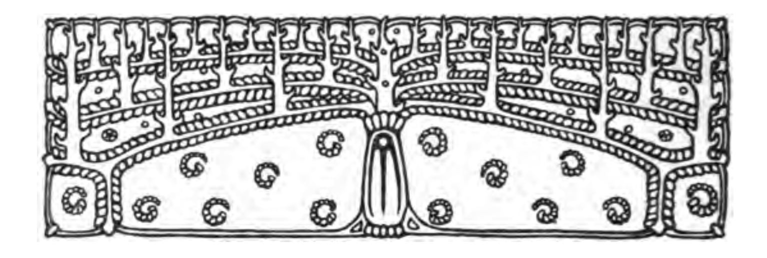
Kein Mensch kann heute ermessen, was die enorme Masse exakter Wissenschaft, die sich in den letzten vierzig Jahren überall bei uns aufgehäuft hat, für alle Gebiete des Denkens an Gewinn bringen wird; jedenfalls ist es beinahe unfaßbar viel, ein wahres Königserbe, wie es kein Jahrhundert noch ins nächste weiter gegeben hat. Aber Hand aufs Herz: wir wollen uns in diesen gleichen vierzig Jahren das unerschrocken heldenhafte Ausharren Grimms bei dem ästhetischen Wahrzeichen, das uns in dem Meer der Dinge doch wahrhaftig not genug thut, fortdenken — ich weiß nicht, wie viel Schwere von der anderen Seite nachgeworfen werden müßte, um diesen einen Mann zu ersetzen, der uns so oft in den Wirren künstlerischer Kämpfe, ästhetischer Probleme, mit denen unsere ganze Kultur zusammenhing, nicht einen einzelnen Kopf, sondern eine ganze Generation, sei es nun eine ältere, in diesem Punkte bessere, oder eine zukünftige, darzustellen schien.

Eine zukünftige ist wohl das richtigere Wort. Denn Grimm ist zeit seines Wirkens alles eher gewesen als eine jener Naturen, die in ihren Tagen die Vergangenheit als Idealbild suchen. Er verlangte nicht, daß die Zeit zurückliefe. Er fühlte nur, daß durch die Strudel dieser Zeit etwas hindurchzusteuern sei, für das zeitweilig die Augen schwächer waren, das aber gerade diese Generation, die es jetzt nicht sehen konnte, am Schlusse einer gewissen Spanne Erdenwallfahrt nötiger hätte als irgend eine.

Mir scheint das Wort „Ästhetische Kultur" ein Leitwort für das zwanzigste Jahrhundert. Es ist größer als „Ethische Kultur", weil es den Menschen weiter umfaßt, in seine aktiven Fähigkeiten noch mehr hinein.

Für meine eigenen Bemerkungen hier, die in der Stimmung gerade der Jahrhundertwende stehen, ist es jedenfalls das zentrale Wort. Dabei durfte Herman Grimm auf keinen Fall fehlen.

(Zusatz 1904) Herman Grimm ist am 16. Juni 1901 gestorben. Der letzte Brief, den ich von ihm erhielt, ist vom 28. Mai 1901, er betrifft dieses Buch und diesen Aufsatz. Er wunderte sich, daß sein Werk Andern so als Einheit erscheine, — ihm sei es „Nagelfluh", ein Konglomerat aus Fragmenten. Er mag noch größere Formen für alles in sich getragen haben. Es mag ihn auch geschmerzt haben, daß der Dichter so latent in ihm geblieben; gegen Dichterarbeit erscheint alle wissenschaftliche als eine Art Fragment. Aber einheitlicher im Sinn konnte niemand sein als er. Alles, was er veröffentlicht, hängt und hält zusammen wie ein fortgehendes Werk. Selbst seine Privatbriefe lasen sich wie Blätter daraus. Noch war in seinen letzten Schriften keine leiseste Spur von Alterserscheinungen. Er wurde eher frischer darin. Er wollte noch ein Buch schreiben, das stofflich vielleicht sein größtes geworden wäre: eine ästhetische Analyse der Evangelien unter ähnlichem Gesichtspunkt wie bei seinem „Homer". Der Tod hat diesen Plan gehemmt. In jenem letzten Briefe erwähnte er auch seine Beziehungen zu Fechner, den er persönlich gekannt hatte. Er sandte mir zwei alte Photographien Fechners und seiner Frau, die er unter seinen Papieren gefunden und die ich als treues Andenken bewahre an die schlicht menschliche Liebenswürdigkeit ihres Gebers; sein starker Sinn für großen Stil hemmte ihn bisweilen etwas in der Freiheit, sich so zu zeigen; aber es ist ihm wohl keiner wirklich näher getreten, ohne zu empfinden, was doch nach dem innersten Naturell darunter lag.



März-Träumerei

Bangverweinte Jahre haben
Diesen schlechten Thon verklärt
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.
Novalis

ACHTZEHNTER März, — weit draußen in der einsamen Kiefernheide.

Ein wunderbarer Tag. In der sonnig hellen Landschaft die hundert Abstufungen von Braun, die für den märkischen Heidefrühling so charakteristisch sind. Kerniges Rotbraun die Stämme; mehr gelbbraun das trockene, vorjährige Farnkraut; mit einem wunderbaren Stich ins Violette, der ganz Frühling ist, das blattlose und doch schon vom Leben geheim berührte Geäst der jungen Birken. Dazu blauer Himmel und unter weißen Sandabstürzen ein Stück blauen Sees. Die ersten feuergelben Citronenfalter, von Zeit zu Zeit das gellende Liebeslachen eines Spechts.

In dieser Frühlingseinsamkeit ist Berlin nichts als eine Art Gestirn am Westhimmel. Tags ein rauchiger Fleck, der im Milchweiß des Horizontes an der Waldgrenze schwimmt. Nachts ein fahler Schein wie ersticktes Licht, manchmal losgelöst von der schwarzen Waldsilhouette und frei schwebend, aber immer ein banges, unruhiges Zeichen, das nicht vom

Himmel selber kommt, sondern in eine brodelnde Tiefe weist. Eine Rauchsäule und eine Feuersäule. Aber kein Gott wandelt darin einem verirrten Volke voran ....

Meine Gedanken irren hinüber, hinein in die Großstadt unter dem Horizont. Und weil der Zeiger der Welt auf dem 18. März steht, suchen sie den Osten Berlins, den Friedrichshain.

Frühling im Friedrichshain! Wenn man lange wieder auf dem Lande lebt, so gewinnen die altvertrauten Bilder der Großstadt allmählich etwas Gespenstisches. Man sieht die furchtbaren Fratzen, die sie schneiden. Glücklichere Jahrhunderte, die mit dem ganzen Begriff wieder aufgeräumt haben, werden das allgemein empfinden. Mir ist das Wort Frühling im Friedrichshain eine Fratze der grausigsten Art, eine Lüge in dem schauerlich grandiosen Stil, wie ihn eben nur die moderne Großstadt hervorbringen konnte.

Wie mir das Bild jetzt aufsteigt, sehe ich auch dort an all den Büschen die braunen Knospen schwellen, — wenig später und alles ist ein lichtgrünes Märchen von jungem Laub. Dann kommt die Fliederzeit: ein Meer, ein wogendes, sich drängendes Meer dehnt sich von violetter Blütenpracht. Und Tag und Nacht webt über dem ganzen Stadtviertel ein Rausch von Fliederduft.

Inmitten dieses Paradieses steht ein Krankenhaus, zu dem geschlossene Wagen mit Sterbenden fahren und aus dem Särge hinausgetragen werden.

Um die Mittagsstunde jedes Wochentages, wenn die Sonne mit feurigster Glut in die Fliederdolden leuchtet und aus der weichen Blütenhaut wie im violetten Krystall von tausend Amethysten strahlt, — dann ergießt sich schleppenden Schrittes durch die Parkwege ein Heer matter, bleicher, farblos gekleideter Arbeiter, Männer und Frauen, Alter und Jugend, ausgespieen von den Fabrikhöllen ringsumher, ein Gespensterzug von unsäglicher Traurigkeit.

Zwischen Mitternacht und Morgen, wenn die eigentliche Duftstunde des Flieders gekommen ist, wenn auf ein paar Stunden der süße Blumenatem völlig Herr zu werden scheint über den Qualm der Schornsteine, die Miasmen der Großstadt, — dann fahndet die Polizei im Finstern der Laubgänge nach Verbrechern und Prostituierten ....

Das ist ein Frühling der Großstadt.

Und doch hat auch die Großstadt ihren Frühling, der keine Fratze ist. Um ihn zu finden, muß man sich hinwegwenden von der Armut des Augenblicks mit seinen trostlosen Kontrasten. Von dem Fliederfrühling, der ewig als der gleiche wiederkehrt, aber auch ewig gleich machtlos ist gegenüber dem grauen Menschenwinter, der keine Jahreszeiten anerkennt in seinem ermattenden Einerlei von Not, Druck und Untergang, muß der Blick sich wenden zu dem Frühling der Ideen, der sich scheinbar unmerklich und unbekümmert um den Gang der Jahre vorwärts schiebt, der Jahrhunderte braucht, um nur eine braune Knospe weiter anzusetzen.

Zu den Kontrasten des Friedrichshains gehört wie von selbst, daß er auch Gräber umschließt. Warum sollte dieser Flieder, der so viele Existenzen welken sieht, nicht auch mit seinen Wurzelfasern sich einwühlen in die zermürbten Knochen verbrauchten, verschleuderten, zermalmten Menschenmaterials?

Der wohlfeile Lebensphilosoph würde sagen: so ist der Kreislauf erfüllt, der Kreislauf der Notwendigkeit, der heiligen Weltordnung, die aus dem Staub der Hekatomben, die sich nie in reiner Lebenssonne an ihm freuen durften, den Flieder selber wieder schafft. Aber aus den Gräbern des Friedrichshains ist in Wahrheit nicht bloß Flieder gewachsen, es sind Ideen daraus gewachsen.

Seltsam: kein Fleck des ganzen Haines ist äußerlich so wenig für den Frühling gemacht, wie dieser kleine Friedhof der Märzgefallenen. Der schwere Epheuteppich, der, mehr eine Last als ein Schmuck, auf dem ganzen liegt, ist Sommer

und Winter, wenn nicht gerade Schnee ihn verhüllt, derselbe, schwermütig, düster, mit einer förmlich aufdringlichen Mahnung, als sei hier alles abgethan und habe die Nachwelt nichts mehr zu suchen. Und was soll der Frühling ändern an den grauen Steinen! Sein Regen, unter dem die Knospen im Hain aufbrechen, schwemmt vielleicht ein letztes Stückchen Schrift weg, von dieser Schrift, die oft nur noch wie eine schwache Arabeske, deren Schnörkel kein Wort mehr geben, in der verwitterten Fläche hängt. Es giebt Kirchhöfe, die über Jahrhunderte schauen und die doch nicht so ganz starr, so ganz Ruine, so ganz Grab geworden sind, wie dieser es äußerlich heute schon, nach weniger als fünfzig Jahren ist. In einsamer Stunde ist es, als wolle er unter den Füßen des Wanderers zusammenbrechen, ihn einsaugen wie den alten Baum in der Mitte, dessen Äste den Boden streifen.

Und doch schwebt gerade über diesem Friedhof die Verklärung der Idee. Wer zu ihm kommt, um sich einer gegeweihten Stätte zu nahen, der sucht weder ein frisches, noch ein altes Grab: er sucht das Lebendige.

Der gewöhnliche Kirchhofskultus unserer Zeit hat wie die meisten unserer konventionellen Gebräuche etwas Groteskes an sich. Eine freiere Nachwelt wird die Armut in den offiziellen Unsterblichkeitsvorstellungen unserer Tage nicht schärfer geißeln können, als mit Schilderung unserer Begräbnisse und Grabgebräuche. Wie immer eine befreite, geläuterte Philosophie der Zukunft das große Rätsel des Lebens und des Todes deuten mag: niemals wird sie zu dem groben Materialismus gerade des Glaubens zurückkehren, der die Unsterblichkeit der Seele und die ewige Freiheit des Geistes zu predigen sich vermißt und doch die Stätte zerfallender Knochen mit einer wunderlichen Pietät umgiebt, die erträumten Rangunterschiede und kleinen Glaubensunterschiede des Lebens bis ins Reich der Särge hinein fortsetzen möchte und von „geweihter Erde“ spricht.

Aber auch jene Zeit wird ein Gefühl dafür haben, daß die Menschheit in ihrem lautersten Kampfe, im Kampfe um die Freiheit, gelegentlich der Symbole bedurfte. Und daß, wo immer ein solches Symbol sein Recht forderte, einerlei war, was es war. Wenn es sein mußte, dann auch ein Grab ....

In der einsamen Kiefernheide gelagert, sehe ich im Geiste die Scharen der Feiernden zu den Märzgräbern herantreten. Und über dem düsteren Epheuteppich, unter dem schwarzen Geäst der blattlosen Bäume, sehe ich Kranz um Kranz sich niedersenken. Die Schleifen sind fast alle rot, flammend rot. Ein Meer solcher Flammen, solcher roten Flammen wogt über die morschen Steine mit den verwitterten Namen, preßt sich in knisternden Wellen daran, bis sie alle ganz eingehüllt sind, — bis die letzte Schrift ganz erloschen, ganz begraben ist.

Wie mein Auge in tief versunkener Schau diesem üppig roten Frühling folgt, höre ich zugleich an meinem Ohr die Stimme des Zweiflers, des Weltenzweiflers, des ewigen Seefahrers, der nie die Heimat finden kann gleich dem Holländer der Sage, weil er nicht an sie glaubt.

Mit dem Lächeln Ahasvers raunt er mir zu, daß die Weltgeschichte eine Geschichte der Mißverständnisse sei. Daß die Märzkämpfer gefallen seien auf Grund von Mißverständnissen. Daß abermals ein Mißverständnis sie zu Vorkämpfern der modernen Freiheitsideen gemacht habe. Und daß auch diese Ideen abermals erwüchsen aus dunkler, weltfremder Träumerei.

So soll alles nicht echt sein. Der neue Glaube nicht mit seinen roten, wilden, flammenden Fahnen und Palmenkränzen — und das alte Grab mit seinen grauen Steinen, seinem dunklen Epheu, seiner ganzen stillen, klagenden, verträumten Heimlichkeit nicht ....

Mich faßt diese Weisheit heute nicht mehr, so groß und weise sie auch klingt. Durch die Morgenruhe des

Frühlingswaldes tönt mir der Ruf des verzweifelnden Weibes in Schillers Tell, das sich mit seinen Kindern vor Geßlers Roß wirft: „Rolle die Augen, wie du willst, wir sind so grenzenlos unglücklich, daß wir nichts nach deinem Zorn mehr fragen" .... Auch der Notruf der Freiheit fragt nichts mehr nach dem Zweifel.

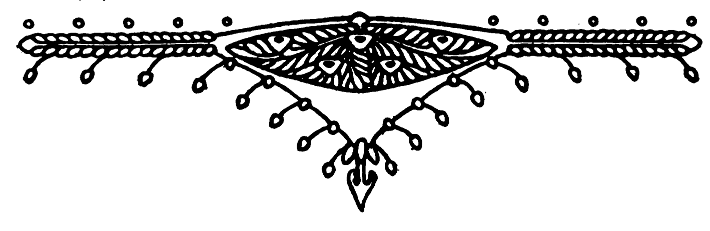
Ihm gilt es wenig, und wenn selbst alle geschichtliche Tradition auch irrt: die Not irrt nicht.

Und wenn das Sehnen nach freierer, nach reinerer Gestaltung der Dinge dieser Welt sich statt der Märzgräber unter ihrem Epheu diesen Erdhaufen hier am Rain erwählte, um ihn zum Symbol seiner Schmerzen, seiner Hoffnungen zu machen, — auch dieser Erdhaufen mit seinem einsamen Wachholderbusch wäre ebenso geweihtes Land.

So bricht die Entwickelung selbst heraus aus allen Fragen, allen Dunkelheiten der Geschichte mit der Macht des Lebendigen. Aber weil sie diese Macht hat, begreift sie in Wahrheit wohl die wirkliche Weltgeschichte tiefer und besser, als der grübelnde Weise, der vor seiner übernächtig dämmernden Lampe die Morgenröte des erwachenden Tages nicht sieht.

Von den Haselkätzchen über mir weht der goldene Blütenstaub. Ein Falter wiegt sich wie trunken von der jungen Sonne im Blau. Fern jetzt ein leises Brausen: ein Bahnzug jagt durch die Kiefernheide, der Großstadt zu, die Glöckchen am Bahndamm läuten hell und lustig in den Frühling hinein.

Und es wird doch kommen, das große Glück, trotz aller Zweifel, trotz alledem ....





Kunst und Natur

Und immer wieder ringt sich
Ein Tag aus jeder Nacht, —
Du, Seele, bist aus jedem
Tod noch aufgewacht.
Julius Hart

ICH bin heute, wie alltäglich, am Müggelsee hingegangen.

Unerschöpflicher Reichtum an intimen Wirkungen in dieser märkischen Landschaft! Der See ist zugefroren. Noch ohne Schnee. Eine ungeheuere, blaßgraue Krystallfläche, auf der die Sonne an einer Stelle mit einem so stechend weißen Reflex liegt, als bade dort eine Eisnixe, deren Anblick blind macht.

Aber über das ganze Blau dieser Fläche, in kurzen Abständen verteilt, kleine Flöckchen, weiße Federchen mit einem Krystallschaft in der Mitte und zierlichsten Bärten jederseits. Jedes Federchen steht aufrecht und so lose, daß der Wind es bewegt, kleine, zitternde Eisblumen der riesigen Glasscheibe des Sees. Und indem nun bald dieses, bald jenes Federchen sich spiegelnd zur Sonne einstellt, entsteht hier, dort ein besonderer Reflex, scharf wie der Blitz eines elektrischen Wagens. Über den gesamten Seespiegel flammt es so in Abständen hin.

Ich schreite vor: und die Blitzstellen wechseln, weil jetzt andere Blättchen der Eisvegetation reflektieren. Doch auch beim Stehenbleiben bewegen sie sich geheimnisvoll, flackern, verlöschen, glühen wieder auf. Denn der leiseste Luftzug schaukelt sie, drückt sie herauf, herab, ändert ihre Reflexstellung. Ein unerschöpflich köstliches Schauspiel. Das Flackern und die regelmäßigen Abstände erzeugen die Illusion eines Weihnachtsbaumes, wie man ihn von der Stadtbahn etwa hinter fernen, halbvereisten Fensterscheiben aufflimmern sieht. Kerzen eines Nixenbaumes hinter dieser Scheibe von der Breite einer halben Meile.

Ein langer, singender Laut läuft jetzt auch noch unter der Eisfläche hin, kommt wie das Heulen eines elektrischen Straßenwagens nahe zum Ufer herauf, — eine der seltsamen Stimmen des Eises, das sich dehnt, sich harmonisch einstellt unter zunehmender Kälte. Im Bilde des Weihnachtsbaumes wirkt es wie die letzte verlorene Schallwelle eines Jubels, einer Festglocke, — auch etwa so, wie man sie ergreift bei eiliger Vorbeifahrt mit der Bahn.

Und diese ganze Herrlichkeit spielt die Natur hier draußen sich ganz allein vor. Ich bin der einzige Besucher weithin. Und ich könnte auch noch fehlen. Wenn das hier die Eisfläche des nördlichen inneren Grönland wäre oder die Eisöde jenseits des Nordpunktes des Herzogs der Abruzzen, die noch nie ein Mensch auf diesem Planeten betreten hat, — dasselbe schöne Spiel.

Unwillkürlich denke ich bei diesen zierlich gefiederten Reifkrystallen an die bunten Märchenwälder nie gesehener Krystalle, die im Schoße dieser dicken Erde noch blühen mögen. Er ist schwerer im Innern als an der bekannten Kruste, dieser alte Planet. Welche Metallwunder mögen da liegen. Vielleicht ein gediegener Metallkern von urweltlicher Lauterkeit. Alles, was wir hier an der ganzen Oberfläche sehen, ist wahrscheinlich bloß die gleichsam ruppige, vom

Sauerstoff angegriffene, verdorbene, ruinenhaft zerbröckelte Epidermis dieses jungfräulichen Metallplaneten. Und in dieser Oberfläche alles, was wir „schön" nennen! Das ganze organische Leben eine Art Schimmelhäutchen.

Doch was sage ich: — Schimmel. Schimmelpilze unter dem Mikroskop? Der köstlichste Tropenwald kommt nicht gegen diese verwegene Naturschönheit auf. Ja, das Mikroskop. Ich denke daran, wie es die Herrlichkeit der Dinge ins schier Unendliche uns in den letzten hundert Jahren erweitert hat.

Als diese neuen Seheraugen der Menschheit erfunden wurden: Mikroskop und Fernrohr, da schien zwar zuerst die Schönheit der Natur für immer entwurzelt. Schön ist nur der große Schein, hieß es. Schön ist die Eiche. Wenn du sie in Blätter zerpflückst, wird schon ein langweiliges Herbarium daraus. Und wer das Blatt auch noch zerfetzt, der wandelt es zu einem Häufchen Kehricht, zu Staub. Helios der Lichtgott im Rohre des Astronomen wird eine langweilige Planetenlampe, die sogar Rußflecken hat. Der liebe Mond der Dichter und Verliebten eine alte, ausgebrannte Schlacke mit hohlen Ruinenfenstern statt eines Antlitzes.

Wie hat das Jahrhundert, das wir jetzt begraben, aufgeräumt mit diesen schiefen Gespenstereien!

Ein Schönheitsschauer, ein ästhetischer Epikureer des Weltalls ist der Naturforscher gerade erst recht geworden durch seine Instrumente Fernrohr und Mikroskop.

Im Märchen von der Höhle Xa Xa kommt ein Zaubergarten vor, wo die Bäume rote, blaue, gelbe Edelsteine statt der Blätter tragen. Die Sternenwelt, mit dem Teleskop erschlossen, ist ein solcher Wunderbaum. Da schweben Systeme von Doppelsternen, ferne Sonnen, die um einen gemeinsamen Schwerpunkt kreisen, und von denen jede eine andere Farbe hat. Oft sind es Ergänzungsfarben, die schön zu einander passen: karminrot und smaragdgrün, dottergelb und veilchen-

blau, orange und violett. Die Riesensysteme erschöpfen sich nicht mit zwei socher bunten Sonnen, drei und vier erscheinen verkettet. Man träumt sich in die Planetensysteme von Sonnen-Zwillingen und -Drillingen hinein. Farbige Tage müssen sich darauf ablösen. Heute ein blutroter, wie dauerndes Abendrot; morgen ein grüner, wie die Wassertiefe eines Schweizersees; übermorgen ein Tag der blauen Grotte zu Capri, wo die Menschenleiber wie Silberfische im Blau schwimmen.

Der Astronom in der Stille seiner Arbeitszelle, dem Himmel nur verbunden durch sein Rohr und seinen Spektralapparat, schaut die Springbrunnen der Sonne, in denen Garben rotglühenden Wasserstoffs zwanzigtausend Meilen hoch in die Sonnenatmosphäre hinaufspritzen. Vom Mars lüftet sich ihm im günstigsten Moment der Schleier: weiße Polarflecken heben sich mit der Schöne des Kontrastes vom rötlichen Land und grünlichen Wasser, in mathematisch schönen Zügen durchqueren die berühmten „Kanäle" die Feste, — wie feinste bunte Filigranarbeit deutet sich das noch geheimere Detail dieser rätselhaften Inseln und Erdteile gelegentlich eben an.

Und in den äußersten Fernen noch, wo auch das Fernrohr uns endlich verläßt, am Rain des „Kosmos", der uns beschieden ist, — noch dort entläßt uns dieser Kosmos mit rhythmischen Gestalten: zum Kunstornament einer Spirale, eines zierlichen Ringes gliedert sich der Nebelfleck. Vielleicht ist er das perspektivisch zusammengedrängte Bild einer ganzen Sternenwelt, wie die, in der unsere Sonne sich mit den anderen Fixsternen in Abständen von Billionen von Meilen zusammenhält. Auch solche Gesamtwelt aber hat schon ihre Kunstform, schwebt als ungeheuere Arabeske im All, wie ein einzelnes Reiffederchen hier auf dem Eisspiegel des Müggelsees schwebt. Die Welt-Arabeske blitzt — und nach Äonen fällt ihre Lichtgestalt in das Auge, das Hirn eines denkenden

Sauerstoff angegriffene, verdorbene, ruinenhaft zerbröckelte Epidermis dieses jungfräulichen Metallplaneten. Und in dieser Oberfläche alles, was wir „schön“ nennen! Das ganze organische Leben eine Art Schimmelhäutchen.

Doch was sage ich: — Schimmel. Schimmelpilze unter dem Mikroskop? Der köstlichste Tropenwald kommt nicht gegen diese verwegene Naturschönheit auf. Ja, das Mikroskop. Ich denke daran, wie es die Herrlichkeit der Dinge ins schier Unendliche uns in den letzten hundert Jahren erweitert hat.

Als diese neuen Seheraugen der Menschheit erfunden wurden: Mikroskop und Fernrohr, da schien zwar zuerst die Schönheit der Natur für immer entwurzelt. Schön ist nur der große Schein, hieß es. Schön ist die Eiche. Wenn du si in Blätter zerpflückst, wird schon ein langweiliges Herbarium daraus. Und wer das Blatt auch noch zerfetzt, der wandel es zu einem Häufchen Kehricht, zu Staub. Helios der Lich gott im Rohre des Astronomen wird eine langweilige Planete lampe, die sogar Rußflecken hat. Der liebe Mond der Dicht und Verliebten eine alte, ausgebrannte Schlacke mit hohl Ruinenfenstern statt eines Antlitzes.

Wie hat das Jahrhundert, das wir jetzt begraben, a geräumt mit diesen schiefen Gespenstereien!

Ein Schönheitsschauer, ein ästhetischer Epikureer d Weltalls ist der Naturforscher gerade erst recht gewor durch seine Instrumente Fernrohr und Mikroskop.

Im Märchen von der Höhle Xa Xa kommt ein Zaub garten vor, wo die Bäume rote, blaue, gelbe Edelste statt der Blätter tragen. Die Sternenwelt, mit dem Teles erschlossen, ist ein solcher Wunderbaum. Da schweben Syst von Doppelsternen, ferne Sonnen, die um einen gemeinsa Schwerpunkt kreisen, und von denen jede eine andere Fa hat. Oft sind es Ergänzungsfarben, die schön zu eina passen: karminrot und smaragdgrün, dottergelb und veil

[illegible] nicht [illegible] verleiten. [illegible] Sonnen-[illegible] müssen [illegible] dauerndes [illegible] eines [illegible] zu Capri, [illegible] schwimmen.

Der [illegible] Himmel [illegible] apparat, [illegible] In denen Garben rotglühender [illegible] tausend Meilen hoch in die [illegible]. Vom Mars lüftet sich ihm im günstigsten Moment der Schleier [illegible] Polarflecken heben sich mit der Schöne des Kontrastes [illegible] rötlichen Land und grünlichen Wasser, in [illegible] schönen Zügen durchqueren die berühmten „Kanäle“ [illegible], — wie feinste bunte Filigranarbeit deutet sich [illegible] geheimere Detail dieser rätselhaften Welten [illegible] begrifflich eben an.

Und in den äußersten Fernen noch [illegible] uns endlich verläßt, am Rande des [illegible] ist, — noch dort [illegible] Gebilde: [illegible]

Wesens auf irgend einem Planeten, wie hier das Blitzen des Krystallfederchens in mein Auge dringt, — und die Gestalt wird als schön, als Kunstornament empfunden im Sinne dessen, was dieses kleine Wesen in seinem eigenen liliputanischen Schaffen „schön“ nennt.

Umgekehrt das Mikroskop. Aus Tiefen des irdischen Ozeans, tief, daß der Gaurisankar darin versinken könnte, kommt ein Pröbchen Schlamm zu Tage. Es umschließt auf dem Raum einer Prise Schnupftabak tausende künstlerisch so herrlicher Gebilde, daß ein kunstfroher moderner Naturforscher ans Werk gegangen ist, einen neuen Ornamentenschatz für praktische kunstgewerbliche Zwecke daraus zusammenzustellen. Jedes dieser Gebilde ist das mikroskopisch kleine Kieselschälchen eines Urtiers vom Geschlecht der Radiolarien, — eines jener Wesen, die, ein organloses Schleimklümpchen, an der tiefsten Schwelle aller Lebensentwickelung stehen. Viertausend mindestens solcher Radiolarien-Arten bauen jede ihr besonderes Gehäuse, jede nach eigenem rhythmischen Grundriß, jedes Gehäuse aber köstlich wie die vollkommenste mikroskopische Filigranarbeit eines Kunstschmiedes.

Mit solchen, nur aus einer Zelle bestehenden Geschöpfen, denken wir uns, hat das Leben auf der Erde in Urtagen angefangen. Und abermals hat es mit dem angefangen, was da draußen im All als letztes Bild bleibt eines unendlich fernen ganzen Weltsystems: mit künstlerisch schönen Ornamenten!

Es war das Leben, das den Paradiesvogel in den Farbenrausch seines Kleides warf, — das Leben, das die Orchidee geschaffen hat, den Schmetterlingsflügel, die Seelilie, Wunder an Wunder über die ganze belebte Erde hin, Äonen zurück — immer so.

Auf meinem Schreibtisch daheim steht eine metallene Nachbildung einer kleinen ausgestorbenen Panzereidechse als Briefbeschwerer. Dieser kleine Aëtosaurus hat vor Millionen

von Jahren, in der sogenannten Triaszeit, bei Stuttgart gelebt und ist bei irgend einer passenden Gelegenheit in einer Bande von 24 Stück im Schlamm, der heute Sandstein geworden ist, versunken und auf diesem verwickelten Wege bis ins heutige Stuttgarter Museum gelangt, wo man den betreffenden ehrwürdigen Schlammbrocken samt den 24 Aëtosauruslein konserviert. Nun, auf diesem handlangen Reptil trägt jede einzelne Panzerplatte das Ornament einer kleinen, strahlenden Sonne von solcher wunderbaren Eleganz der ästhetischen Durchbildung, daß jeder Laie den Briefbeschwerer deswegen für eine famose Kunstleistung hält, obwohl er nichts giebt als den reinen Abguß der Originalplatten von anno so und soviel Millionen vor Geburt des ersten Menschen.

Und heute noch fort und fort! Auf demselben Schreibtisch steht die wirkliche harte Panzerschale eines heute noch lebenden Gürteltiers aus Südamerika. Die Haut dieser Tiere ist bekanntlich fast über den ganzen Leib verknöchert wie bei einem Krebs. Aber in dieser Verknöcherung ist sie zugleich zu einem vollendeten Kunstwerke geworden. Über den Rücken ziehen sich braungelbe Panzerringe, und jeder dieser Ringe zeigt ein fortlaufendes Ornament, als solle in plattem Leder eine äußerst feine Klöppelei nachgeahmt oder eine Reihe von Franzenbändern markiert werden, ohne daß doch wirklich Klöppelfalten oder lose Franzen da sind. An diese Gürtelringe schließt sich hinten und vorne eine Art einheitlichen Sattels, den umgekehrt wieder eine ganz andere Musterung bedeckt: die Hornimitation eines überaus feinen Netzes mit perspektivisch verschobenen runden Maschen. Noch wieder ein neu variiertes Kunstmuster bedeckt den Kopf, ein anderes den Schwanz. Wie mancher hat bei mir diese Schale als Meisterstück liebevoller Kunsttechnik bewundert und hat es mit höchstem Befremden erst hingenommen, daß dieser lustige kleine Gürtler bei lebendigem Leibe diese gediegene Meisterkunst mit sich führen und in diesem ästhetischen

Festrock friedlich seine nächtlichen Raubzüge in Ameishaufen unternehmen soll, — und daß alljährlich so und soviel junge Gürteltiere immer wieder mit diesem ornamentalen Panzer auf die Welt kommen sollen, als verstände sich die Schönheit einfach so von selbst.

„Die Kunst, o Mensch, hast du allein." Das Wort ist nachgerade hundertundzwölf Jahre alt, und ich meine, es ist nachgerade Anlaß, es etwas nach der Rumpelkammer hin zu schieben.

Ich habe sehr große Lust, mir unser zwanzigstes Jahrhundert im Zeichen genau seines Gegenteils vorzustellen.

Wobei ich mir indessen nicht verhehle, daß die klare Vorstellung dieses Gegenteils selber noch ganz und gar keine Kleinigkeit ist. Immerhin: eine Brücke sehe ich, wenn ich meinen Gürteltierpanzer so in stiller Stunde manchmal in der Hand wiege.

Seit Schillers Tagen haben wir über diesen Menschen, der die Kunst „allein" haben soll, in gar vielen Punkten ja so recht anders denken gelernt. Die Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts hat uns gezeigt, was für enge Bande ihn mit dem ganzen Kosmos, mit der ganzen Natur verknüpfen. Eine große, geheimnisvolle Linie der Entwickelung geht vom Menschen hinab bis zum Radiolar und vom Radiolar bis zum Nebelfleck.

So hübsch die Thatsachen nach dieser Seite sich aber nun im verflossenen Jahrhundert, dank eiserner Arbeit unbefangener Geister, zusammengefunden haben, so hapert es doch durchweg noch gar sehr an der richtigen philosophischen Durchdringung. Man darf wohl sagen: die Mehrzahl der Menschen, die diese neuen Thatsachen über Natur und Mensch bereits als solche anerkennen, ist sich doch noch keineswegs klar über die wichtigste Konsequenz daraus.

Wir alle, Hand aufs Herz, unterliegen dem Schluß: wenn der Mensch restlos in die Natur gehöre, so werde ihm

damit eigentlich etwas abgethan. Die Natur erscheint uns als etwas Rohes, eine wüste Lauge, sie erscheint als jener formlose Stoffklotz, den das alte, abstrakte Unglückswort Materie zusammenphantasiert. Und dieses Rohe triumphiert uns über das Feine, indem die „Natur“ den Menschen mit Haut und Haaren verschlingt.

Dabei wird nur leider die simple Weisheit vollkommen vergessen, daß das, was oben herauskommt, unten in der Anlage und Voraussetzung schon vorhanden sein muß. Wenn der ganze Mensch aus der Natur kommt, so hat diese Natur eben diesen ganzen Menschen längst in ihren tiefsten Tiefen besessen. Alle seine Feinheiten, seine Herrlichkeiten lagen schon in ihr in allen Äonen der Zeit. Die Natur ist es, die ins Ungeheuere für uns steigt, wenn wir die Erschaffung des Menschen restlos in sie hinein verlegen. Nicht in ein Rohes, Minderwertiges wird der Mensch zurückverschlungen bei dieser echten Betrachtungsweise, sondern er ordnet sich einer höheren Einheit ein, die außer all dem sonst „Natur“ Genannten nunmehr auch noch alles Menschliche als Möglichkeit in ihrem Schoße umschloß von Urtagen an.

Dieser Gedanke, bei dem also nicht der Mensch zur Materie sinkt, sondern die Materie (falls dieses Wort überhaupt noch gelten soll) umgekehrt zu einem Ding steigt, das selbst alle höchste menschliche Herrlichkeit in sich schließt schon seiner Grundanlage nach, — dieser Gedanke, von dem ich einen neuen Gedankenfrühling für das zwanzigste Jahrhundert und die wahre Auferstehung der Entwickelungsidee in diesem Jahrhundert erwarte: — er hat nun auch größte Bedeutung für die Frage nach der Kunst in der Natur.

Überall reißt er ja nach unten Thore auf. Wenn das Lebendige im Sinne der Entwickelungslehre scheinbar aus dem „Toten“, dem Anorganischen kommt, so sagt er: die Bedingungen des Lebens stecken eben schon in diesem Anorganischen, es giebt im höheren Sinne überhaupt kein

„Totes“, — Seele, Selbstempfinden gehen in die Ureigenschaften der Materie ein, die ganze Welt beseelt sich bis ins Atom hinab; denn aus nichts wird nichts, und was oben kommt, muß unten eingegangen sein; nicht ein seelenloser Klumpen Materie ist die untere Natur, sondern ein Seelensaatkorn.

Und das trifft nun ebenso auf die höchsten Eigenschaften unseres menschlichen Lebens, es trifft auf das ganze Bündel Dinge, die das Wörtlein Kunst zusammenfaßt.

Wenn wir sehen, daß im Menschengeiste Freude am Ästhetischen, an künstlerischen Harmonien hervorbricht mit elementarer Gewalt, so dürfen wir ohne Skrupel annehmen, daß uns hier ein Grundstreben, ein Grundgefühl aller Natur begegne, ein ästhetisches Naturgesetz gleichsam, das ebenso folgerichtig zur ästhetischen Harmonie treibt, wie das Gesetz der Schwere einen Stein fallen läßt; wer weiß, ob nicht dieser Fall des Steines sogar mit seinem Gesetz nur in jenem größeren Harmoniegesetz als eine Unterordnung hängt; doch einerlei.

Wir sehen nun in der Natur allenthalben nicht bloß ein Aufsprießen von Menschen, sondern einen Schöpferdrang, einen Zeugungsdrang in unzählige andere Gebilde hinein. Warum soll da jene Anlage nicht ebenfalls sich bethätigen?

So gebiert das, was in unserem reflektierenden Bewußtsein Ästhetik genannt wird, im tiefen Schacht des Planeten köstliche Krystallformen, es baut die Eisblumen hier auf dem See, es malt dem Schmetterling seinen bunten Flügel und zimmert aus der kleinen Individualität des Radiolars heraus das wundervolle Filigranschälchen, wie aus der des Gürteltieres die elegante Zeichnung seiner Ringe und Sättel.

Nun sagt man freilich: wir Menschen freuen uns nicht bloß am Schönen, wo wir es finden, sondern wir schaffen es auch selbst, wir malen, dichten, komponieren. Und das, sagt man wohl, ist erst recht eigentlich die Kunst.

Hier stoßen wir aber bloß auf etwas, was auch sonst eben gerade der bestimmten Naturstufe, die wir „Mensch“ nennen, entspricht. Dem Gürteltier wächst sein Panzer unmittelbar von Geburt her auf den Leib. Der Mensch baut sich, wenn er sie braucht, künstliche Panzer. Der Mensch ist allenthalben übergegangen vom Organ, das angewachsen ist, zum frei hergestellten Werkzeug. Eine neue Methode des Selbstzeugens, Selbstschaffens künstlicher Organe hat bei ihm angefangen, — ein großer Ruck in der Entwickelung. Genau so ist es aber mit seiner Kunst.

Das Naturgesetz des Ästhetischen läuft bei ihm ebenfalls über das eigene äußerliche Schaffen; statt daß es ihm in bunten Schmetterlingsflügeln im Mutterleibe schon aus dem Leib wächst, zwingt es ihm Pinsel, Meißel und Feder in die Hand und läßt ihn wie Werkzeuge jetzt Raffaelische Madonnen, den Moses des Michelangelo und Verse Goethes schaffen.

Aber nur der Weg ist anders. Die Kraft ist dieselbe. Die alte Kunstkraft der Natur waltet in ihm. „Es dichtet in mir“, haben so oft gerade die größten Meister bekannt. „Es“, — und doch nichts Fremdes. Das war die Natur in uns, die uralte Meisterin, die im Krystall ist, wie sie in Raffaels Madonna ist . . . .

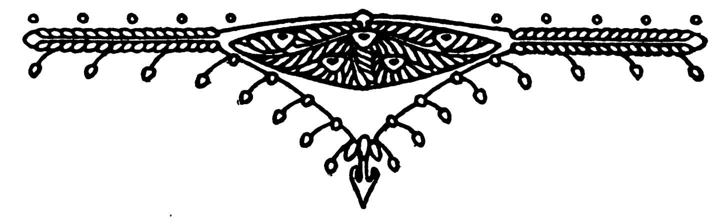
Die Sonne hat sich gesenkt über meinem See. Wunderbare neue Farben glühen mir vom Eise entgegen, als wollten sie mein Sinnen bestätigen. Vorne ein seidig zartes Grün, weiterhin, wo die Eisfederchen sich perspektivisch zur einheitlichen Reiffläche zusammenschieben, ein wahrhaft magisches Rosa. Und in der Tiefe singt die Nixenstimme, — klingt und reckt sich das Eis.

In solcher Stunde finde ich den individuellen Anschluß so leicht, so frei zwischen naturwissenschaftlicher Betrachtung, Liebe zur Naturforschung — und Ästhetik, Kunst.

Ewiger Zwiespalt, unhemmbarer Widerspruch soll den

zeichnen, der diese beiden Gebiete versöhnen, der sie in sich selbst als Einheit fühlen will! Gespenster aus der Großstadt da hinten, hinter dem schwachen Rauchschleier des Horizontes. Wo sie die Natur sich nach dem Bilde der Maschine konstruiert haben, die Arbeiterblut trinkt, immer nur Blut von Lebendigen und doch nie lebendig wird wie die Schatten der Homerischen Unterwelt. Und wo sie die Kunst als eine weltferne goldrote Wolke träumen, nur fern, möglichst fern, ganz fern von dieser gräßlichen Luft voll Bluthauch und Maschinenöl, etwas, was man da drüben, draußen hinter Wäldern, Seen, Wolken, Himmeln licht vorübergleiten sieht wie ein seliges Meteor in dem Sekundenmoment, da das erbarmungslose Schwungrad der Wirklichkeit uns am höchsten geschleudert hat, eine Sekunde über die ganzen Dächer empor, aber bloß, damit wir jetzt endgültig zur Zerschmetterung niedersausen . . . . .

Ich kenne weder diese Natur mehr, noch diese Kunst, sie sind mir Gespenster alle beide, und ob diese Gespenster hadern oder sich versöhnen, ist mir über alle Maßen gleichgültig. Meine Natur ist einig mit meiner Kunst.





Die Ebner-Eschenbach

DURCH die deutsche Dichtung schreitet seit alten Tagen eine Gestalt der Sehnsucht: — die ganz starke Frau.

Nicht das Mannweib mit einem falschen Schein roher Kraft. Sondern die Frau, die, ob im Großen oder im Kleinen, immer die Lage beherrscht, in die sie gestellt wird. Die jene wahre Gotteskraft der inneren Logik mitbringt, die stets eine gerade, feste, unaufhaltsame Bahn vor ihr aufreißt.

Sie ist nicht bloß die Lotosblume, die verschmachtet, wenn der Sonnenkuß sie nicht trifft. In ihr strahlt etwas wie eine stille, schlichte, aber stete Eigensonne. Alles an ihr ist aktiv, handelnd, überschauend, klar. Wo sie nachgiebt, da geschieht es freiwillig. Und einem wird sie nie nachgeben: dem Unlogischen.

Logik freilich gefaßt nicht bloß im Sinne einer groben Verstandesmessung, sondern auch als Logik des tieferen Gemütes. Dort wird jedes äußere Ereignis innerlich geordnet, gleichsam noch einmal sittlich erlebt — und daran gemessen. Und dann ist das Handeln so friedlich, aber auch so stark wie ein Naturgesetz. Hinter dieser starken Frau muß immer auch eine starke Entwickelung liegen. Aber das ist vorüber,

seinem inneren, sittlichen Erleben, mit seiner Logik. Wie von einer guten Bekannten kann ich da reden.

In sicherer, in starker Hand. In der Erzählung „Ein kleiner Roman“, dieser kühlen Geschichte, die einen so glühenden Kern hat, berichtet eine alte Frau über die seltsamste Episode ihres Lebens. Sie erzählt davon, wie eben die Ebner-Eschenbach zu erzählen weiß. Mit ihrer ganzen Ruhe über den Dingen, die inmitten aller Tragik versöhnender wirkt als es der beste Ausgang vermöchte. Dann aber heißt es zum Schluß: „Ich war ergriffen von dem Ausdruck stiller Hoheit in ihren edlen Zügen, stand auf und nahm ihre Hand. Da fühlte ich sie leise in der meinen zittern.“

Auch die Hand der Dichterin hat in all ihrer Sicherheit dieses geheime, feine Zittern. Man fühlt es, wenn man lange, Buch um Buch wie ein Händedruck, mit ihr lebt. Während das Auge die See schon völlig blau nnd heiter sieht, hört das Ohr noch ein ganz leises Plätschern an der Grenze des Vernehmbaren; die allerletzte sich ausgleichende Sturmwelle, die schon schwach wie eine Kinderhand das Ufer schlägt. Es ist das diskrete Zeichen der Frau, die überwunden, sich durchgerungen hat. Die leise Marke des Kampfes, und des Kampfes zugleich — einer Frau.

Es giebt eine zweite deutsche Dichterin im neunzehnten Jahrhundert, die auch in ihren höchsten Stunden jenen schlichten Geist der Klarheit und der Logik wunderbar über den Leser auszugießen weiß — und deren innerstes seelisches Vibrieren doch unablässig stoßweise wie eine Art von geheimem Rhythmus dabei mitpulst: Annette von Droste-Hülshoff. Und es ist kein Zufall, gerade ihrer hier zu gedenken.

In den beiden sind entgegengesetzte Züge, als sollten sich zwei Welten in all ihrer Schärfe voneinander trennen. Die Traditionen ihrer aristokratischen Geburt halten sie gewiß nicht zusammen, denn gerade in ihrer Stellung dazu

haben sie sich am entschiedensten gesondert: die Droste mit ihrem Adelsfrieden, ihrer Romantik, ihrem Glauben des Schloßfräuleins in einer versponnenen Burg über einem mystisch blauen See — und die Ebner mit ihrer trotzigen Kritik, ihrem Prometheusstolz, nicht zu glauben und den Glauben nicht zu brauchen, mit ihrem unentwegten Blick ins Wirkliche hinein, ins graue Meer, das Wellen wirft und Schiffe verschlingt.

Es mußte zunächst schon etwas Stärkeres und Unpersönlicheres beschworen werden, um die beiden wenigstens nebeneinander zu führen.

Das neunzehnte Jahrhundert liegt im Grabe. Und nun hilft es nichts, wir werden es wagen und sagen müssen: dieses neunzehnte Jahrhundert hat uns zwei große deutsche Dichterinnen geschenkt. Ja ganz ausgespart nur zwei. Und die eine ist die Droste-Hülshoff, die andere die Ebner-Eschenbach.

Dieses ganz kleine und doch so allgewaltige, alle Differenzen überwindende Schnörkelchen der Litteraturgeschichte, das nur diese zwei Namen faßt, wird sich nun einmal nicht mehr bannen lassen, eine Klammer der Weltlitteratur auf ihrem zeitlichen Aufwärtsgang. Hält man diese Größe aber einmal im Auge, dieses Einsame der beiden über der ganzen Masse, so deuten sich doch auch innerliche Verwandtschaften an.

Die Droste wie die Ebner haben beide den Menschen gefunden.

Die eine auf dem Wege über den Glauben, die andere auf dem über die Kritik, — aber denselben Menschen. Die stärkste dichterische Leistung der Ebner: „Unsühnbar“, enthält wenig, was den kirchlichen Kreis der Droste berührt haben würde. Ein einziges Mal nur ragt der Glaube herein. Maria Dornach auf ihrem Verzweiflungswege, zermalmt unter ihrer Schuld, die nur sie allein kennt inmitten eines Kreises lächelnder Menschen, wendet sich an den Priester. Sie erhält

Entsühnung und bleibt vor sich — „unentsühnt". „Was hilft mir Ihre Verzeihung, mein Vater, wenn ich mir nicht verzeihen kann?" Es ist, wie gesagt, die einzige religiöse Stelle des Romans, aber sie ist, wie ich glaube, die einzige, die Annette von Droste genau so geschrieben haben würde. Erst der Mensch mit sich im klaren, in der eigenen Logik — sonst hilft aller Segen nicht. Auch die fromme Annette war in der Kraft ihrer Seele eine starke Frau.

Es liegt in diesem Einigwerden auf den Menschen und sein sittliches Verhalten von so grundverschiedenem Weltstandpunkt aus ein Zug, über den ja im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts viel nachgedacht worden ist.

In all jenen Kreisen, wo man in irgend einem Zeichen für „ethische Kultur" schwärmte, war als Parole verbreitet, es lasse sich eine Ethik des Menschlichen aufbauen unbekümmert um die eigentliche Weltanschauung. Aus soviel verschiedenen Weltanschauungen fließe der gleiche Strom einiger weniger schlichter Moralgebote, ausreichend, daß die Menschen darin glücklich sein könnten. Wo das als Extrem kam, da hieß es, Ethik sei überhaupt unabhängig von jeder Ansicht über das Ganze der Welt.

Das glaube ich nun in der Weise nicht. Niemals wird sich der Satz anfechten lassen, daß auch die Ansicht über das sittliche Verhalten des Menschen nur aus der Weltanschauung fließt, ja, daß sie das Beste ist, was gerade von dort fließt. Aber es giebt gewiß zu denken, daß die Unterläufer dieser ethischen Ströme aus den verschiedensten Weltanschauungen in der That einander so merkwürdig ähnlich sind. Mir scheint, daß der Schluß näher liegt, es seien diese Weltanschauungen trotz ihrer Spalträume, die zwischen Himmel und Hölle zu klaffen scheinen, unter sich im Kern sehr viel verwandter, als wir gewöhnlich noch glauben.

Vielleicht ist überall doch das Identische gerade der Fels, aus dem die Ethik Wasser schlägt und die Verdurstenden

tränkt. Und wenn die Ethik einheitlich zu sein scheint, so ist hinter ihr schließlich wohl doch nur eine einzige, vorerst allerdings noch tief geheime Weltanschauung verborgen, die wir im stillen Lauf der Dinge endlich alle auch noch finden werden, — sehen werden, obwohl wir sie unerkannt alle schon besessen haben.

Bedeutsamer Lauf der Gedanken. An unsere besten deutschen Dichterinnen denken, heißt in den Grund philosophischer Probleme hinabsteigen. Auch unsere zeitlich zweite große Dichterin im neunzehnten Jahrhundert ist eine ganze Denkerin, eine Philosophin im besten Sinn. Ja es ist die Tiefe ihrer Kraft, die hier bewährt wird, das Erdreich, das ihre goldenen Garbenkinder eins ums andere genährt und sie gestählt hat in ihrem Wuchse mit seiner Antäusgabe.

Durch unsere Art, wie wir heute Geistesgeschichte schreiben, geht noch ein eigentümlicher enger Zug.

Die Nötigung zur Übersicht hat uns gezwungen, zu trennen.

Es sollte zuerst eine Schablone sein. Nachher ist es aber mehr geworden. Wir haben uns gewöhnt, von der Philosophie besonders zu handeln und dann ebenso von der Litteraturgeschichte. Der wieder verbindende höhere Begriff der Kulturgeschichte ist uns noch lange nicht genug in Fleisch und Blut übergegangen. Eine Gestalt wie die Ebner-Eschenbach kann nur kulturgeschichtlich behandelt werden.

Der Dichter soll nicht philosophieren, lautet eine alte Schulregel. Umgekehrt nimmt man dicke Kompendien der Philosophie zur Hand und sieht sich in den Glauben genötigt, als habe die Philosophie immer nur von System zu System durch ganz bestimmte systematisch veranlagte Köpfe weitergearbeitet.

Das alles sind Weisheiten, die wir unter manchen Schulmeisterkämpfen erst wieder von uns streifen müssen. Herman Grimm hat (ich habe in diesem Buche schon einmal

darauf hingewiesen, wiederhole es aber gern) als eine wahre Quintessenz seines Wirkens, in der der ganze Mann steckt, ausgesprochen, daß die Dichtung die vornehmste Geschichtsquelle sei. Eine ähnliche Schranke muß zwischen Philosophie und Dichtung fallen. Alle bedeutende Dichtung ist ein Material ersten Ranges für die Geschichte der Philosophie. Von einem ganz anderen Boden aus hat Zola betont, daß jede Dichtung ein wissenschaftliches Experiment sei. Die Begründung war eine extreme, weil in ihr das kleine Gleichnis gerade des naturwissenschaftlichen Experimentes mit Tiegel und Retorte etwas zu Tode gehetzt wurde. Es läßt sich aber in einem tieferen Sinne sagen, daß die echte Dichtung wirklich ein Experiment sei, doch ein sittliches und ein philosophisches.

Die Dichtung gehört auf ihrer Höhe zu den experimentellen Teilen der Philosophie.

Das intuitive Arbeiten des Dichters thut dem keinen Abbruch. Denn einerseits ist auch die systematische Philosophie, ja selbst in einem viel höheren Maße, als die Schablone zugestehen will, die exakte Naturforschung allerorten und in ihren wichtigsten Momenten im Banne des Intuitiven — wie denn geschichtlich wirklich kein einziger großer Fund dort ohne seine Hilfe gemacht worden ist. Anderseits aber ist das Intuitive ja nur das tiefere Stockwerk im menschlichen Geiste, das wir zwar nicht bewußt beherrschen können, in das aber auch aller Besitz des bewußten Geistes beständig eintritt und das diesen Besitz dann mit selbstthätiger Logik für sich ausgestaltet. So sinken auch alle philosophischen Ideen einer Zeit langsam in dieses geheimnisvolle Plasma hinab, um in dichterischem Lebensgebilde neu daraus aufzuerstehen. Es ist ein sehr viel verwickelterer Weg, den dieses „Experiment“ nimmt, — aber der menschliche Geist ist eben auch etwas verwickelter als die paar Tiegel und Töpfe eines chemischen Laboratoriums.

Wird man diese Dinge einmal allseitig zugestehen — und wir sind auf dem besten Wege dahin, — so muß die Dichtung aller Zeiten eine einzige fortlaufende Fundquelle für die philosophische Bedeutung ihrer Zeit werden, und die großen Dichter werden zugleich in die feste Reihe der großen Philosophen einrücken, wenn auch aus ihrem Munde nie ein abstraktes Wort gekommen sein sollte.

Die kleine Reihe Bände der Ebner-Eschenbach wird man in diesem Sinne nicht bloß lesen, um ihren Kunstgehalt auf sich wirken zu lassen. Man wird sie studieren, um ein Bild wiederzufinden von dem tiefsten Ringen des Menschengeistes in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts.

Nehme ich bloß die drei ganz starken Romane heraus, „Das Gemeindekind", „Unsühnbar" und „Glaubenslos?", — so meine ich die ganze Melodie darin wiederzufinden, die ganze geistige Geheimschrift dieser Zeit, die zugleich dem späteren Sucher ihr Schlüssel sein muß.

Ein ungeheuerer Riß, ein Bruch ist die erste Voraussetzung.

Ein alter stolzer Bau sicherster religiöser Überzeugungen und sozialer Rangesordnungen ist über Nacht versunken wie das Märchenschloß im See. An seiner Stelle rauscht ein weites blaues Wasser, und der Mensch sitzt im Kahne und fragt: Wohin?

Auf dieser Voraussetzung steht die Dichterin, wenn der Vorhang aufgeht. Keines der drei Bücher, die ja alle drei schon Werke des gereiftesten Alters sind, giebt den Kampf um das Negative nach dieser Seite selbst. In allen wird schon um das Positive weiter gerungen.

Das arme Gemeindekind fällt hilflos in die Welt, verlassen von jeder Hand des Himmels und der Gesellschaft. Sein ganzes Leben ist ein Emporringen durch eigene Urkraft, ein Neugründen dieses Lebens selbst von innen heraus. Der

treue Schulmeister, der ihm hilft, die schönste Männergestalt, die die Ebner geschaffen, steht selbst auch schon jenseits jener Vergangenheits-Skrupel, als das Buch ihn erreicht.

Maria Dornach kämpft ihre Schuld bloß mit sich aus. Sie geht schon leer zur Beichte und kehrt leer zurück, ohne Erlösung, aber auch ohne neuen Skrupel. Auch bei ihr liegt das alles schon zurück, als wir sie auftreten sehen, — in den Anfängen ihrer Erziehung. In der gewaltigen Schlußszene, dem tragisch Ergreifendsten aller dieser Bände, sehnt sie sich in die Gruft von Dornach heim, — nicht weiter.

Und selbst der Priester in „Glaubenslos?" hat im Negativen abgeschlossen, von der ersten Zeile an. Er kommt auch hier nicht darüber hinaus bis zum Schluß. Das Fragezeichen des Titels gilt seinem Zweifel, seiner Sehnsucht, seinem Finden im neuen Glauben an die Menschheit, an den Wert auch jeder kleinsten Arbeit unter diesem neuen Stern. Ich habe Leser gekannt, die gerade diesen letzten Roman mit einem Gefühl der Enttäuschung aus der Hand gelegt haben. Sie erwarteten nach dem Anfang einen Freidenker-Roman: die Loslösung eines Priesters von der Kirche. Und sie begriffen nicht, daß der Dichterin dieses Problem schon gar nicht mehr interessant genug war, um eine ihrer Geschichten darauf zu bauen.

Wenn man sich erinnert, aus welchen Kreisen die Ebner-Eschenbach persönlich gekommen ist und wenn man sich sagt, daß sie an Gemütstiefe gewiß nicht hinter ihrer frommen aristokratischen Kollegin, der Droste-Hülshoff, zurücksteht, so ist es selbstverständlich, daß in dem Menschenleben, das heute die Schwelle der Siebziger betreten hat, auch jener negative Kampf seinen Raum gehabt haben muß. Aber auf der Höhe des Schaffens hat das keine selbstthätige Kraft mehr ausgeübt. Und so spiegelte sich gerade der Schluß des Jahrhunderts besonders treu. Jener Mensch in seinem Kahne auf dem neuen blauen See starrt nicht in die Tiefe

nach der versunkenen Zinne — weder mit Liebe noch mit Haß. Aber alle Spannung seines Geistes und der ganze Krampf seines Herzens ist dabei, wie er jetzt über den See komme.

Die Welt, vom Grashalme dieser Nacht bis zu den silbernen Lichtinseln der unermeßlichen Raumesferne, erscheint auf einmal in der Hand der Naturgesetze. Auch das Sittengesetz ist nur ein tiefes Naturgesetz. Neu ist der Mensch, ein anderer als er sich selber bisher gedeutet. Die Geschichte hat ein neues Antlitz, und wo die Geschichte sich ändert, da wandelt sich auch die Gegenwart. Wie Dorothea sagt: „. . . denn alles bewegt sich jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen . . . Gold und Silber schmilzt aus den alten, heiligen Formen; alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten." Unendliches scheint genommen. Aber indem der Mensch ihm nachweinen will, besinnt er sich, daß ihm auch ein Größtes jetzt erst gegeben ist. Der freie Weg unendlicher Verbesserung, Vervollkommnung. Aus dieser Welt der Naturgesetze und des naturgewordenen Menschen als eines Pilgers auf einem einsamen Stern unter Hunderttausenden, aus dieser Welt gerade wächst die Idee der Entwickelung, des ewigen naturgewollten Steigens, in dem jede Disharmonie nur die abspringende Schale einer höheren, harmonischeren Gußstufe ist.

Das ist die Grundmelodie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. Der Mensch im Kahn — und unter diesem Kahn eine leise Strömung auf ferne, blühende Ufer hin.

Aber dahinein brechen nun auch die Zweifel. Ist dieser Entwickelungsglaube nicht auch noch ein letzter Aberglaube? Der letzte Irrstrudel des versunkenen Schlosses? Giebt es wirklich ein Empor, ein Vorwärts auf das Gute, Bessere, Beste hin auch in dieser entgötterten Welt? Im Grau dieses Zweifels wandelt der edle Priester in „Glaubenslos?".

Er fragt sich, ob das ewige Quentlein Gutes, das wir hineinwerfen in die Menschheit, etwas nützen könne, irgend einen Anteil habe zum wirklichen Gang der Dinge in dieser dunkel fatalistischen Welt?

Dieser Zweifel an der wirklichen Macht der Entwickelung inmitten eines Zeitalters, das das Wort Entwickelung auf seine Fahne geschrieben hatte, wie nie eines zuvor, ist echtestes neunzehntes Jahrhundert.

Haben wir nicht so oft den Versuch wieder erlebt, die „Entwickelung“ als ein bloß sinnloses Nacheinander beliebiger Dinge zu fassen? Die Erde eine Blüte, die heute gleißt und morgen vergeht. Der Mensch und seine Kulturgeschichte eine sinnlose Kaleidoskopdrehung. Bunte Steinchen, sich einigend, auseinanderfallend, ins Nichts versenkt. Eines Tages das alles eine große Trümmerstätte, Palmyra und Syrakus eines Lebenssternes. Und der Staub der letzten Säule in irgend einem Sonnenhochofen verbrannt. Alles aus. Gleichgültig. Umsonst.

Ganz langsam, ganz zäh hat sich hier die andere Deutung erst ihren Weg suchen müssen. Sie, die mit dem Begriff der Entwickelung nicht ein Wort, sondern einen Sinn verbindet. Die alles zugiebt, Naturgesetze, Äonen der Zeit, unendlichen Wandel der Formen, der Geschlechter, einen naturgewordenen Menschen, Not, Elend, Daseinskampf, — aber in alle dem wirklicher Emporgang, wirkliche „Entwickelung“, — die ganze Welt, alle diese Sterne, alle diese Menschen „sehnsuchtsvolle Hungerleider“, wie Goethe sagt, nach dem ewig Unerreichlichen, weil immer wieder Höheren, Emporführenden — nach Gott am Ausgang der Dinge, nicht am Anbeginn.

In diesem Glauben bloß an das Wort oder an den tiefen Sinn der Entwickelung scheiden sich die scharfen Wege innerhalb des jetzt ausklingenden Säkulums.

Alles, was noch unterhalb gekämpft hat, ist Kampf

eigentlich mit älteren Jahrhunderten gewesen. Diese Wegscheide aber hat das neunzehnte Jahrhundert selbst erst geschaffen.

Und zu ihr jetzt hat die Ebner-Eschenbach ganz scharf Stellung genommen, Farbe bekannt. Das „Gemeindekind" ist ein einziger Hymnus auf das „Empor". Das Glaubensbekenntnis der Dichterin in Form einer That. In der Gestalt des dichterischen Experimentes. Auch in „Glaubenslos?" findet der zweifelnde Held den Trost. Er findet ihn mehr bewußt, schon als Reflektierender. Im „Gemeindekind" sieht man die Naturmacht selber bei der Arbeit. Es braucht keiner das Wort auszusprechen, keiner sich zu bekehren. Die That selber spricht. Das Unwahrscheinlichste für eine echte Entwickelungslösung wird zusammengegossen. Und doch schießt der Krystall an. Gott schweigt in diesem Buche. Aber ein Naturgesetz des Guten waltet mit einer Schlichtheit, die zuletzt fortreißt wie ein Sturm. Es braucht wirklich kein Märchenschloß, scheint jede Zeile zu predigen. Aber der See hat eine Strömung, die zum Strande führt. Fahrt nur.

Ich weiß sehr wohl, daß die Fabel der Geschichte einen uralten Kern hegt. Es ist das ewige Märchen vom Königssohn, der die Schweine hüten muß und doch König wird. Aber wie das hier erzählt wird, konnte es nur im neunzehnten Jahrhundert erzählt werden, das keine Feen mehr hat wie das bunte Märchen. Nicht einmal mehr das Geheimnis, dem Goethe im „Wilhelm Meister" noch Rechnung getragen. Der einzige verschleierte Punkt des Gemeindekindes, die Unschuld der Mutter, giebt nicht die Lösung, sondern nur ein freundliches Schlußlicht, als diese Lösung längst da ist. Die Lösung durch das Schlichteste und doch Größte: die eigene Emporkraft des Menschen. Er ist das letzte Palladium dieser Zeit: der Mensch, der einsame, auf sich gestellte Mensch. Aller Glaube konzentriert sich auf ihn. Und die

Dichterin selber zeichnet hinter ihr „Glaubenslos" das große Fragezeichen, — das feierliche Mal, daß ihre Welt die Wende überstanden hat, wieder positiv geworden ist.

Es ist ein anderes, ob ich an eine gute Strömung glaube, die irgendwie doch noch zum Lande führen wird, oder ob ich von irgend einem Ruder etwas erwarte, das in diese Strömung noch besonders einzusetzen wäre. Jede Weltanschauung, die in unseren Tagen den Himmel läßt und sich auf den Menschen und seine Kraft einigt, bekommt notwendig einen sozialen Zug. Wer die Ebner-Eschenbach kennt, der kennt auch ihn in ihr. In ihrer starken Natur giebt es kein Verschleiern. Auch in dieser engeren Nüance hat sie ihre Überzeugung gesagt, immer wieder, daß nicht der Schatten auch nur eines Mißverständnisses bleibe. Aber es ist eine ganz bestimmte Nüance der Überzeugung.

Wohl hat die Dichterin in der tiefen, mit einer förmlich magischen Glut endenden Novelle vom „Kreisphysikus" die impulsive Macht des ausgesprochenen Wortes vom befreienden Menschheitsglauben gepriesen, die noch einen grauen Zweifler mitreißt und in eine neue Welt hinein verjüngt. Aber dieses Wunder ist nicht der Alltag. Wer das Wunder im Alltage sucht, der wird, scheint ihr, im Menschheitsfortschritte enttäuscht wie auf jedem anderen Gebiete. Den Lehrer, der die bessere Menschheit predigt, sieht er schließlich gerade von der rohen Menge gekreuzigt, weil sie noch gar kein Verständnis besitzt; weil sie die Grundlage des Guten nie erhalten hat, keine Erziehung, keine Bildung, keine Tradition echten Menschentums. Es ist ein Fels immer neuer Vernachlässigung, der uns da entgegen ragt. Aber an diesem Felsen selber zerschellt nun in der eisernen Logik der Weltendinge gerade der Mosesstab des Bessernden, an ihm verhallt ohne Echo die wunderbarste Predigt, auf seiner kalten Fläche ist das Wunder schon hundertmal gestorben, und es wird noch hundertmal sterben, wenn der Fels so stehen bleibt.

Dieselbe Logik lehrt nun, daß dieser Fels nur von untenher abzutragen ist. Mit dem Rohen, mit dem Unerzogenen werden wir nie die Welt befreien, mögen wir ihm sagen, was wir wollen, ihm geben, was wir wollen. Aber nach tief geheimnisvollem Naturzusammenhange wächst ja die Menschheit immer wieder in neuer, junger Welle empor.

An die Kinder muß sich unsere Arbeit wenden.

So wird die soziale Frage der Dichterin zu einer Kinderfrage. Mit flammendem Wort kämpfen alle ihre besten Bücher für Eines: für die Menschenrechte des Kindes. Jedes Kind hat das Recht, zum Menschen erzogen zu werden, zur echten sittlichen Reife des Menschen. Ein echter Geist ihrer Zeit, sieht die Dichterin die sittliche Reife selber aber als ein einfaches Ergebnis der Bildung an.

Keine starke Dichterindividualität im ganzen Jahrhundert wüßte ich zu nennen, bei der das Kind so ausschließlich im Mittelpunkte steht. Das Kind ist der wahre Mensch, für den sie ringt, klagt, hofft, arbeitet. All ihre dichterische Meisterschaft vereinigt sich um dieses Kind. Aber immer um das Haupt dieses Kindes glänzt es wie ein Lichtglanz: es ist ihr Zukunftsmensch zugleich, der Mensch ihrer sozialen Hoffnungen.

Diese kleine Sonne steht um die struppigen Haare, die verhungerten und erfrorenen Backen des armen Gemeindekindes. Die einzige Stunde, da der Priester in „Glaubenslos?" wirklich glaubenslos ist, ist die, wo er nach einer schrecklichen Enttäuschung sogar die aufkeimenden Kinderseelen schon durch die uralte Unterlassungssünde der Generationen vergiftet glaubt. Es ist die schönste Stelle dieses reichen Buches, wie die Bäuerin mit ihm ringt, wie Abraham einst mit dem Herrn gerungen um die zehn Gerechten von Gomorrha — um die Kinder, die ihm seinen Menschheitsglauben retten sollen. „Denken's auch an die Kinder ..... Sie haben freilich an ein'm Kinde eine traurige Erfahrung

gemacht, Herr Cooperator, dafür können's an zwanzig anderen gute Erfahrungen machen." — „Hochgegriffen, Bäuerin", sagte Leo mit einem ernsten Lächeln. Aber er dachte an die Schule in Ols, an kleine, blonde Köpfe, die sich in tiefem Schuldbewußtsein geneigt, an treuherzige Augen, die ihn in aufrichtiger Beschämung angeblickt hatten, an ein armes, thränenüberströmtes Gesichtchen . . . Ein breiter, blasser Lichtstreifen zeigte sich am Himmel, sein Widerschein erhellte das Antlitz des Priesters. Sein Kampf war ausgekämpft.

In der Tragödie, die von der Dichterin das schwere „Unsühnbar" ohne Fragezeichen erhalten hat, ist die schwerste Schuld, die eigentlich unsühnbare, eine Kinderschuld, eine Schuld am Kinde. Ich habe immer gegen diesen Roman, den ich den größten und tiefsten des ganzen Jahrhunderts bedingungslos zurechne, den einen Einwand gehabt, daß er Maria Dornach sich selbst verdammen läßt, ohne einen so unverkennbaren Milderungsgrund durchklingen zu lassen: daß in dem Augenblick ihrer Hingabe an Tessin sich wenigstens eine Logik auch in vollem Wahrheitsinne vollzog — die Erlösung der unterdrückten echten, individuellen Neigung in ihr, die Rehabilitation der wahren impulsiven Leidenschaft, an der trotz aller Güte ihres Mannes schwer gesündigt worden war vom ersten Blatte des Buches an. Aber ich empfinde auch, wie dieser Zug der Dichterin verblaßt ist — und das eben aus jenem Motiv der Kinderschuld heraus. Das Kind des Ehebruchs wird von der Mutter nicht geliebt! Die ganze Schwere sinkt hierher. Erst als diese Schuld sich langsam mildert, steigt Maria wieder etwas aus den Schatten herauf. Es ist die Stelle, wo die Dichterin als Nemesis ihrer eigenen Gestalten unerbittlich ist, weil ihr ganzer sittlicher Glaube hier wurzelt.

Die Kraft macht wenig Worte.

Gerade an der Ebner kann man so recht lernen, wie der innere Geist eines Kunstwerkes sich seine Form schafft.

Und wie unbrauchbar also eine Ästhetik ist, die Dichtungsformen und Dichtertechnik auf allgemeine Formeln bringen möchte jenseits von jedem individuellen Dichtungsinhalt.

Ein paar dünne Bändchen umschließen diese ganze Welt. Wer hat knapper erzählen können als der alte Fontane, und was ist „Effi Briest", an die man so oft denken muß bei „Unsühnbar", ein schwerer Band gegen das novellenschmale Bändlein der Ebner! Gerade in der Erzählungsart zeigt sich die innere Logik auf ihrer Höhe. Man betrachte einzelne Szenen. Das letzte Gespräch zwischen Maria und Tessin und andere mehr. Der Aufbau ist prachtvoll, krystallklar. Aber es geht alles bis auf ein entscheidendes Wort, das ohne jede besondere Pointierung kommt. Dann ist alles aus. Als sagte die Dichterin zwischen den Zeilen: der Rest ist ja doch gleichgültig. Flüchtigen Lesern kann es geschehen, daß sie über die Entscheidung hinweg lesen und nachher umblättern müssen. In jener Szene mit Tessin wird das ganze weitere Schicksal des Mannes in einen Vordersatz gedrängt, Jahrzehnte, ein Menschenleben, ein Urteil über den Menschen und eine ganze Philosophie, drei Zeilen im buchstäblichen Sinne.

Weil in dem Knappen so viel steckt, ist es eine Freude, die Bücher der Ebner oft zu lesen. Es ist nichts hinein geheimnist. Aber die äußere Schlichtheit ist so groß, daß man erst beim wiederholten Lesen einzelne wirklich virtuose Feinheiten findet.

Das Dichterkunststück, das zuerst bei Goethe so klar erkannt worden ist: Personen nicht zu beschreiben, sondern durch kleine Handlungszüge dem Leser fast unmerklich nahe zu bringen, bis das Bild wie eine Vision plötzlich da ist, ist bei ihr auf dem Gipfel.

In welcher Verworrenheit ohne Licht fängt das „Gemeindekind" an, wie ein Ausschnitt aus einer Gerichtszeitung, kalt, scheußlich. Dreizehn Seiten lang ist auch der

kleine Pavel nur ein Schmutzfleckchen in diesem Sumpf. Da wird ihm das Schwesterchen genommen. Sie soll aufs Schloß. „Bekommt sie auch etwas zu essen? fuhr es Pavel durch den Sinn. Sie ist gewiß hungrig. Seitdem er dachte, war es seine wichtigste Obliegenheit gewesen, das Kind vor Hunger zu schützen.“ In diesem Moment hat die Dichterin ihren Helden beim Schopf. Wir stehen auf Seiten des Kindes.

Es ist wieder ein solcher kleiner großer Zug, wie viele Seiten später die Mutter im Zuchthaus auf einmal Leben bekommt. Pavel denkt an sie. „Er erinnerte sich mancher derben Zurechtweisung, die er durch seine Mutter erfahren, und keiner einzigen Äußerung ihrer Zärtlichkeit . . . vieler jedoch ihrer stummen Fürsorgen, ganz besonders der alltäglich vorgenommenen ungleichen Teilung des Brotes. Ein großes Stück für jedes Kind, ein kleines für sie selbst.“ Von da ab (S. 63) glaubt man an die Unschuld der Eingekerkerten, die auf S. 360 des Buches wie etwas Selbstverständliches an den Tag kommt. Gern führt die Ebner ihre Gestalten sogar in Einzelzügen noch etwas gröber ein, als sie nun doch schließlich sind. Als sollte offenbar werden, noch abgesehen von jeder Technik: man irrt sich leicht im Menschen; die meisten sind doch nachher noch besser als im ersten Eindruck. Es ist das ein Motiv, das auch die Droste in Gedichten gern berührt hat.

Sie haben noch eine tiefe Verwandtschaft, die beiden — dann aber auch noch etwas Grundverschiedenes.

Die Droste ist darin unter unseren klassischen Lyrikern geradezu einzigartig, daß sie die Grazien hinter sich hat, aber auch manchmal einen wahren Kobold ungelenker Sprache. Hart aufeinander prallen bei ihr Verse von prachtvollster Sprachbeherrschung und solche, die wie mit Latten vernagelt sind, Latten mit stechenden Nägeln nach außen. Ich habe mir nun immer die Maxime gebildet, daß man vor solchen

Dingen achtend etwas lernen soll, aber nicht leichtfertig tadeln. Der Tadel ist wirklich hier zu wohlfeil. Wenn ein Gigant an Gestaltungskraft so schreibt, so muß das einen tieferen und jedenfalls achtenswerten Grund haben. Wir besitzen ja Poeten genug, die ängstlich jeden metrischen Mißklang meiden und doch banale Stümper sind. Während echte Musenkinder bisweilen wahrhaft mit Steinen werfen.

Bei der Droste ist nun sehr einleuchtend, daß ihr im besten Sinne realistisches Streben oft einfach den Vers sprengt. Sie will schlicht, logisch, geradeaus bleiben — und das ist ihr schließlich mehr wert als ein Schlag ins Gehör. Sie vergißt ja nun wohl, daß die Gedankenlogik, selber gerettet, in solchem Falle eine Art formaler Unlogik wird, so daß doch ein Manko entsteht. Aber eigentlich werden wir doch einen logischen Dichtergedanken einer solchen Meisterin höher stellen als etwas Wohlklang, den jeder leicht machen könnte.

Von hier läßt sich dann eine Brücke bilden zu der Beobachtung, daß die Ebner-Eschenbach nicht eben unseren größten Stilisten beizurechnen sei. Auch ihr Ausdruck leidet an einer gewissen Herbheit, einem Holpern, das im stillen Fahrwasser des Erzählens nicht selten stört. Erst wenn man sieht, wie sie in den wirklich großen Erzählungsmomenten zum vollkommen adäquaten Werkzeug wird, ohne das die Größe gar nicht so heraus käme, findet man den rechten Standpunkt dazu.

Immer ist es der Anfang ihrer Erzählungen, wo man das Farblose des Stils empfindet. Und immer ist es der Fortgang, der herausreißt. Am reinsten, am gleichmäßigsten ist ihr Stil im Dialog. Vielleicht hat sie ihn da am frühesten geübt. Die Zwischenrede, die Schilderung ist matter. Bisweilen fühlt man auch, daß der Stil gelitten hat unter dem unablässigen Durchfeilen des Inhalts. So wandelt diese Meisterin in einem prunklosen Mantel in die Unsterblich-

keit. Aber was braucht sie Prunk; sie bringt ja doch sich selber mit.

Weit voneinander stehen die beiden Dichterinnen aber in einem Punkte, der jedem auffallen muß. Die träumerische Seele der Droste floß über in die westfälische Landschaft, aus der sie kam, und im Vers lebte dann dieses Landschaftsbild in einer realistischen Treue auf, daß wir es für immer nun fest in der Weltlitteratur bewahren.

Die Ebner hinterläßt uns keinen deutlichen Naturhintergrund. Ihr eigentlicher Hintergrund ist allemal das Sittliche. Der Mensch bewegt uns ganz, engt allen Raum ein. Sieht sie ihn doch nicht bloß in der Gegenwart, sondern in einer verbesserten Zukunft schon. Alles andere ist Kulisse.

Man atmet eine bestimmte Heimatsliebe wohl darin mit, daß alles so eng bei einander, fast vor dem gleichen Hintergrunde spielt. Wer dort mit lebt, wird das ja noch viel stärker empfinden als der Fernstehende. In der lieben Geschichte von den Gemperlein fällt einmal das hübsche Wort von der Liebe zum heimischen Boden, daß man die Erde „schnupfen“ möchte.

Aber zum großen Bilde wirklich ausgeführt, so, daß wir gerade diese Landschaft nun fortan auch besitzen könnten, wird das nie. Wo die Landschaft selbst eingreift, wie der verhängnisvolle Strudel in „Unsühnbar“, habe ich sie doch immer hinter den Menschen, die so taghell dastehen, verloren. Was hätte Storm aus dieser Szene an Naturdämonik gemacht! Nur in wenigen Momenten ist es, als falle ein verlorener Strahl der großen Seelenlaterne fast zufällig auch auf die Wand. Dann blitzt wohl ein einzelnes Momentbild auf, das sich festsetzt. Aber das entschwebt wieder. Und hinter langen Szenen ziehen einförmig einfachste Szenerien her: Wald; ein Park; eine einsame Hütte; Tag; Nacht. Aber nichts Individuelleres.

Und doch hat die Dichterin meisterhaft eins in der Hand, wenn sie will. Ein Naturbild am rechten Fleck, das mit eingezogen ist in das Sittliche, gleichsam ein Reflex des Menschenschicksals in einem ganz jäh auftauchenden Lichtfleck des Hintergrundes im entscheidendsten Moment.

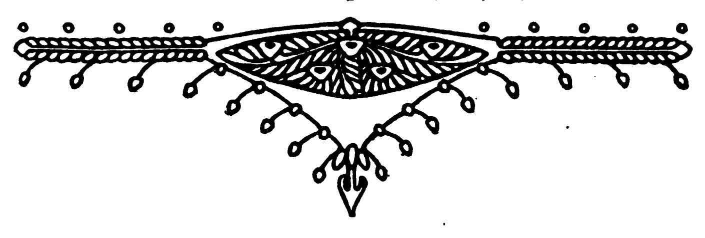
Die gewaltigste Stelle ist der Schluß von „Unsühnbar". „Die Fenster waren weit geöffnet. Am Himmel schwebte eine finstere Wolke; sie glich einem riesigen Vogel mit weit ausgespreizten Flügeln. Der von ihr verhüllte Mond warf eine Fülle silbernen Lichtes über eine Stelle am Horizont. Auf dieser ruhten Marias schon gebrochene Augen. Dort, wo es hell war, wo der verklärende Schimmer sich breitete, — lag Dornach." Das Naturbild ist noch einmal die ganze Dichtung. Es hat auch hier keine eigene Rolle. Der Mensch erscheint darin vor der Welt. Nicht im engeren Rahmen.

Trotzdem genügt die eine Probe, um zu zeigen, wie jeder Vorstoß dieser starken Dichterin in irgend ein Gebiet Kraft ist. Ihre Beschränkungen sind ihr Meisterrecht, an dem wir, meine ich, nicht zu mäkeln haben.

Die Ebner-Eschenbach gehört keiner Dichterschule, keiner lokalen, noch zeitlichen, noch durch eine Technik bestimmten, an.

Ihre größten Werke fielen in der Wirkung bei uns in die Zeit des schärfsten Naturalismus. Weil ihre Kraft so gewaltig war, daß man sie innerhalb dieser Strömung doch noch mit voller Wucht empfand, taufte man auch sie eine naturalistische Dichterin.

Sie gehört aber einem Größeren an, — sie ist eine Dichterin.



alle beseelt. Aber dann kommt die Debatte und es scheint dem unbefangenen Hörer, daß jeder thatsächlich etwas anderes wolle als jeder zweite. Statt zu klären, verwirren sich die Parteien aneinander. So könnte es leicht geschehen, daß gerade der wohlgemeinte Ruf zur Praxis die gesunden Gefühle zunächst verschütte und das Ganze rückwärts treibe statt vorwärts. Ich habe die Empfindung, als solle hier jeder eingreifen, der auch nur ein ganz klein wenig Klarheit über die berechtigte Verschiedenheit der Motive, ein ganz klein wenig Überblick aber auch über die trotzdem vorhandene Einheit des Hauptgedankens zu besitzen glaubt.

Persönlich kann ich für mich anführen, daß mir wenigstens einige praktische Erfahrung nicht fehlt.

Auf der einen Seite verknüpfen mich starke Gefühle der Dankbarkeit mit der echten Universität; freundliche Beziehungen zu trefflichsten Hochschullehrern sind mir durchs Leben geblieben. Auf der anderen habe ich aber seit rund fünfzehn Jahren in intensivster Weise mich an allen möglichen Versuchen für freie Volksbildung beteiligt.

Ich habe in Arbeiterkreisen wie auch in anderen Hunderte von populären Vorträgen über die verschiedensten mir zugänglichen Stoffe gehalten. Ich gehöre zu den Mitbegründern der Berliner „Freien Volksbühne“, die im Sinne freier ästhetischer Kultur ins Weite zu wirken versucht hat. Ich habe mehrfach an der Berliner „Arbeiter-Bildungsschule“ unterrichtet. Ich habe der sogenannten freireligiösen Bewegung, die ja in ihrer überwiegenden Form auch nur volkstümlichen Bildungszwecken ohne besondere religiöse Färbung dient, in dieser ganzen Zeit nicht nur praktisch (durch regelmäßige Vorträge in der Berliner Gemeinde) nahe gestanden, sondern gerade diese Bewegung auch mit allem, was darum und daran hängt, systematisch selbst zum Gegenstande meiner Studien gemacht. Der deutschen „Gesellschaft für ethische Kultur“ habe ich eine Zeitlang als Vorstandsmitglied an-

gehört. Mit der modernen Frauenbewegung (auf die ich unten zurückkomme) habe ich mich sowohl in Berlin wie in Zürich eingehend befaßt. Meine vollkommen unabhängige Stellung als freier Schriftsteller in diesen ganzen Jahren hat bei mancher Schwierigkeit mir doch wenigstens Gelegenheit geboten; unbefangene Erfahrungen im guten wie im bösen Sinne auch über diesen meinen eigenen Stand zu machen.

Überblicke ich diese anderthalb Jahrzehnte recht energischen und bewegten Kampfes, so glaube ich doch sachlich einiges darin gelernt zu haben. Wer freilich, wie so viele, diesen ganzen Dingen praktisch vollkommen fern steht, wird vielleicht gerade deswegen meine Anschauungen für besonders abstrus und unberechtigt halten, — er wird von seinem unberührten Boden aus das für phantastisch halten, was für mich das Ergebnis äußerst nüchterner Erfahrung ist, die ich nicht dirigiert, sondern einfach zwangsweise gemacht habe. Das geht immer so und wird jedem so gehen in dieser defekten Welt.

Setzen wir bei dem Worte ein, das überall den gemeinsamen Grundstock der Schlagworte bildet: dem Worte Universität.

Es scheint mir dringend nötig, daß über unsere offiziellen Universitäten volle Klarheit herrsche, ehe der Begriff in einem neuen Sinne verwertet wird. Für die Praxis erhellt daraus dann auch sofort, ob die geplante Neuschöpfung ein Ableger dieser offiziellen Universitätspflanze sein könne oder ob sie völlig unabhängig ihre Existenz aufbauen müsse; gleich hier ist die Konfusion in den mir bisher sichtbar gewordenen Äußerungen ganz außerordentlich groß und möglicherweise verhängnisvoll für das ganze Beginnen.

Der geschichtliche Lauf der Dinge mit seiner untrennbar engen Verknüpfung sozialer Verhältnisse und geistigen Fortschrittes hat es mit sich gebracht, daß in dem Wesen unserer

Universitäten gegenwärtig ein Doppelmotiv steckt, eine Zweiheit, die unverkennbar auf den Gesamtwert drückt.

Auf der einen Seite ist die Universität eine Hochburg der Forschung. Sie schafft dieser Forschung die möglichst günstigen Bedingungen unter den augenblicklich Mitarbeitenden. Und sie pflanzt gleichzeitig ihre Methode fort, hilft die Praxis des Forschens auf neue Kräfte übertragen, erzieht immer frische Generationen von Forschern, die ein einheitliches Werk ohne Unterschied der Person fortzuführen bestrebt sind.

Auf der anderen Seite dient die Universität dem Brotstudium einer Anzahl junger Leute; sie vermittelt gegen Bezahlung eine gewisse Summe von Kenntnissen, über die bei einem Examen quittiert wird; die Quittung ermöglicht dem Betreffenden, eine gewisse wirtschaftliche Versorgung zu erlangen oder wenigstens ins Auge zu fassen; von einer einheitlichen Idee, die über den Personen stände, ist nach dieser Seite keine Rede, es wird einfach etwas verkauft und jeder macht damit, was er für sich braucht im allgemeinen wirtschaftlichen Konkurrenzkampfe.

Es ist klar, daß diese beiden fundamental verschiedenen Zwecke zu sehr fühlbaren Schwierigkeiten drängen müssen, und in der Thatbewegt sich unser offizielles Universitätsleben innerhalb der Unruhen und Unzuträglichkeiten von jener Seite immer mühsamer vorwärts. Bisweilen glaubt man bereits eine Zukunft aufdämmern zu sehen, wo das einheitliche Institut zu gunsten seiner zwei Motive sich in zwei gesonderte Körper auflöst.

Was gegenwärtig die Einheit mühsam aufrecht erhält, ist zum Teil nur noch der Glaube, daß durch die Verknüpfung von idealem Forschungs-Institut und reinem Brot-Institut doch auch auf die Studenten, die der Forschung nie angehören werden, eine gewisse Läuterung und ideelle Weihe übergehe, wie sie die selbstlose Forschung an sich zweifellos ausstrahlt.

Leider ist aber in der Praxis heute zu behaupten, daß die Verknüpfung sich mehr und mehr zum Schaden der Forschung selbst entwickelt; der grob materielle Zug, den das nackte Brotstudium in die Dinge bringt, überwuchert alle Tage mehr auch die Forschung, anstatt umgekehrt. Dazu kommen andere unvermeidliche Konflikte.

Die Forschung ist ihrem tiefsten Wesen nach unabhängig, frei, ohne andere Verantwortung als die vor dem heiligen Geist der Wahrheit. Sie hat innerlich mit dem Staate nichts zu thun, und ihr äußeres Verhältnis zu ihm wird allezeit ein loses, jeden Augenblick kündbares sein. Jene Institution dagegen, die gewisse Zeugnisse für den Broterwerb liefert, läßt sich unmöglich aus der Abhängigkeit von anderen Institutionen, und zwar in erster Linie dem Staat, herauslösen. Jene Zeugnisse sollen ja in allererster Linie gewisse Arten des Broterwerbes ermöglichen, deren Vergebung der Staat ganz oder doch in den wesentlichsten Punkten in Händen hat. Das ist nur möglich, wenn der Staat die volle Kontrolle über die Zeugniserwerbung und Zeugnisverleihung sich wahrt.

So ist die Universität in ihrer Doppelrolle zugleich ein freies und ein staatliches Institut — eine Unmöglichkeit, die sich einfach darin rächt, daß auch die Freiheit der Forschung bei den verschiedensten Gelegenheiten praktisch unter Staatskontrolle gerät und damit naturgemäß eine schwere Einbuße erleidet.

Es ist nötig, sich diese Dinge klar zu vergegenwärtigen, um ein Bild davon zu bekommen, was man von der modernen Universität erwarten darf und was nicht. Wie sie vor uns steht, trägt diese Universität in sich einen solchen Konflikt, daß sie in absehbarer Zeit genug zu thun haben wird, um in sich selbst auch nur eine annähernde Klärung herbeizuführen. Jedenfalls ist es schlechterdings unmöglich, ihr noch neue Lasten aufzuhalsen, ganz einerlei, ob diese nun

realer oder idealer Natur seien. Jede Form einer Erweiterung des vorhandenen Universitätskörpers wäre aber eine solche Last.

Wenn ich mich allerdings auf eine ideale Höhe stelle, so ist gewiß sehr leicht ersichtlich, daß in den „Begriff" der Universität noch etwas hineinpaßte, das als vollkommen gleich mächtiges Drittes neben jene beiden genannten Motive zu stellen wäre.

Zu der reinen Forschungsanstalt und der reinen Brotanstalt ließe sich nur zu gut denken eine dritte Rolle als Anstalt für allgemeine Bildung — allgemeine Bildung im Sinne einer Bildung für solche, die weder ihr Leben der strengen Forschung selbst widmen möchten, noch auf der anderen Seite durch Einpauken einiger Ergebnisse dieser Forschung sich eine Anwartschaft auf Brot erwerben möchten.

Im weitesten Sinne berührte sich gerade dieses Programm wohl mit allem, was trotz verschiedenster Detailmeinung für die „Volksuniversitäten" oder „Freien Universitäten" erwartet wird.

Aber wie die Dinge liegen, wäre seine Einfügung in den Lehrkörper der bestehenden Universität der Tod dieser Universität. Ich werde gleich noch darauf kommen, welche Kreise eigentlich mit dem Worte „Volk" heute gemeint sein sollen. Jedenfalls aber werden es in jeder Auffassung beträchtliche Massen sein. Gegenwärtig ist das Schutzmittel, mit dessen Hilfe die offizielle Universität in ihrem bestehenden Zustande allein existieren kann, die Beschränkung ihrer Zuhörerschaft auf eine immerhin noch relativ kleine Auswahl von Hörern. In diese Auswahl wird zugleich eine gewisse Einheit hineingebracht durch die Forderung einer bestimmten Vorbildung, die den Universitätsunterricht sowohl nach der Forschungs- wie nach der Brotseite außerordentlich erleichtert. Eine plötzliche rapide Zahlenvergrößerung unter gleichzeitigem Fall jener Vorbildungseinheit würde die beiden gegenwärtigen Zwecke der Universität gleichmäßig lähmen.

Die strenge Forschung, die ihrem Wesen nach stets in möglichst engem Kreise blüht, würde noch mehr leiden als jetzt. Es ist jetzt schon schlimm genug, wenn der Professor von seiner echten Forscherarbeit jeden Augenblick abberufen wird, um — nicht junge Kräfte in die Forschungsarbeit einzuweihen, was immerhin noch ein sehr edler und notwendiger Beruf ist — sondern um jungen Leuten etwas zum Zweck ihrer wirtschaftlichen Versorgung einzutrichtern und sie darüber zu examinieren, ob sie reif zur Anwartschaft auf diese Versorgung sind. Diesen Professor jetzt noch mit der Sorge für tausend gemischte, in ihrer Vorbildung unübersehbare „allgemein Bildungsbedürftige" belasten, hieße ihm den letzten Rest von Zeit für seine eigentliche Lebensaufgabe als Forscher endgültig wegnehmen.

Nicht minder würde von solcher Sorge die andere Seite der Universität geschädigt. Solange wir aber in einem Wirrwarr sozialer Dinge leben, bei dem von so und so viel Menschen ein gewisses mäßiges Quantum eingepaukter medizinischer, juristischer, theologischer oder philosophischer Weisheit wirklich als Schlüssel zur wirtschaftlichen Versorgung benutzt wird, so lange müssen wir auch hier den Dingen ihr leidiges Existenzrecht wenigstens ungeschmälert lassen. Wir dürfen jedenfalls billigerweise nicht verlangen, daß so und so viel Existenzen in der Vorbedingung ihrer Brotversorgung benachteiligt werden sollen, weil so und so viel andere in derselben Zeit die verfügbaren Lehrkräfte für allgemeine Bildungszwecke in Anspruch nehmen wollen.

Schließlich aber: selbst angenommen, es ginge durch eine ungeheuerliche Mehrbelastung der Dozenten und Vergrößerung des ganzen Universitätskörpers zu machen, daß auch die Hebung der Allgemeinbildung im weitesten volkstümlichsten Sinne ein „dritter Zweck" der offiziellen Universität würde, — ich glaube gar nicht, daß damit der

wirklichen Bewegung selbst, wie sie der Ruf nach Freien und Volksuniversitäten markiert, irgendwie genützt wäre.

Mit der offiziellen Universität käme vor allem jenes oben schon gekennzeichnete Dilemma hinsichtlich des Staates in die Sache hinein. Das Streben nach Allgemeinbildung bei Leuten, die von vornherein durchaus nicht nach staatlicher Approbation durch Examina und Titel oder gar nach direkter Anstellung im Staatsdienste ausschauen, hat mit dem Staate innerlich ebensowenig direkten Zusammenhang, wie die freie wissenschaftliche Forschung. In den offiziellen Universitätsorganismus eingesperrt, würde es aber ganz in derselben Weise in ein lähmendes Abhängigkeitsverhältnis geraten müssen, wie es der freien Forschung und ihrer freien Lehre zu allen Zeiten widerfahren ist und nicht zum wenigsten auch heute wieder aller Enden widerfährt.

Im Sinne solcher Betrachtung scheint es mir also in erster Linie nötig, Universität im offiziellen Sinne und Volks- oder Freie Universität resolut getrennt zu halten.

Was immer sich für ideelle Verwandtschaften in der Praxis zeigen mögen: jede faktische Verknüpfung wäre im höchsten Maße vom Übel und zwar für beide Teile. Wenn im Moment gerade aus Dozentenkreisen hier und da lebhafte Zustimmung zu der neuen Bewegung laut wird und sogar praktische Anteilnahme versprochen oder bereits versuchsweise geleistet wird, so spricht das für den edlen und volksfreundlichen Geist in einem Teil unserer Universitätskreise, an dem ja ohnehin niemand leicht gezweifelt hat. Ich glaube sogar, daß unter unseren Professoren und Privatdozenten ein gewisser Prozentsatz vorhanden ist, der weder für die ganz strenge Detail-Forschung noch für die grobe Handlangerarbeit des Eindrillens zur „wissenschaftlichen" Lebensversorgung sehr geeignet ist, dagegen aufs beste für die Zwecke eines freien Instituts für Allgemeinbildung zu gebrauchen wäre.

Diese Thatsachen ändern aber nichts an der fundamen-

talen Gegensätzlichkeit des echten Universitätskörpers und der geplanten Neuschöpfung, soweit der eigentliche Bau, die innere Organisation als Ganzes in Betracht kommt.

Soll das Wort „Freie Universität" einen wirklichen Sinn haben, so kann er nur aus der klaren Erkenntnis dieser Gegensätzlichkeit hervorgehen. Es bedeutet dann soviel, wie: frei von den Motiven, Konflikten und Fesseln der bestehenden Universität — frei von der strengen Detail-Forschung, wie von der Versorgungs-Paukerei, frei von den Hemmungen, die aus der unnatürlichen Verquickung beider für beide entstehen, — und frei endlich von jedem intimeren Abhängigkeitsverhältnis vom Staate über das hinaus, was heute so wie so jedem Verein, habe er nun diese oder jene Tendenz, auferlegt ist.

Ich weiß allerdings sehr wohl, daß diese Auffassung von einer großen Zahl Vertretern der Bewegung selbst aufs Schärfste wird bestritten werden.

Bestreiten müssen sie alle, die davon ausgehen, daß diese ganzen Versuche, wenn auch nicht im Rahmen der offiziellen Universität selbst, so doch ausschließlich von Universitätslehrern gemacht und geleitet werden müßten. Der Universitätslehrer bleibt aber nach der gangbaren Rechtsauffassung unserer geistlichen Behörden Staatsbeamter auch außerhalb der offiziellen Universität, — der Fall Arons ist in aller Denkenden Gedächtnis. Wenn sich also Staatsbeamte zu noch so viel neuen Schöpfungen zusammenthun, so bleibt jede dieser Schöpfungen doch von Beginn an und in alle Zukunft hinein ein Staatsinstitut, ganz einerlei, ob der Staat es nun auch noch materiell unterstützt oder nicht.

Ich verwerfe nun eben *wegen* dieser logischen Folgerung die Voraussetzung.

Wie gefährlich schon der geringste Anlauf wäre, den Staat in die Sache irgendwie hineinzuziehen, darüber giebt nichts so gute Aufschlüsse wie eine Betrachtung der engeren

Elemente, die als Publikum gedacht werden. Wir kommen hier von selber auf einen zweiten hochwichtigen Punkt.

Auf welche Zuhörer wird gerechnet?

Hier ist das Wort „Volk" zugleich glücklich und verhängnisvoll.

In gelegentlichen Besprechungen über die Sache, denen ich beigewohnt habe, sind mir sofort die wunderlichsten Gegensätze in der Auffassung des Begriffs „Volk" zu Ohren gekommen.

Einige verstanden unter Volk ohne weiteres die „Arbeiter" im engsten Sinne. Sie erinnerten sich dabei zum Teil an gewisse Selbsthilfsversuche der großstädtischen Arbeiter, um zu besserer Bildung zu kommen, und hofften von einem lebhaften Entgegenkommen bei dem geplanten Unternehmen das Beste.

Andere dachten an die Masse aller Halbgebildeten, denen die neue Universität jetzt echte Bildung beibringen solle, wobei freilich auch gegnerische Stimmen laut wurden, die gerade ein Anwachsen der unbrauchbaren Halbbildung als Ergebnis der neuen Bewegung prophezeihten.

Ein Professor sprach von den Männern der Wissenschaft, die jetzt zum Volke herabsteigen würden; ihm war das Volk offenbar die Gesamtheit aller Laien vor den Stufen jeder einzelnen Fachwissenschaft.

Ich muß gestehen, daß ich mit all diesen Definitionen: Arbeiter, Halbgebildeter, Laie bei der praktischen Begründung einer wirklichen Volksuniversität in dieser Stunde und unter diesen Verhältnissen verzweifelt wenig anzufangen wüßte.

Sollen wir die „Arbeiter" (das Wort in Anführungszeichen gebraucht!) als unser Publikum denken, so müssen wir eine Universität schaffen für solche, denen ihre Lebenslage im allgemeinen schon den Besuch eines Gymnasiums versagt hat. Eine Universität für die sogenannten „Halbgebildeten" müßte wohl vor allem die berücksichtigen, die

ungefähr Gymnasialbildung besäßen, aber die offizielle Universität nicht besucht hätten. Bei der Rubrik „Laien" aber kämen auch noch die in Betracht, die die offizielle Universität mit Erfolg besucht, aber naturgemäß dort nur ein Fach studiert hätten; denn auch der beste Fachmann ist dem fremden Fach gegenüber wieder „Laie".

Alle drei Forderungen zusammengefaßt, hätten wir die Totalität aller Menschen in der ganzen Kulturnation vor Augen als Zuhörer unserer Volksuniversität.

Das mag nun gut klingen, wenn es sich um die Kraftstelle einer Festrede handelt. Aber für die Praxis löst sich damit das Projekt in blauen Dunst auf, und wir nähern uns jenen trefflichen Vereinen, die die „Menschheit" zu sich einluden und verwundert waren, leere Bänke zu sehen, während sie ohne Frage ein volles Haus mit einem Reformprogramm für die Radfahrer oder die Kanarienvogelzüchter erzielt hätten.

Es gilt meines Erachtens nicht, den Begriff Volk in allerlei Varianten zu definieren: es gilt einige Punkte zunächst herauszuheben, wo der Bewegung für Volksuniversitäten ein unmittelbares Bedürfnis entgegenkommt. Nur diese und keine anderen Punkte sind reif für eine Neuschöpfung.

Würde man in die Tiefe blicken können, so würde man sehen, daß sie sogar die Bewegung eigentlich direkt angeregt haben. Denn diese ist, wie ich schon zu Beginn gesagt habe, nicht am grünen Tisch erfunden worden. Wohl aber hat man am grünen Tisch trotz bester Absicht bisher sehr stark dahin gearbeitet, die wahren Motive wieder zu verschütten.

An drei Stellen unseres Volkslebens ist das Bedürfnis nach Volksuniversitäten oder Freien Universitäten irgend welcher Art nicht bloß vorhanden, sondern man kann wohl sagen, es schreit geradezu zum Himmel.

Alle drei Stellen sind außerhalb jeder Verschwommenheit und die Frage der Praxis ist bloß die, ob sie sich alle drei unter einen Hut bringen lassen. Jedenfalls aber muß man sie, ehe man an das letztere Problem herantritt, klar vor Augen haben.

Auf unsere offiziellen Universitäten wandert da zunächst alljährlich ein ganz bestimmter Prozentsatz junger Leute, die dort etwas suchen, aber nicht finden. Nach ein paar Semestern verschwinden sie wieder, in den meisten Fällen ohne irgend eine Examenshöhe erklettert zu haben. Nach kürzerer oder längerer Frist sehen wir sie dann auftauchen in der sogenannten „freien Karriere" der Schriftstellerei.

Die Wege dieser freien Karriere sind sehr buntscheckig und vielgestaltig. Aus dem einen „verlorenen Studenten" entpuppt sich ein echter, nachhaltiger Dichter. Ein anderer wirft sich auf die freie ästhetische Kritik. Der dritte segelt ins politische Fahrwasser. Ein paar legen sich auf Popularwissenschaft. Ein großer Teil endlich bleibt in der einfachen Tagesjournalistik untergeordneter Art hängen, ein Beruf, der vielleicht jämmerlich aussieht neben den anderen, aber für den es schließlich doch auch Leute geben muß.

Auf der Höhe ihrer Bahn mögen alle diese Köpfe recht weit voneinander stehen, — tiefer als zwischen dem echten Dichter etwa und dem kleinen Zeilenreporter, oder auch dem Dichter und dem vollbewußten politischen Leitartikler, kann die Kluft in unserem Geistesleben kaum gähnen. Aber in ihren jugendlichen Anfängen laufen sie durchweg eng genug aneinander. Auf der Universität jedenfalls bilden sie eine ganz konstante Erscheinung, völlig charakteristisch zwischen dem Gros der Studenten, das auf ein staatlich privilegiertes Brotfach hinhetzt, und dem anderen, kleineren Teil, der auf die streng wissenschaftliche Facharbeit lossteuert, — zwischen den künftigen Ärzten, Pfarrern, Staatsanwälten und Gymnasial-Oberlehrern und den werdenden Privatdozenten und Professoren.

In diesem charakteristischen Bilde ist aber der charakteristischste engere Zug wieder, daß die ganze Schar dieser „Auch-Studenten" von ihrem gesamten Studium auf der offiziellen Universität trostlos wenig „hat". Sie finden etwas Allgemeinbildung — wenig genug; etwas Anschluß aneinander, — meist auch sehr erschwert; und etwas Vertiefung der Persönlichkeit durch das freiere akademische Leben. Das ist aber auch alles.

Im eigentlichen sachlichen Sinne bietet ihnen die ganze Universität trotz ihrer ungeheuerlichen Zersplitterung in alle Sorten geistiger Nährmittel so gut wie gar nichts.

Und zwar liegen die Dinge nicht etwa so, daß jene künftigen Kandidaten der „freien Karriere" überhaupt nicht wüßten, was sie suchten und sollten. Das wird wohl als Weisheit verzapft an Orten, wo man den Stachel des Vorwurfs bereits zu fühlen beginnt. Aber es steckt eine glatte Unwahrheit darin. Was letzten Endes aus ihnen werden soll, wissen angehende Schriftsteller gewiß nicht sicher. Aber auch der gangbare Fakultätsstudent pflegt meist bis tief ins Studium hinein nicht klar zu wissen, ob er künftig etwa der Forschung oder der Praxis angehören wird. Darauf kommt es ja nicht an. Auch der verträumteste Jüngling jener Spezialgruppe pflegt aber heute schon genau zu sehen, daß er ein Refugium in seinem Lebenskampfe immer wird anerkennen müssen: die Journalistik.

Wenn es Journalistik als festes Lehrfach auf unseren Universitäten gäbe, so wüßte jeder von jener Seite, in welches Kolleg er zunächst gehörte, — die Universität hätte wenigstens einen festen Anhaltspunkt für ihn.

Journalistik kann sehr gut als wissenschaftliches Fach gelehrt werden. Natürlich dürfte sie sich nicht auf ein klein wenig Handwerksbrauch beschränken. Sie müßte nicht bloß die Bedeutung der Korrekturzeichen oder die Einrichtung einer Setzerei beibringen. Wichtig und zeitersparend wäre

für den Lernenden schon das. Aber es gälte, viel weitere Dinge zu treffen. Die einzelnen Teile des modernen Journalismus müßten sachgemäß behandelt werden: Grundlagen und Gestaltung der politischen Parteien; Theorie der wissenschaftlichen und der Kunstkritik; Geschichte des Zeitungswesens, Ziele und Bedeutung der Presse in unserer Zeit; Beobachtung, Thatsachenwiedergabe, alles, was den Reporter angeht; die juristischen Voraussetzungen im gesamten Schriftstellergebiet.

Es ist klar, daß sich um die eine Journalisten-Fakultät (wenn wir davon einmal reden sollen) eine Menge Hilfsdinge oder faktisch bedeutsame Erweiterungen gruppieren müßten. Geschichte und Theorie des Buchhandels, des Verlegerwesens. Auf der anderen Seite, im Anschluß an den kritischen Teil: praktische Ästhetik mit Übungen am aktuellsten Stoff, moderne Litteraturgeschichte, Grundzüge der Schauspielkunst. Es ist keine Frage, daß durch geeignete Lehrkräfte hier eine einheitliche Wissensbasis für alle unsere Journalisten geschaffen werden könnte, deren Wirkung wir alsbald in einer Aufbesserung des Gesamtniveaus aller unserer Zeitungen wahrnehmen müßten. Dieser Zeitungen, auf die man schimpfen mag, so viel der Atem reicht, und von denen doch keiner mehr leugnen kann, daß sie unser größtes soziales Geistesorgan sind, das weiter als Buch und Rede dringt und dessen Aufbesserung uns eine heiligste Sache der Kultur beständig sein sollte.

Der Schriftsteller käme nicht als der „verbummelte", sondern als der reife Student von der Universität, — wenn auch wohl eine besondere Quittung über solche Reife durch ein Examen hier außer Betracht bliebe und rein die faktische Leistung nachher entschiede.

So wäre denn, scheint es, als der Weisheit letzter Schluß nichts nötig, als daß unsere offiziellen Universitäten sich dazu aufrafften, endlich dem Journalismus als einer wahren

modernen Weltmacht auch die entsprechende Stellung innerhalb ihres Lehrkörpers einzuräumen. Wir brauchten Kollegien, Seminare, Professoren für die bisherigen Stiefkinder des Universitätslebens, die Schriftsteller, und zwar solche, die ihren Bedürfnissen ausschließlich entgegen kämen.

Ich will erwähnen, daß der Zopf unserer offiziellen Hochschulen zwar groß ist, aber doch nicht so groß, daß nicht hier und da wirklich bereits Anregungen der Art aufgebracht, ja, Versuche mit einzelnen Kollegien über Journalismus gemacht worden wären. Wenn wir also recht artig warten, einstweilen noch ein paar Generationen verschmachten lassen, aber vertrauend auf das langsame „Vonselbstwerden" der Dinge in der Zukunft blicken wollten, so dürfte sich da vielleicht manches wirklich noch regeln. Ich finde nur, daß die Sache, selbst ihren Schneckengang einmal zugestanden, von Beginn an theoretisch einen Haken hat.

Und ich glaube, es ist im Grunde genommen doch auch dieser Haken gewesen, der bisher die ernsthaften Experimente der Art immer im ganzen gehemmt hat. Ich traue ja willig dem Universitätszopf das Unglaublichste zu. Aber diese andauernde Unbeweglichkeit an einer Stelle, die, wie alles, was mit dem Journalismus zusammenhängt, doch eigentlich so im grellsten Licht der großen Landstraße liegt, scheint mir denn doch auch einen sachlichen Grund zu haben.

Die journalistische Fakultät, um bei dem Worte zu bleiben, hätte, in den Rahmen unserer offiziellen Universitätsfakultäten mit eingesperrt, gewisse Eigenschaften, die sie sehr bald zum enfant terrible der ganzen Universität machen müßten.

Zunächst schon in äußerlichen Dingen.

Staatliche Examina wären bei ihr wohl ein Unding. Es wäre die einzige Fakultät, wo schlechterdings nur gelehrt und freiwillig gelernt würde, von irgend welchen Quittungen aber nicht die Rede sein könnte. Denn es liegt in der oben

schon gestreiften Vielköpfigkeit der späteren freien Karriere aufs Bündigste enthalten, daß bei diesem Studium jedem ganz individuell überlassen bleiben müßte, wie viel er sich aus dem Gebotenen aneignen und was er daraus machen will. Jeder Versuch, die Schriftstellerei durch staatliche Examina zu verbarrikadieren, wäre nicht ein Fortschritt, sondern die schwerste Schädigung, die man dem ganzen Beruf anthun könnte, — ein Angriff auf das Freiheitsprinzip, das ihm trotz so vieler Mißstände nach wie vor als gesundestes Besitztum angehört.

Das Fehlen eines Schlußexamens würde aber rückwirkende Kraft haben auf die Forderung des sonst üblichen Einleitungsexamens, des Abiturientenexamens, das hier faktisch äußerst wertlos bliebe, was die eigentliche Karriere anbelangt. Die Festungswerke, wie sie die gegenwärtige Universität sich nach oben und unten geschaffen, könnten an dieser Journalistenecke also höchst bedenklich bedroht werden, — durch die fest verbarrikadierte Institution zöge sich mit dieser neuen Fakultät gleichsam eine offene Gasse, durch die jeder frei ein- und ausgehen könnte. Wie sich die ganze, ohnehin schon so innerlich schwankende Institution über dieses Wagnis wegretten sollte, wäre mindestens ein schwieriges Problem.

Die Dozentenfrage machte alles noch vielfach verwickelter. Der zünftige Litteraturprofessor würde hier vollkommen versagen. Es gälte erst, einen ganz neuen Professorentypus zu schaffen. Zunächst würde man jedenfalls der Notwendigkeit nicht entgehen können, angesehene Leute aus der freien Journalisten- und Schriftstellerkarriere heraus als Dozenten zu berufen. Diese Leute könnten nun so ausgezeichnet sein, wie sie wollten: in den Reihen der bisherigen zünftigen Universitätsdozenten würden sie ein zunächst fremdes, vielleicht dauernd sogar unmögliches Element bilden. Mindestens wäre die Wahl sehr schwer.

Wenn man solche suchte, die noch am ehesten ihrer ganzen Lebensführung und Karriere nach in einen Staatsorganismus, wie die Universität, paßten, so käme man vielleicht auf eine Auswahl der schlechtesten Musikanten in der Reihe.

Die Bedenken ließen sich geradezu endlos ausspinnen. Und je höher man die besten Elemente des freien Schriftstellerstandes schätzt, desto gröber werden die Bedenken.

Nun kommen zu all diesen äußeren Schwierigkeiten aber noch ein volles Maß innerliche.

Ich habe von dem Dilemma gesprochen, das auf der freien Forschung durch ihre Verkettung mit dem Universitätskörper als staatlicher Institution lastet. Die wissenschaftliche Forschung richtet sich ihrem Wesen nach an einen Stand vollkommen freier, lediglich der Wahrheit verpflichteter Menschen, nicht an irgend welche Staatsbürger, die auf bestimmte Institutionen eingeschworen sind und ihr Lebenswohl und Wehe, ihre materielle Versorgung und ihren ideellen Standeswert nur in vollkommener Abhängigkeit von diesen Institutionen sich wahren können, also zu unausgesetzter Rücksichtnahme gezwungen sind. Die Verknüpfung von Forschung und staatlicher Universität bedeutete in diesem Sinne ein gewisses Ablenken vom Grundprinzip, und die Folgen stehen vor Augen.

Nun ist der Schriftstellerstand seinem Prinzip nach jedenfalls auch als ganz frei, ganz unabhängig anzusehen. Die Dichtung hat mit dem Staat für sich so wenig zu thun, wie die Wissenschaft. Die Kritik unterliegt selbst vollkommen den Forderungen der Wissenschaft, also auch der Unabhängigkeitsforderung. Für die politische Journalistik aber muß als Grundsatz gelten, daß ideell zu ihr zwar Elemente zählen, die sich bewußt in den Dienst oder wenigstens die geistige Gefolgschaft des bestehenden Staates stellen — daß aber ebenso dazu gehören alle die Elemente, die auf dem Wege

der Tagespresse diesen Staat oder gar den Staatsbegriff überhaupt aufs Entschiedenste befehden; also der Konservative oder Nationalliberale genau so, wie der Sozialdemokrat oder Anarchist. Jede Einsperrung der journalistischen Fakultät in ein Staatsinstitut, wie die offizielle Universität, müßte also die Schäden, die sich bei der freien Forschung schon zeigen, wiederholen.

Und sie müßte sie sogar in gewissen Punkten entschieden weit überbieten.

Man braucht bloß an Kurse über die politischen Parteien unserer Zeit für angehende politische Redakteure im Rahmen einer Staatsuniversität zu denken. Sollte die Fakultät hier irgend welchen Zweck haben, so müßte sie die Möglichkeit gewähren, politische Entwickelungen von den verschiedensten Parteistandpunkten aus zu hören. Ich glaube, daß ich den Schluß nicht weiter auszuführen brauche, der sich jedem von selbst aufdrängt.

Eine Journalisten-Fakultät, aufgethan inmitten der bestehenden Staatsuniversität, wäre einfach ein von Beginn an verlorener Posten. Wir würden erleben, daß sie, anstatt zu helfen, sehr bald zu einer Hochburg aller Versuche würde, die Unabhängigkeit des freien Schriftstellerstandes herabzudrücken.

Einmal die Dinge so verfahren, würden wir einen „studierten Journalisten“ bekommen, der sich zu einem äußerst bedenklichen Typus entwickeln könnte. Ganz unzweifelhaft würde wenigstens der Versuch gemacht werden, diesem offiziellen Journalisten ein Teil Beamtenblut einzuimpfen — man würde die schöne Phrase hören, daß durch die neue Fakultät der rüde Stand der Schriftsteller „veredelt“ werden solle — es ist aber ein böses Ding heute um solche wohlmeinende Veredelung und der Schriftsteller dürfte hier mehr als irgend einer um Schutz vor seinen allzu väterlich besorgten Freunden bitten. „Geht mir aus der Sonne!“ spricht der weise Diogenes.

Indessen, ich glaube gar nicht, daß wir dieser Gefahr so bald entgegenlaufen, — ihr so wenig, wie dem Nutzen. Denn der offizielle Universitätskörper, gequält durch eigene innere Leiden, wird sobald gar keine Zeit finden, sich an sachlich wie formell so heikle Dinge heranzumachen. Es wird nach wie vor hier und dort ein kleines Scheinkolleg über Journalismus gelesen werden, dabei aber wird es bleiben.

Inzwischen schreit aber der wahre Notstand wirklich gen Himmel.

Wir sehen einen Kreis junger Leute vor uns, der unablässig sich erneut. Auf ihm ruhen hochwichtige Hoffnungen unseres geistigen, unseres öffentlichen Lebens. Er sucht etwas, was äußerlich einer Fakultät unserer offiziellen Universitäten durchaus ähnlich wäre. Aber im Wesen dieser Universitäten liegt etwas, was der Bildung gerade dieser Fakultät widerstrebt. Ist der Gedanke nicht aufdringlich genug, daß hier ein Bedürfnis vorliegt, das auf die Bildung von Freien Universitäten hindrängt? Nicht ein Schlagwort von oben, nicht ein papierener Beschluß vom grünen Tisch, sondern ein Notruf, hinter dem eine ewig neu zuwachsende Kette junger Kräfte steht.

Alle Übelstände, die für die alte Universität in dem Begriff einer Schriftstellerhochschule stecken, sind für eine Freie Universität ebenso viel Vorteile.

Die resolute Anlehnung an Zwecke des Schriftstellerstandes würde von Beginn an dem Wörtchen „frei“ nicht nur eine erhöhte, sondern vor allem eine reale, gleichsam konkrete Bedeutung geben.

Frei „wovon“, wäre damit klar vorgezeichnet.

Die Beseitigung der Examenfrage schaffte größeren Spielraum, anstatt Verwirrung anzustiften; jenes Bild von der offenen Gasse, das ich oben gebraucht habe, träfe ja hier ins Herz der besten Absichten. Die Wahl der Dozenten wäre gewiß auch jetzt keine ganz leichte Aufgabe. Sie würde

schwerer oder leichter, je nach der Art, wie man sich die Leitung des ganzen Unternehmens gestaltet denkt. Aber das bliebe unanfechtbar: je besser (und freier!) an sich und in ihrem Fach die Kräfte aus dem Schriftstellerstande selbst wären, die in Frage kämen, desto größer wäre hier die Aussicht auf Gelingen, da es sich ja um eine besondere Eigenart, einen zu schaffenden Neutypus von Dozenten handelt, — während bei der offiziellen Universität zunächst nichts in die Wage fiele als die Ähnlichkeit mit dem dort althergebrachten Professorentypus.

Wichtige Begleiterscheinungen kämen noch in Betracht. Der Prozentsatz an jungem Schriftstellernachwuchs unter den jungen Leuten, denen die häuslichen Verhältnisse überhaupt ein paar Semester materiell gesicherten Universitätsstudiums erlauben, ist bei uns groß. Aber er ist doch nicht so groß, daß etwa jede Universität, an der deutsch doziert wird, eine eigene Fakultät darauf aufbauen könnte. Mir scheint, als wenn ein bis zwei deutsche Freie Universitäten vielleicht schon im ganzen genügen, mindestens drei vollkommen ausreichen könnten. Das wäre für die Gründung Freier Universitäten sehr wichtig.

Angenommen, es entstände zunächst geradezu nur eine einzige. Sagen wir in Zürich, — man hat den Ort mehrfach als besonders günstig empfohlen. Ich glaube, daß sich gerade darüber sehr streiten läßt, aber ich lege jetzt darauf kein Gewicht. Es ist außer Frage, daß im Moment, da der Ruf von einer wirklich planmäßigen Journalistenuniversität in Zürich sich allgemein verbreiten würde, ein Zuströmen geradezu aller Studenten von überall her stattfinden würde, die nach der Schriftstellerei hinüberschauen. Welcher Ort es ist, wäre dabei ganz gleichgültig. Es käme einfach alles, was jetzt vergebens die vorhandenen Fakultäten und Universitäten durchsucht, an dem einen Ort zusammen.

Die Sache vereinfachte sich außerordentlich, und wenn

selbst ein paar Städte zugleich einsetzen wollten, so bliebe immer noch eine gewisse Fülle zu erwarten, die das ganze Bild sofort zu einem höchst auffälligen, lebenswarmen machen müßte. Alles Gekennzeichnete in Ehren, behielte das Gesamtbild immer noch viel von einer regelrechten Universität an sich. Den Grundstamm bildeten durchaus Elemente, die sonst die gewöhnliche Universität (wenn auch zwecklos) besucht haben würden, also regelrechte Studenten. Und der Grundbau der Kollegien, Seminarien u. s. w. müßte zwar zum Zweck gründlich reformiert werden, aber allzu weit brauchte er sich vom Herkommen der anderen Universität nicht zu entfernen. Vieles in jenem Herkommen, soweit es nicht auf grobe Examenszwecke zielt, hat ja sein gutes historisches Recht als wirkliche Auswahl des Passendsten, und das auszuscheiden hätte keinerlei Grund.

Im ganzen würde eine solche Universität ein lebhaftes, schönes Bild gewähren. Ihr Nutzen für die Beteiligten wäre unberechenbar. Denn es ist klar, daß nicht nur hier wirklich das Bildungsniveau eines ganzen Standes merklich erhöht würde: es kämen auch direkte Förderungen für den einzelnen in Betracht.

Der Horizont würde sich ihm klären. In Jahren, die er sonst zwecklos auf der offiziellen Universität verbummelt hätte, lernte er schon deutlich in sein eigenes Fach hineinsehen, lernte, wie vieldeutig es ist, wie viel Wege es ermöglicht. Der lebhafte Gedankenaustausch, in den (gerade bei möglichst freier Organisation) jedenfalls die Dozenten (und indirekt damit auch schon die Schüler) mit den ganzen thätigen journalistischen und schriftstellerischen Kreisen kommen würden — er würde auch ohne besondere Examensquittungen sehr vielen begabten jungen Elementen ihre Karriere unmittelbar erleichtern können. Wie viel zwecklose Lebenskämpfe, wie viel sinnlose Katastrophen wären auf diesem Boden zu vermeiden!

Schon der Zusammenschluß vieler, im Wollen und in gewissen Grundzügen der Begabung einander ähnlicher junger Leute hätte starke Vorteile. So von unten auf würde sich wirklich vielleicht das Ideal einer gewissen Solidarität des Schriftstellerstandes erreichen lassen, — jenes Ideal, das „von oben" trotz aller Verbände, Vereine und Festessen immer noch nicht über die Stufe der grotesken Karrikatur hinausgebracht worden ist.

Und so reiht sich, sowie man weiter denkt, Perle an Perle in der Kette aneinander, soziale und ideelle Fortschritte aller Art, und alles im festen Bann eines einzigen konkreten Bedürfnisses, — kein vager Ruf in die weite Volksmenge hinein, sondern ein richtiges Wort zur rechten Stunde an einen ganz bestimmten, längst des Wortes harrenden Kreis.

Der Vorschlag, wie er hier gemacht ist, malt nicht „die" freie Hochschule. Er kennzeichnet eine der denkbaren Formen, auf die nach meiner Ansicht das Wort passen könnte. Es gäbe aber noch andere Formen neben dieser, über deren Betrachtung ich [illegible]

Eine Journalistenhochschule [illegible]

[illegible]

Fassen wir jetzt diese anderen Unternehmungen etwas schärfer ins Auge, ob sich nicht auch da konkrete Dinge finden lassen über den allgemeinen Phrasenschwall vom „ganzen Volk“ hinaus.

Für eine Institution, die in sich prinzipielle Schwierigkeiten birgt, sind Neuerungen durchweg eine Gefahr, auch wenn sie ganz in der Linie des ursprünglichen Prinzips liegen, also eigentlich gesunde Entwickelungen sein sollten. Es ist bezeichnend, wie unsere offizielle Universität in Deutschland Angst hat vor dem Frauenstudium.

An sich streitet es gewiß wider keines der beiden Grundprinzipien der Universität.

Wenn die Frau sich über die nötige Vorbildung ausweist und dann Geld auf den Tisch legt, um sich dafür ihren Anteil zu sichern an der medizinischen, juristischen oder philologischen Eindrillerei zum Zweck einer Examensquittung: wer will sie zurückweisen? Eine Universität, die sich für ihre Lehrstunden bar bezahlen läßt, hat so wenig einen vernünftigen Grund dazu, wie der Kaufmann ihn hat, bei dem eine Frau sich ein Pfund Bartwichse kauft. Was die betreffende Käuferin mit der Bartwichse anfangen will, das dürfte wohl ihre Sache sein und den Verkäufer nicht schädigen. Die Verhältnisse liegen aber heute sogar schon so, daß eine Frau, die sich der Universitätsschulung im strengen Berufs- und Examenssinne unterzieht, von dort etwas holen kann, was für sie nicht bloß Bartwichse ist: sie kann eventuell wirklich schon ihre materielle Lebensversorgung darauf aufbauen. Also ihr Recht ist doppelt und dreifach da.

Auf der anderen Seite: wenn sich die Frau nun der wirklichen strengen Forschung widmen will? Hat die Wahrheitsforschung in der Astronomie etwa gewisse Kometen aus ihren Büchern gestrichen, weil sie nicht der alte Wilhelm Herschel selbst, sondern seine Schwester Karoline entdeckt hatte? Vor der Forschung giebt es so wenig ein Geschlecht, wie einen

Stand, und wer das noch glaubt, der ist wert, selbst aus den Hallen der freien Wissenschaft hinausgeworfen zu werden.

Aber die eigentliche Angst stammt auch gar nicht aus solchen Zweifeln und willkürlichen Abgrenzungen.

Man fühlt hier dasselbe, was dem ganzen Prinzip der Freien Universitäten und was jener oben gekennzeichneten Journalistenfakultät widerspricht: — man ahnt einen außerordentlichen Andrang neuer Elemente überhaupt, eine Mehrbelastung, — und zum Teil in diesen Elementen der Mehrbelastung gerade auch hier wieder etwas Zersetzendes, etwas, was den ohnehin vorhandenen chronischen Konflikt innerhalb der offiziellen Universität verstärken und akut machen könnte.

Und wiederum, wie bei dem Journalistenproblem, fragt es sich da, ob es nicht wirklich für einen großen Teil der Frauenbewegung, die im Augenblick an das alte Universitätsgebäude anbrandet, im eigenen Interesse besser wäre, von dem alten Bau abzusehen und sich selber eine eigene, praktischere Institution zu schaffen.

Auf einem Frauenkongresse in Berlin konnte man gelegentlich Urteile aller Art über Frauenstudium hören, vernünftige und bornierte in abwechslungsreicher Fülle. Es war typisch für den ganzen Kongreß, daß eine große Menge der Rednerinnen Frauenfrage und Frauenstudium geradezu zusammenwarfen: die große Frauenfrage unserer Zeit erschien wie erschöpft in der Frage, ob und wie ein enges Verhältnis von Universität und Frau zu schaffen sei.

Das war natürlich ein verzweifelter Schnitzer. Nach jeder Richtung schlug hier, wie mir scheint, die herbe Kritik ein, die vom sozialdemokratischen Standpunkte aus geübt wurde. Die Frauenfrage im Großen fällt zusammen mit der großen sozialen Frage unserer Zeit und nur im Zusammenhang mit umfassenden sozialen Lösungen ist auch ihre Lösung im Innersten möglich.

Nehmen wir, wie es dort (auch das noch einseitig genug)

vielfach gethan wurde, die bestehende offizielle Universität bloß als ein Institut, das zu einer bestimmten Lebensversorgung verhilft, und sperren wir alle Thore dieser Universität für die Frauen auf. Wo wird geholfen sein?

Für die Auswahl von Frauen, die zugleich mit den nötigen Gehirnfähigkeiten das Geld besitzen, um sich zunächst die Vorbildung zur Universität und dann die langen Semester der Universität selbst „erkaufen" zu können; ja ich lasse beiseite, daß selbst von diesen im heutigen Konkurrenzkampf innerhalb der akademischen Berufe auch bei absolutem Offenstehen aller dieser Berufe nur wieder ein kleiner Teil wirklich lebenslänglich „auf die Kosten käme". Jedenfalls wäre wohl ein solcher kleiner Teil da.

Aber wie winzig ist jene Auswahl überhaupt, jene Auswahl von Frauen, die das Geld zum Studium haben, gegen die Masse der armen Mädchen, die nie daran denken können, Geld an Studien zu wenden, die von früh an in den bittersten Existenzkampf geworfen sind und Tag um Tag von der Hand in den Mund leben, falls sie überhaupt zu leben haben! Hier von einer Lösung der Frauenfrage durch die Universitätsfrage zu reden, ist ein so offenkundiger Hohn, daß die schärfste Kritik am Platze ist.

Auf dem betreffenden Kongresse wurde diese Kritik herausgefordert und sie ist scharf genug gegeben worden. Damit aber ist nun auf der anderen Seite durchaus nicht etwa widerlegt, daß es eine „Universitätsfrage" giebt innerhalb der Frauenfrage. Es giebt sie genau so, wie es innerhalb der großen sozialen Frage unserer Zeit für einen gewissen Kreis von Männern jene oben berührte „Journalistenfrage" giebt. Nur muß man von vorne herein den Rahmen ganz scharf ziehen.

Man muß bewußt absehen von der ungeheueren Zahl jener Frauen, denen vollkommen die Mittel fehlen, sich auf einen Lebensberuf lange Jahre hindurch vorzubereiten. Man muß sich beschränken auf gewisse Kreise von Mädchen, die

mindestens ein Stück weit ins Leben hinein durch die nötigen Mittel von Hause aus „getragen“ werden, bei denen der eigene Gelderwerb aber erst jenseits der Universität anfängt, falls er überhaupt anfängt.

Die erste Forderung, die für diese Frauen in Betracht kommt, ist dann natürlich die schrankenlose Öffnung der offiziellen Universität für alle Frauen, die sich über die genügende Vorbildung ausweisen können und die mit der festen Absicht kommen, entweder sich der strengen Forschung zu widmen oder die normale Examensbahn für Berufszwecke zu durchlaufen. Jeder Versuch, diese Forderung einzuengen, wäre geradezu ein Schlag ins Gesicht für jede vernünftige Auffassung der Dinge. Und wie die Sachlage im Moment steht, kann auch kaum noch ein Zweifel sein, daß wir in dieses Fahrwasser bereits mit vollen Segeln hineinsteuern.

Aber inmitten dieses Prozesses sehe ich einen zweiten sich entwickeln. Er ist in vieler Hinsicht der interessantere, weil er umfassender ist. Und er ist jedenfalls der, vor dem im Kern den [illegible], die der Frau die offizielle Universität noch [illegible] möchten, am meisten graut.

Nehmen wir an, die offizielle Universität steht allen [illegible] jungen Mädchen von heute offen — allen den Schwestern, sagen wir einmal, aller der jungen Leute, die heute zur Universität kommen.

[illegible]

[illegible]

werden; jedenfalls aber zeigt die Bewegung nach dieser Seite schon jetzt, daß ein ganz bestimmter Prozentsatz da sein wird.

Einige Mädchen kommen auch, um in die Fachforschung einzutreten; wie viele das in der Masse sein werden, das ist schwer zu sagen und Skeptiker werden hier am längsten die Köpfe schütteln; aber ich bin überzeugt, daß sich auch hier mit der Gelegenheit Kräfte finden werden, — bedeutendere vielleicht, als selbst die Wohlwollenden heute ahnen.

Sehr bald wird die Studentin in unseren mittleren und oberen Kreisen, soweit dort einige oder sogar reichliche Geldmittel da sind, eine feste, allgemein anerkannte Erscheinung werden.

Alsbald jetzt aber wird sich etwas ganz Unvermeidliches vollziehen.

In den Kreisen aller jungen Mädchen jenes Standes, nicht nur bei den teilweise materiell versorgten, sondern auch bei den ganz versorgten, wird eine zunehmende lebhafte Bewegung entstehen, die nach der Universität hindrängt. In dem, was wir heute „bürgerliche Frauenbewegung" nennen, steckt durchaus nicht bloß der Kampf um die geistigen Berufe, um die offizielle akademische Examensbildung zum Zwecke einer festen, ernährenden Lebensarbeit. Die Sehnsucht, der ungestüme Drang von tausend und tausend jungen Mädchen steht dahinter, die überhaupt nach einem tieferen Anschluß an die Geistesbildung unserer Zeit ringen und zwar nach einem Anschluß unter den freien Formen, die, allen Verflachungen und Verrohungen zum Trotz, schließlich doch unser Studentenleben immer noch am besten verkörpert.

Es schließt sich in diesem Drange dunkel alles Beste zusammen, was aus der ganzen Verworrenheit unserer bürgerlichen Mädchenexistenz herausdrängt: aller Hunger nach Wissen, nach Anteil am wahren Leben des Tages, alle Sehnsucht nach einer individuellen Ausgestaltung der Persön-

lichkeit inmitten einer gewissen Freiheit, aller Haß gegen die grenzenlose Öde und Tyrannei in jenem leider nur schon zu konventionellen Pseudo-Familienleben, dem das Mädchen Heiratsobjekt, Spekulationsgegenstand, Ballast, sitzen gebliebene alte Jungfer, alles mögliche ist, nur niemals „Weib“, auf sich stehende, für sich existierende weibliche Persönlichkeit.

Mögen die Lobredner gewisser alter verrotteter Familientraditionen den Mund noch so voll nehmen und aus diesem armen Opfer verschrobenster Ehrbarkeitsbegriffe und armseligster Heiratsschacherei, wie es die bürgerliche Tochter von heute in unzähligen Fällen darstellt, immer wieder das Ideal einer „deutschen Jungfrau“ herauslügen: jener Drang brandet und brandet an allen Ecken und Enden herauf und keine Schönrederei kann ihn mehr aufhalten.

Und es ist ein Herzensruf darin, der weit über die nüchterne Erwägung, die auch dem Weibe geistige Berufe zum Broterwerb erringen will, hinausgeht, — ein Notschrei nach Licht und Luft, der ganze Bankerott einer Ordnung der Dinge, die nicht einer wirklichen Idealauffassung hinsichtlich des werdenden Weibes entsprang, sondern einer tiefen Verachtung aller echten individuellen Regungen im Weibe.

Laßt inmitten dieser Gärungen, dieses allerorten andrängenden brennenden Verlangens nun die Studentin aus einem fremdartigen, mit Mißtrauen begrüßten Sonderwesen zu einem ehrlichen, klaren, selbst von der bestehenden Gesellschaft schließlich anerkannten Typus werden, laßt die Thore der Universität sich öffnen: — der ganze Drang wird sich nach dieser Seite hin ergießen.

Ich rede hier nicht von Utopien, sondern von Dingen, die schon übermorgen, schon morgen vor der Thür stehen.

Ein paar Jahre studieren — das wird ein Schlachtruf werden auch überall da und erst recht da, wo man gar nicht an Broterwerb denkt.

Und hier entsteht nun die Frage: soll die „Universität", die da gesucht wird, wirklich bloß und ausschließlich die „offizielle Universität" sein?

Oder ist es denkbar, daß wir, den Typus der „Studentin" zugegeben, für ihn im weitesten Sinne noch einen anderen, einen besseren Hintergrund schaffen könnten?

Wenn wir fortlassen, was einen Brotberuf in der offiziellen akademischen Form sucht, wenn wir abziehen, was sich der strengen Forschung widmen will: was bleibt als Masse übrig? Mädchen, die „Bildung" suchen. Ja wohl. Aber Bildung allein drückt es noch nicht ganz rein aus.

Es gehört etwas dazu, was die individuelle Freiheit in der Aneignung dieser Bildung betont.

Sie suchen über die Bildung hinaus die „Studentin" als Persönlichkeit.

Ich meine das bei Leibe nicht im tadelnden Sinne. Mancher von uns Männern giebt in späteren Jahren billig daran, was er auf der Universität als Berufsfach gelernt hat. Aber die Erinnerung an das Studententum als solches will keiner so leicht missen. Es will das viel heißen, denn auch in dem Studentenleben unserer offiziellen Universitäten sind tiefe und ernste Wunden. Und doch muß das Gute überwiegen. Man hat das Warum in Händen, sobald man sich erinnert, was schon dieses kleine Endchen Freiheit, Selbstbestimmung, Unabhängigkeit in diesen besten, goldensten Lebensjahren für Wunderdinge leistet für die Kräftigung des Individuums, — wie es einen Lichtschein von Glück erzeugt, der durch ein ganzes langes Leben zu leuchten vermag.

Und das wäre nun auch für das junge Weib zu erringen.

Möchte später werden, was wollte. Möchte sie heiraten oder frei bleiben, eine feste Thätigkeit finden oder nicht. An einer Stelle, die jetzt vielleicht die ödeste, unzufriedenste

ihres Lebens ist, schöben sich ein paar Jahre echter Studentenfreiheit ein. Studentenfreiheit, die sie in Verbindung brächten mit ebenso freien Kameradinnen und, nicht zu vergessen, auch Kameraden, — alle nicht zusammengeschmiedet durch die Thorheiten eines Ballabends und die Intriguen mütterlicher oder sonstiger Heiratsinteressen, sondern zunächst in gewissen idealen Bund gebracht durch geistige Interessen, Bildungswünsche, gemeinsam ansteigende geistige Entwickelung.

Ich will wenigstens andeuten, daß ich persönlich ein solches Zusammensein in relativer Freiheit auch für die Entstehung wirklicher Beziehungen zwischen Mann und Weib, für Erfahrungen auf diesem Gebiete, von sehr viel größerer und förderlicherer Bedeutung halten würde, als die ganze erniedrigende Art, wie jetzt in unseren gebildeten Kreisen das junge Mädchen auf die Ehejagd geschickt und gleichzeitig der junge Mann bis zur Verheiratung auf die Prostituierte verwiesen wird. Doch das sei selbst eine Sache für sich.

Die Hauptfrage scheint mir: entspricht unsere offizielle Universität den Zwecken, die hier für die Studentin vorgezeichnet sind?

Ich glaube nicht.

Auch hier ist Boden, wo die „Freie Universität" wurzeln könnte.

Zunächst ist unsere offizielle Universität für diese große Masse von Studentinnen nach unten zu sehr verbarrikadiert. Obwohl man ja heute schließlich auch ohne Abiturientenexamen auf die Universität kommen kann (natürlich unter Verzicht auf spätere Staatskarriere), so würde doch, fürchte ich, einerseits dieser Weg bei zu großem Ansturm rasch offiziell verrammelt werden, — und anderseits dürfte bei einer Masse vernünftiger Mädchen der Drang entstehen, auch hier möglichst „vollberechtigt" zu werden: — es finge eine allgemeine Examensochserei an, zu der sich ja schon heute in Mädchengymnasien der Weg ebnet.

Nun meine ich: wer für später die Staatskarriere braucht — gut, mag er auch diesen Block wälzen. Aber für die große Masse derer, die bloß ein paar bildende freie Studentensemester suchen: um Gotteswillen nicht. Alles Gute, was sich trotz aller Detailschäden immer und immer wieder für die Universitätsjahre anführen läßt — es findet sein äußerstes Gegengewicht in ebensoviel Schlechtem, was die Gymnasialjahre anbetrifft. Nach jeder Richtung, geistig wie gesundheitlich, gilt es, das junge Mädchen vor diesem Marterweg zu bewahren, wo immer es geht.

Auf der anderen Seite ist aber kein Zweifel, daß ein Universitätsunterricht, der, — ich will natürlich nicht sagen, von jeder einfachsten Vorbildung — aber doch gänzlich vom Gymnasium und seiner Reifeprüfung absieht, anders eingerichtet sein müßte als der vorhandene. Er müßte es nicht minder sein, weil ihm in gleicher Weise ein Schlußexamen fehlte. Je mehr ein Ton auf dem Freiheitlichen, auf der Erziehung zur Individualität liegen soll, um so entscheidender fiele der Begriff eines solchen Schlußexamens. Man kann heute an dem männlichen Studenten meist sehr gut verfolgen, wo für ihn die in jenem Sinne verhängnisvolle Wende liegt. Die ersten Semester thun die Hauptarbeit, oft die ganze Arbeit hinsichtlich der freien Persönlichkeitsentfaltung. Sobald die Examensangst aber einzugreifen beginnt, sobald die Berufsfrage akut wird, beginnt eine rückläufige Bewegung, es erfolgt ein wachsendes Hinneigen wieder zur Schablone, jener Schablone, die nachher im Beruf selbst so oft mit unheimlicher Geschwindigkeit zum vollkommenen Stillstand jeder Individualentwickelung, zur absoluten Versteinerung führt. Den Geist jener ersten Semester allein gälte es zu retten für die Freie Frauenuniversität, wie sie mir vorschwebt, der Geist der späteren aber wäre bewußt zu bannen.

Nun haben wir ja in der Journalistenuniversität schon ein solches Institut uns theoretisch vorgestellt, das jedes

ihres Lebens ist, schöben sich ein paar Jahre echter Studentenfreiheit ein. Studentenfreiheit, die sie in Verbindung brächten mit ebenso freien Kameradinnen und, nicht zu vergessen, auch Kameraden, — alle nicht zusammengeschmiedet durch die Thorheiten eines Ballabends und die Intriguen mütterlicher oder sonstiger Heiratsinteressen, sondern zunächst in gewissen idealen Bund gebracht durch geistige Interessen, Bildungswünsche, gemeinsam ansteigende geistige Entwickelung.

Ich will wenigstens andeuten, daß ich persönlich ein solches Zusammensein in relativer Freiheit auch für die Entstehung wirklicher Beziehungen zwischen Mann und Weib, für Erfahrungen auf diesem Gebiete, von sehr viel größerer und förderlicherer Bedeutung halten würde, als die ganze erniedrigende Art, wie jetzt in unseren gebildeten Kreisen das junge Mädchen auf die Ehejagd geschickt und gleichzeitig der junge Mann bis zur Verheiratung auf die Prostituierte verwiesen wird. Doch das sei selbst eine Sache für sich.

Die Hauptfrage scheint mir: entspricht unsere offizielle Universität den Zwecken, die hier für die Studentin vorgezeichnet sind?

Ich glaube nicht.

Auch hier ist Boden, wo die „Freie Universität“ wurzeln könnte.

Zunächst ist unsere offizielle Universität für diese große Masse von Studentinnen nach unten zu sehr verbarrikadiert. Obwohl man ja heute schließlich auch ohne Abiturientenexamen auf die Universität kommen kann (natürlich unter Verzicht auf spätere Staatskarriere), so würde doch, fürchte ich, einerseits dieser Weg bei zu großem Ansturm rasch offiziell verrammelt werden, — und anderseits dürfte bei einer Masse vernünftiger Mädchen der Drang entstehen, auch hier möglichst „vollberechtigt“ zu werden: — es finge eine allgemeine Examensochserei an, zu der sich ja schon heute in Mädchengymnasien der Weg ebnet.

Nun meine ich: wer für später die Staatskarriere braucht — gut, mag er auch diesen Block wälzen. Aber für die große Masse derer, die bloß ein paar bildende freie Studentensemester suchen: um Gotteswillen nicht. Alles Gute, was sich trotz aller Detailschäden immer und immer wieder für die Universitätsjahre anführen läßt — es findet sein äußerstes Gegengewicht in ebensoviel Schlechtem, was die Gymnasialjahre anbetrifft. Nach jeder Richtung, geistig wie gesundheitlich, gilt es, das junge Mädchen vor diesem Marterweg zu bewahren, wo immer es geht.

Auf der anderen Seite ist aber kein Zweifel, daß ein Universitätsunterricht, der, — ich will natürlich nicht sagen, von jeder einfachsten Vorbildung — aber doch gänzlich vom Gymnasium und seiner Reifeprüfung absieht, anders eingerichtet sein müßte als der vorhandene. Er müßte es nicht minder sein, weil ihm in gleicher Weise ein Schlußexamen fehlte. Je mehr ein Ton auf dem Freiheitlichen, auf der Erziehung zur Individualität liegen soll, um so entscheidender fiele der Begriff eines solchen Schlußexamens. Man kann heute an dem männlichen Studenten meist sehr gut verfolgen, wo für ihn die in jenem Sinne verhängnisvolle Wende liegt. Die ersten Semester thun die Hauptarbeit, oft die ganze Arbeit hinsichtlich der freien Persönlichkeitsentfaltung. Sobald die Examensangst aber einzugreifen beginnt, sobald die Berufsfrage akut wird, beginnt eine rückläufige Bewegung, es erfolgt ein wachsendes Hinneigen wieder zur Schablone, jener Schablone, die nachher im Beruf selbst so oft mit unheimlicher Geschwindigkeit zum vollkommenen Stillstand jeder Individualentwickelung, zur absoluten Versteinerung führt. Den Geist jener ersten Semester allein gälte es zu retten für die Freie Frauenuniversität, wie sie mir vorschwebt, der Geist der späteren aber wäre bewußt zu bannen.

Nun haben wir ja in der Journalistenuniversität schon ein solches Institut uns theoretisch vorgestellt, das jedes

Schlußexamens ermangelte. Aber der Sachverhalt ist hier im Wesen doch noch wieder ganz anders.

Die Journalistenuniversität bleibt auch ohne Examen Berufsuniversität. Die Frauenuniversität in diesem Sinne wäre eine Bildungsuniversität in strengem Gegensatz zu allem, was Beruf heißt.

Ich weiß wohl, was man hier einwerfen kann. Jede Frau sollte einen Beruf haben. Auch wenn sie von Haus aus Geld genug mitbekommt, um von dem eigentlichen Zwang eines Brotberufs frei zu sein. Das ist vollkommen richtig. Aber Beruf ist ein sehr weites Wort. Wenn ich die Freie Frauenuniversität in meinem Sinne von der offiziellen Universität mit ihren Berufsexamina trenne, so ist damit doch nicht gesagt, daß alle Mädchen, die statt der offiziellen akademischen Berufszuchtstätte die Freie Universität aufsuchen, auf jeden Lebensberuf verzichteten.

Im Gegenteil: ich denke mir die Semester auf der Freien Universität geradezu als den idealen Ausgangspunkt für alle denkbaren engeren Berufe. Das junge Mädchen soll in ihnen zum erstenmal lernen, sich auf sich selbst zu stellen. Es soll sich einen Grund Allgemeinbildung aneignen, der für jede individuelle Weitergestaltung des Lebens von fundamentalem Wert ist. Es soll Achtung bekommen vor den vielfachen Arbeitsmöglichkeiten des modernen Menschen, es soll — und hier rührt in gewissem Sinne das Lehrprogramm auch der Freien Frauenuniversität natürlich an das Berufsproblem — in diesen Semestern einen Einblick erhalten in die Berufsarten, die dem moderen Weibe offen stehen.

Aber ich bin fest überzeugt, daß eine Menge Mädchen nach Abschluß ihrer Universitätssemester keinen eigentlichen Beruf wählen werden, — und doch haben auch diese in der Bildung, die sie hier genossen haben, tausend Mittel zur Beschäftigung, zur ideellen Mitarbeit gefunden, die ihnen

gegenwärtig völlig versagt sind. Andere natürlich werden Berufe wählen, aber erst nachher und nachdem sie sich in Semestern reicher Anregung wie Selbstbestimmung klar geworden sind, was ihnen individuell am besten zusagt.

Die Betrachtung dieser Dinge schweift von selbst in das Gebiet der Frage, was denn eigentlich auf dieser Freien Frauenuniversität gelehrt werden soll.

Wahrscheinlich wäre der beste Weg zur Aufstellung eines konkreten Lehrprogamms, wenn man die nützliche Frage aufwürfe: was lernt ein braves deutsches Mädchen der mittleren und oberen Stände, in deren Familie es an den nötigen Geldern für Unterrichtszwecke nicht fehlt, heutzutage nicht?

Der ehrsame Vorkämpfer der bürgerlichen oder gar ganz vornehmen Pensionate und der offiziellen Töchterschulen wird uns hier versichern, daß schon fabelhaft „viel“ gelernt wird, von der französischen und englischen Grammatik bis zum Bestimmen von Pflanzen nach dem Linnéschen System und bis zur Physik. Das ist alles ganz niedlich und ich will gar nicht bestreiten, daß auch die Freie Universität noch manches von dem aufnehmen könnte, was da (sagen wir wenigstens angeblich) so wie so heute bereits gründlich den Mädchen beigebracht wird. Aber ihr wahres Programm liegt ganz wo anders.

Nicht ein scherzhaftes Stündchen Physikunterricht hätte sie zu geben, sondern die Weltanschauung, bei der diese Physik gebraucht wird. Diese Weltanschauung würde aber nicht bei der Physik bleiben. Es gälte, moderne Wirklichkeit überhaupt zu lehren. Das Weib müßte sich selbst kennen lernen als Glied einer großen bewegten Welt. Die Grundzüge unseres wirtschaftlichen, sozialen, politischen Lebens wären in freier, vielfältigen Standpunkten gerecht werdender Weise vorzutragen. Wo ist die Pension, die Töchterschule, die etwas von dieser Art beibringt?

Die Frauenfrage im ganzen wäre darzulegen.

Es wäre einzuführen, im Anschluß immer an einen hohen Standpunkt, in den Kern künstlerischen Wesens, in die Ästhetik, in diese Dinge, die in unserem Leben gerade dem besser situierten Weibe auf Schritt und Tritt begegnen und denen es zumeist doch völlig hilflos gegenübersteht, selbst wenn das Interesse aufs Lebhafteste dafür da ist. Läge schon in der Journalistenuniversität ein Schwerpunkt auf dem Ästhetischen, so dächte ich mir eine solche Frauenuniversität recht eigentlich als eine große Pflanzstätte ästhetischer Kultur, wie sie uns so not thut an allen Ecken und Enden.

Aber freilich will ich das Wort jetzt nicht in dem Sinne gedeutet wissen, wie man heute gern von „Ästhetik" bei „höheren Töchtern" spricht, ein bischen Lack zum guten Ton, etwas pinseln und skandieren. Zur echten ästhetischen Kultur gehören zunächst überhaupt echte Kulturmenschen. Mit dem Wissensboden und dem unbefangenen Blick ihrer Kultur. Ich denke an die Erziehung gesunder, klarer, wissender Frauen, die als solche sich dann auch in das Höchste einleben mögen: das Ästhetische. Vor diesem Wissen dürfte niemand zurückschrecken.

Gleich hier wieder ein Riesengebiet. Das Weib wird in vielen, bei gesunder Lage der Dinge vielleicht naturgemäß in allen Fällen, später Mutter werden; hier hätte die umfassendste Belehrung einzusetzen, nach allen Richtungen, ohne jede Engherzigkeit.

Das Weib soll eventuell Kinder erziehen. Gerade die naivsten Verfechter unserer verrotteten Erziehungszustände in der Familie faseln am liebsten von dem „natürlichen Beruf" des Weibes zu diesen Dingen. Lassen wir einmal bei Seite, ob dieser Beruf so ohne weiteres natürlich mit dem Begriffe „Weib" verbunden ist und ob es nicht eine Masse Weiber giebt, die, bei sonst bester Veranlagung, hier schlechterdings gar kein Talent haben. Aber selbst wenn es ein Beruf ist,

zu dem alle taugen: soll er ohne Lehre bestehen? Wenn einer eine wahre Idealanlage zum Astronomen hat: soll ihm deswegen der Unterricht in den einfachsten Grundbegriffen der Astronomie hartnäckig versagt werden? So geht es aber heute mit dem Mutterberuf, sowohl was die körperliche Schaffung und Pflege der Kinder, wie was die geistige Leitung, die Erziehung, anbetrifft.

Hier läge ein Boden, allein wert, daß die ganze Frauenuniversität eigens ihm zu Liebe geschaffen würde.

Man male sich aus, was das für ein Unterschied wäre: ein Kreis junger Mädchen in dem Ernst eines wissenschaftlichen Hörsaals, von Ärzten oder Ärztinnen, die mit der sittlichen Reinheit der Wahrheitsforschung das wirkliche höchste Wissen ihrer Zeit verbänden, über die notwendigsten Fragen des Sexuallebens, der Sexualhygiene u. s. w. unterrichtet — und daneben die heutige Methode, wie die „Praxis" solche Dinge beibringt: bornierter Rat von Müttern und Tanten, in Angst und Scham hervorgelispelt und in zahllosen Fällen komplette Urväterweisheit, die um ganze Generationen zurück ist, ein bischen Lektüre der untersten Art, in der vielleicht das Beste noch das Konversationslexikon ist, schließlich die Belehrung gar noch durch Männer, die im Grunde ebenso unwissend sind und ihre Kenntnis aus Prostituiertenverhältnissen, also dem perversesten Extrem, schöpfen.

Wie man wohl sieht, wäre es ein Stück der Unmöglichkeit, diesen Lehrplan irgendwie unserer offiziellen Universität anzuhängen, — nicht einmal in Form einer neuen, besonders angepaßten Fakultät, wie es bei dem Journalistenproblem noch denkbar schien, wäre es zu machen.

Eine neue, frei aus sich und auf sich gebaute Institution könnte allein helfen.

Und wenn man denn einmal mit ganz eigenem Grundriß arbeiten sollte, so müßte alles auf die „Frau" und nur auf diese resolut zugeschnitten werden. Ich wüßte nicht, was

hindern sollte, mindestens die Mehrzahl der Dozentenstellen selbst mit Frauen zu besetzen, vorausgesetzt, daß genug dazu befähigte weibliche Kräfte da sind. Frauen müßten in allem und jedem hier die Initiative selbst in die Hand nehmen.

Es wäre im ganzen eine vortreffliche Probe zur Bewährung selbständigen Handelns, ein vortrefflicher Platz zur Bethätigung des Dranges nach solchem Handeln. Alle Gelegenheiten solcher Art, wo immer sie heute im öffentlichen Leben auftauchen, sind meines Erachtens ein wahrer Segen für die Frau. Sie führen zum faktischen Wirken, das, selbst wenn es zunächst alle Gefahren des ersten Experiments aufweist, tausendmal besser ist als alle theoretische Rederei.

Die Sphäre dieses Wirkens würde um so weiter sein, um so mehr Personen heranziehen und beschäftigen können, als mit einer Universität dieser Art etwa für ganz Deutschland nicht viel gethan wäre. Es müßte wohl schon jede unserer größeren Universitätsstädte mindestens heran. Die Nähe einer offiziellen Universität hätte dabei große, kaum zu entbehrende Vorteile auch bei denkbar freiester, individuellster Ausgestaltung. Das Warum habe ich oben angedeutet: es liegt darin, daß ich nicht bloß die Studentin mit der studentischen Kollegin, sondern auch mit dem Studenten zusammenbringen möchte.

Auch von dieser Art Freier Universität verspreche ich mir außerordentlich viel für die Zukunft.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß auch sie kommen wird, genau so wie die Journalistenuniversität kommen muß. Die Spannung, die sich nach hier herüber notwendig einmal auslösen muß, ist noch unvergleichlich viel stärker als die bei der Journalistenschule.

Für einen wahrlich nicht kleinen Kreis Mädchen wird etwas Entscheidendes, in anderer Form gar nicht zu Erreichendes hier wirklich gelöst und gewonnen sein, — etwas, was weit über die doch nur beschränkte soziale Hilfe, die

das Freigeben der offiziellen akademischen Kollegien, Examina und Berufe an die Frau liefern kann, hinausgeht.

Die sozialen Verhältnisse des modernen Frauenlebens, soweit direkter Broterwerb nötig wird und erstrebt wird, verwirren sich ja in dem Gewirre unserer gesamten wirtschaftlichen Notstände heute von Tag zu Tag immer mehr und werden nur im Zusammenhang dort gelöst werden können. An ihnen änderten auch diese neuen Frauenuniversitäten an sich nur sehr wenig, direkt eigentlich gar nichts. Aber ideell würde doch ungemein viel gewonnen.

Eine ganze Klasse von Mädchen mindestens fände eine Gelegenheit, sich aus einer dumpfen Misere herauszuretten, die im Grunde auch sozial ist, obwohl sie mit Broterwerb unmittelbar nichts zu thun hat. Die Frauenuniversitäten, wie ich sie meine, würden, indem sie Bildung verbreiteten und Mädchen in großer Zahl aus einer Art Pflanzenschlaf erwachen machten, notwendig eine mächtige Agitation treiben auch für alle weiter gerichteten Besserungsversuche. Nicht im Sinne einer Agitationsschule für engere, genau umgrenzte Zwecke. Aber im Sinne jener unwiderstehlichen Agitation, die von jeder Erweiterung des Kreises der Bildung, der Wahrheitsforschung, des unbefangenen Anschauens der Wirklichkeit mit der Wucht eines Naturgesetzes ausgeht.

Ein drittes Feld jetzt, — neben den Schriftstellern und den Frauen.

Oben habe ich erwähnt, daß eine ganze Menge Menschen, mit denen ich über Volksuniversitäten sprach oder die ich öffentlich darüber reden hörte, durchaus dabei nur an eine Universität für „Arbeiter" dachten.

Und wer will leugnen, daß auch hier ein großer, fruchtbarer Boden anhebt für die Wirksamkeit irgend welcher den „Freien Universitäten" anzugliedernden Bildungsinstitute?

Bloß, daß alle praktischen Voraussetzungen hier so voll-

ständig andere sind als bei den bisher betrachteten Versuchen, daß die schärfste Sonderung notwendig wird.

Es bleibt als Vergleichungspunkt, als Reifen gewissermaßen, der auch hier umgreift und das Sonderinstitut im großen ganzen hält, die Absonderung von der offiziellen Universität, die freiheitliche Grundlage, die in erster Linie jede Staatshilfe und staatliche Einmischung hinsichtlich ihrer positiven Seite ablehnt. Es bleibt das Prinzip, das aus Bedürfnissen, die in dieser Form und Stärke unbedingt neu sind, mit vollem Recht ein Neues schaffen will und es abweist, sich in die alten Schläuche historischer Traditionen und Institutionsschablonen einpressen zu lassen.

Aber darüber hinaus ist auch alles wieder ganz individuell anders, und wir müssen uns hüten, für die „Volksuniversität" als solche wiederum schon eine starre Schablone zu erfinden, die das Individuelle in ihr auf dem Papier vergewaltigt, noch ehe sie in der Praxis da ist.

Ich habe Leute aus unseren besten Bildungskreisen eifrig über die Art disputieren hören, wie Arbeiteruniversitäten geschaffen werden könnten. Da sind riesige Volksmassen, hieß es, die andrängen und Bildung heischen. Unbedingt muß etwas geschehen. Wir sind verpflichtet einzugreifen, zu helfen. Das Beste muß geöffnet werden. Die Arbeiteruniversität muß den edelsten Extrakt der anderen Universität übermitteln, das Beste ist hier gerade gut genug, denn die „Volksseele" ist es, die uns anruft, der wir emporhelfen sollen in ihrem heiligen Prometheusdrang ....

Das klang groß und war meist auch wirklich höchst ehrenwert gedacht. Aber sobald die Debatte etwas im Gange war, erlahmte das Feuer bezeichnend schnell. Die Arbeiter kommen ja so gut wie ganz ohne Vorbildung, wurde eingewandt. In welcher Form sollen wir solchem Publikum das Beste, das Höchste übermitteln? Ja, das geht eben nicht, hieß es; der Arbeiter muß sich dann erst gewisse Vorkenntnisse aneignen;

das muß er „aus sich selbst heraus" thun, wir können ihm da nicht auch noch helfen. Der Arbeiter hat ja beinahe gar keine Zeit, hieß es von anderer Seite. Ja, dann muß er sich eben Zeit schaffen — soviel Achtung vor der Bildung und vor uns, die wir ihm Bildung geben wollen, wird er doch wohl haben. Oder: die Arbeiter, die in Frage kommen, sind überwiegend Sozialdemokraten. Nun, hieß es, das müssen sie sich bei uns ganz abgewöhnen; mit Politik dürfen wir nichts zu schaffen haben, Parteidinge von dorther dürfen bei uns niemals irgendwie berücksichtigt werden. Und so ging es weiter.

Kein Wunder, wenn ein wirklicher Arbeiter, der solcher Verhandlung beiwohnte, in die vollkommene Leere sah.

Man konstruierte sich zuerst einen Idealarbeiter, dem zu helfen als Ehrensache galt. Sobald dann die wichtigsten Punkte aus dem wirklichen Arbeiterleben von heute zur Sprache kamen, meinte man, es genüge, wenn man sie einfach herunterschlüge wie die Beine des Opfers im Prokrustesbett. Auf solchem Wege kommt man natürlich niemals zu irgend einem brauchbaren Ziel.

Wenn wir ein großes, freies Bildungsinstitut für Arbeiter aufthun, so müssen wir von vornherein damit rechnen, daß Leute kommen, die von Jugend an in einen so harten Existenzkampf geworfen sind, daß sie keine Zeit zu irgend einer soliden Vorbildung finden konnten. Der moderne Arbeiter in seiner typischen Gestalt ist kein Berufsmensch in dem Sinne, wie unsere höheren Klassen das Wort gebrauchen: er ist das Zwangsprodukt einer verzweifelten sozialen Verwickelung; wenn er sich Vorbildung hätte erwerben können, so hätte er eben von Anfang an einem anderen sozialen Milieu angehört und wäre gar kein „Arbeiter" geworden.

Wir müssen ebenso unseren ganzen Bau darauf zurichten, daß Leute uns suchen, die durchweg nur ein außerordentlich geringes Maß Zeit besitzen, das sie Bildungszwecken widmen können. Nichts ist ehrenwerter und spricht mehr

für die große Kraft und Lebensfähigkeit, die in weiten Kreisen unserer Arbeiterschaft dauernd und trotz aller Notlage stecken, als die Zähigkeit, mit der diese wenigen Momente, meist späte Abendstunden, faktisch noch für geistige Zwecke verwertet werden und also auch im gegebenen Falle den Zwecken einer Arbeiteruniversität zur Verfügung gestellt werden könnten. Aber dabei bleibt die Zeit an sich immer eine minimale. Und ein beträchtlicher Teil geht von dieser Zeit notwendig noch ab für politische Zwecke. Das berührt schon jenes dritte Argument.

Ebenso unsinnig, wie es ist, wenn man vom Arbeiter im doktrinären Prokrustesbett den Mangel an Vorbildung als Bagatellsache abziehen will, ebenso unsinnig ist es, seine politische Stellung und Anteilnahme einfach ignorieren zu wollen. Der politische Kampf des modernen Arbeiters gehört einfach hinein in seinen Brotkampf, seinen Existenzkampf. Wenn er abends in eine Wahlversammlung geht, so zählt diese Zeit, obwohl sie scheinbar seiner „freien" Zeit abgezogen wird, eigentlich direkt noch zu seiner Arbeitszeit, wenn sie auch vielleicht den angenehmsten Teil seiner Existenzarbeit darstellt. Es ist der vollkommenste Unsinn, wenn etwa ein wohlmeinender Verfechter der Volksuniversität uns sagt: der Arbeiter hat Zeit genug, um sich Bildungszwecken hinzugeben, wenn er bloß aufhören wollte, in politische Versammlungen zu laufen. Das ist wie in dem alten Satz: der im sozialen Notstand Verhungernde hat Brot genug, wenn er sich bloß die leidige Gewohnheit des Essens abgewöhnen wollte.

Nein! Zunächst hat der Arbeiter überhaupt nur ein Minimum Zeit. Und von diesem muß noch alles abgerechnet werden, was für politische Agitation nötig ist, — erst dann fängt an, was für eigentliche „Bildung" disponibel ist. Man kann einen Schrecken bekommen, wie wenig das ist. Aber wir gehen eben vom modernen Arbeiter aus, dessen

zwangsweise Lebenseinteilung wahrhaftig kein Ideal menschenwürdigen und erfreulichen Daseins darstellt.

Einmal den Arbeiter als Objekt unserer Debatte zugestanden, müssen wir eben mit all diesem Mißlichen rechnen, da hilft keine Vogel-Straußpolitik. Die Sache geht aber noch viel weiter.

Der Stamm von Arbeitern, der für Volksuniversitäten eigentlich in Frage kommt, beschäftigt sich nicht nur überhaupt mit Politik, sondern er steht faktisch auf sozialistischem Boden. Die große Mehrzahl werden von Anfang an ausgesprochene Sozialdemokraten sein.

Nun hat man gut reden, eine freie Bildungsanstalt habe sich darum nicht zu kümmern. Wir wollen einmal vom engsten Sinne der politischen Partei absehen. Selbst hier ist die Trennung ja geschichtlich nicht zu rechtfertigen. Die Anteilnahme am sozialdemokratischen Parteileben ist für die Erweckung allgemeinen Bildungsdranges in den Arbeiterkreisen von einer eminenten Wirkung gewesen, und so greift geschichtlich die Möglichkeit, heute überhaupt eine Volksuniversität zu begründen, aufs tiefste dort ein.

Aber ganz davon abgesehen: es giebt noch etwas anderes, als die politische Partei der Sozialdemokraten: es giebt eine allgemeine sozialistische Weltanschauung. Und ich möchte wohl wissen, wie man eine Arbeiteruniversität heute gründen sollte, ohne von vornherein mit einem sozialistischen Hauch aus dieser Ecke her zu rechnen. Wir haben heute schon unverkennbare sozialistische Regungen in den Kreisen unserer offiziellen Universitäten. Selbst dort! Ich erinnere an den Titel eines Blattes, das jetzt zu einer vortrefflichen Revue ausgewachsen ist: „Der sozialistische Akademiker". Für so etwas ist schon ein Bedürfnis da. Zu schweigen von den allgemein sozialistischen Anwandlungen bei Professoren und Privatdozenten, die durchweg bloß die Staatsstellung niederhält.

Was kann aber vollends für eine Arbeiteruniversität heute das Wörtchen „frei" anderes bedeuten, als daß sie nach dieser Seite hin Thür und Thor öffnet?

Und wir werden dabei niemals in der Praxis darüber hinauskommen, daß der Wunsch und die bestimmt gespannte Anteilnahme der Hörerschaft gerade in einem gesund eingerichteten Bildungsinstitut einen gewissen bestimmenden Zug geben und auch alles geleistete irgendwie in den Bann ihrer Ideen bringen werden, — wobei man das Wörtchen „sozialistisch" natürlich so weit fassen mag, wie irgend möglich ist.

Mit Willkür ändern können wir da nichts.

Entweder wir hören überhaupt auf, am grünen Tisch wohlmeinende Reden über Arbeiteruniversitäten zu führen und beschäftigen uns lieber mit Akademieen für Schachspieler oder Radfahrer, — oder wir erkennen an, daß zum modernen bildungsfähigen Arbeiter die Durchfärbung mit sozialistischen Ideen einfach als Typusmerkmal gehört und daß unsere Universität hier mit einer Grundthatsache zu rechnen hat genau so wie hinsichtlich der Thatsachen, daß der Arbeiter geringe Vorbildung und nur ein Minimum disponibler Zeit hat.

Es erhellt schon aus den paar Punkten, die doch nur ein paar unter vielen sind, welch ausgesprochen individuelles Gesicht eine Arbeiteruniversität unter den „freien Universitäten" erhielte.

Die Arbeiteruniversität wäre kein Institut, bei dem sich immer wieder Generationen junger Leute ansammeln, um ein paar Jahre ihre ganze oder wenigstens ihre beste Zeit ausschließlich dem Institut zu widmen. Sie müßte sich der Sachlage entsprechend mit ganz anderer Schwierigkeit hineinschieben in die Existenz von Leuten, auf deren Alter an sich nichts ankommt, die aber jedenfalls, ob jung ob alt, alle schon in eine feste Lebenssituation eingepreßt sind.

Während alle die anderen denkbaren Formen Freier

Universitäten damit rechnen, daß sie „aufgesucht" werden, müßte in gewissem Sinne diese Universität ihr Publikum selbst aufsuchen, — wenigstens in dem Sinne, daß sie sich seiner (als fest anzuerkennenden) Lebensführung nach allen Kräften anpaßte. Arbeiter können nicht ihre Arbeit verlassen und eine „Universität beziehen". Die Universität muß, wenn sie helfen soll, zu ihnen kommen, sie muß ihre Kurse möglichst zwanglos in jene „Arbeit" einschieben, indem sie jede Lücke ausnutzt.

Der ganze Schwerpunkt müßte auf Abendkurse fallen.

Solche Kurse wären nicht in einer Stadt allein abzuhalten, da der Arbeiter ja an seine Arbeitsstätte lokal gebunden ist — es würde ein verzweigtes Netz von Universitäten über alle größeren und fabrikreichen Städte auszudehnen sein, sobald einmal an einem Fleck die Probe erfolgreich bestanden wäre.

Eine wichtige Sache, die auch aus allem sonst für Universitäten Gebräuchlichen herausfiele, beträfe die Dauer der Anteilnahme des Einzelnen an diesen Kursen. Hier, wo weder bestimmte, ganz der Sache gewidmete Lehrjahre, noch ein bestimmtes Alter der Lernenden oder gar direkte Berufsvorbereitungen auch nur ganz allgemein in Betracht kommen, könnte es sehr gut eintreten oder sogar Regel werden, daß ein Hörer viele Jahre durch fester Stammgast der Universität bliebe, daß er erst ganz langsam nach und nach von Kurs zu Kurs vordränge und bei Einlegung neuer Vorlesungen immer wieder zurückkehrte. In Anbetracht des Mangels einer Vorbildung wäre zu erwägen, ob die Kurse nicht alle mehr oder minder stufenweise einzurichten wären — von leichten Einführungen für Anfänger bis zu schwierigeren Sachen für Vorgeschrittene; es könnte das dieser Universität eine wenigstens äußerliche Ähnlichkeit mehr mit einem Gymnasium als mit einer offiziellen Hochschule geben; aber ich weiß allerdings nicht, ob diese Ähnlichkeit sehr weit auszu-

dehnen viel Vorteil hätte, und ob es nicht doch ratsamer wäre, bei der Allgemeinheit des Bildungsstoffs, der in Frage kommt, auch ein gewisses Allgemeinniveau möglichst zu berücksichtigen und damit das Unzuträgliche der Spaltungen in „Noch nicht Gebildete", „Halb Gebildete" u. s. w. zu vermeiden.

Das sind alles Details aus der Außenseite, der äußeren Organisation. Individuell wie diese Außenseite müßte aber auch das Innere, der eigentliche Lehrplan sein.

Die Arbeiteruniversität hat sich meines Erachtens von vornherein klar zu machen, daß ihr zwei Klippen drohen, zwei ganz individuelle Klippen, die bei anderen Instituten nicht in der Weise zu befürchten sind.

Die eine Klippe erwächst zum Teil aus dem Mangel an Vorbildung, jenem oben gekennzeichneten Postulat, verquickt sich aber dann noch mit anderen Dingen.

In Kürze ausgedrückt bezeichnet sie die Gefahr, daß die Arbeiteruniversität sich den Arbeiterfachschulen zu sehr nähert.

Es liegt so nahe, das Bildungsinstitut über die allgemeinen Bildungszwecke hinaus zu einem Förderungsmittel doch auch für Berufszwecke zu machen. Je mehr infolge der mangelnden Vorbildung der reine Bildungsunterricht genötigt wird, auf elementare Dinge zurückzugehen, desto näher liegt die Möglichkeit, daß er, fortgerissen von solchen plötzlich sich aufthuenden Nützlichkeitszwecken, hier sich verzettelt und in das Gebiet der einfachen Fachschulen verliert. Ich glaube aber, daß weder den Fachschulen noch der Arbeiterhochschule mit solcher Verquickung genützt würde.

In unserer reaktionären Zeit würde man allerdings diese Verquickung von gewisser Seite nur zu gern sehen. Gern würde man sich in der Beruhigung sonnen, daß die gefährliche Bildungshochschule statt Weltanschauung und wahren Früchten vom Baum der Erkenntnis bloß etwas

Stenographie oder kaufmännische Buchführung ihren Arbeitern beibrächte. Diese billige Freude sollten wir aber doch möglichst nicht unterstützen, und wenn wir das Wort „Hochschule“ nur immer fest uns vor Augen halten, so ist von selbst die rechte Bahn von dort fort gegeben.

Die andere Klippe ist nicht so leicht zu definieren.

Sie liegt in der sozialistischen Tendenz, die ich oben ebenfalls als Postulat des ganzen Unternehmens bezeichnet habe.

Die Volksuniversität, wie ich sie mir hier denke nnd wie sie allein in den Rahmen des Begriffs „Freie Universitäten“ mir zu passen scheint, muß sich entschieden hüten, ihren sozialistischen Zug nicht dahin zu übertreiben, daß sie sich in eine Vorbereitungsschule für politische Agitatoren verwandelt.

Ich weiß sehr genau, wie verwickelt dieser Punkt ist. Die sozialistische Grundfärbung der ganzen Arbeiteruniversität rundweg zugestanden, bleibt auch klar, daß jeder Versuch, der gemacht wird, das Bildungsniveau der Arbeiter von hier aus heraufzurücken, in Anbetracht des schon vorher und ohnehin vorhandenen politischen Parteistandpunktes der einzelnen Arbeiter in gewissem Sinne auch der Parteiagitation zu gute kommt. Das wird so sein und es soll auch so sein und wer es ändern will, der muß eben überhaupt heute aufgeben, in freier Betrachtungsform Bildung weiterzugeben.

Aber es ist doch von hier noch ein weiter Schritt bis zu der Frage, ob politische Agitation und die direkte praktische Erziehung dazu ein Zweck oder gar der Zweck einer echten, groß gedachten Arbeiterhochschule werden könnten.

Mir scheint, daß der Begriff „Freie Universität“ an sich schon widerstreitet. Und abgesehen von allem Tendenziösen käme damit ein so enges Ziel in das Ganze, daß die Flügel schon beschnitten wären, ehe der Vogel noch einmal aufgeflogen ist.

Wie die Fachschulen ohne jede Behelligung fortbestehen mögen und sollen neben der großen Arbeiteruniversität, so

mögen engere Agitatorenschulen der Art von der Partei aus ruhig für sich in Kraft treten. Die Berliner „Arbeiterbildungsschule" war von Beginn an stark auf solche Zwecke (unter Verquickung allerdings auch mit gewissen Fachschulzwecken) zugeschnitten. Dagegen läßt sich an sich gewiß nichts sagen. Aber diese Arbeiterbildungsschule ist bei allen vortrefflichen Absichten bisher nicht in die Sphäre einer eigentlichen Volksuniversität heraufgerückt — wobei freilich die ungeheueren Schwierigkeiten einer Pionierarbeit überhaupt abgezogen werden müssen. Jedenfalls müßten wir in einer ganz groß gedachten „Universität" ganz anders weit greifen und niemals zur Hauptsache machen wollen, was höchstens Begleiterscheinung sein darf.

Ich meine deshalb auch, daß eine solche echte Volksuniversität nicht unmittelbar von einer politischen Partei aus begründet werden sollte. Sie muß ein selbständiges Unternehmen sein.

Jenseits dieser Klippen ist der eigentliche Lehrstoff einer Arbeiteruniversität ja ziemlich leicht zu übersehen. Eine außerordentlich breite Rolle müßte Geschichtsunterricht darin spielen, im Sinne freiheitlicher Kulturgeschichte. Auf ihn allein ließe sich die ganze Universität aufbauen: so wichtig, notwendig und — heute nicht vorhanden ist er! Daneben träte Naturwissenschaft und als Drittes Ästhetik, Einführung in die Kunst, vor allem die Dichtung.

Auch hier würde ich mein Ideal einer ästhetischen Kultur auf einem neuen und äußerst fruchtbaren Nährboden sehen.

Ich weiß aus bester Erfahrung, wie jeder leise Hauch Kunst, den man in diese Kreise bringt, eine unmittelbare Erquickung bedeutet. Gerade bei diesen überlasteten, gepreßten Menschen ist aber das Unmittelbare, augenblicklich Glückbringende, Lindernde, das ideell auf Momente Befreiende eine Hauptsache. Das Ästhetische hat ja, ist es einmal nur irgendwie hereingebracht, von selber die Kraft, sich dann

weiterzufressen und auch ins Dauernde der Generationen sein Wurzelwerk zu treiben.

Auch ich weiß ganz genau, daß zum Ästhetischen im höheren Sinne ein feiner Nerv gehört, die Wärme einer gewissen inneren Lebenssonne, für die in diesem Gebiete der Menschheit noch so gut wie gar nicht vorgearbeitet ist. Aber ich mache daraus nicht den Unterschied von ewiger Geistesaristokratie und ewigem Geistesproletariat im Sinne einer Prädestination. Lügen wir uns doch nichts ein. Auch der feinste ästhetische Nerv des geborenen Geistesaristokraten ist von seinen Vorfahren einmal erworben worden. Und es gilt einfach dieses Erwerben weiter und weiter durch die Menschheit zu treiben. Mit all unseren Volksschulen bis zu diesen Universitätsidealen herauf sind wir selber nur Werkzeuge des ewigen Entwickelungsnachschubs, der auch hier hoch will.

Ich will noch einen Punkt erwähnen.

Er trifft diese Arbeiteruniversität ungefähr ebenso wie die früher geschilderte Frauenuniversität.

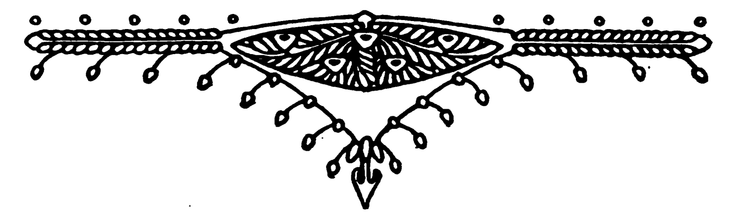
Wir bauen hier Dinge, die in vollkommen verschrobene Zustände hineinleuchten sollen.

Es ist klar, daß die Schwierigkeiten deswegen doppelt und dreifach sind.

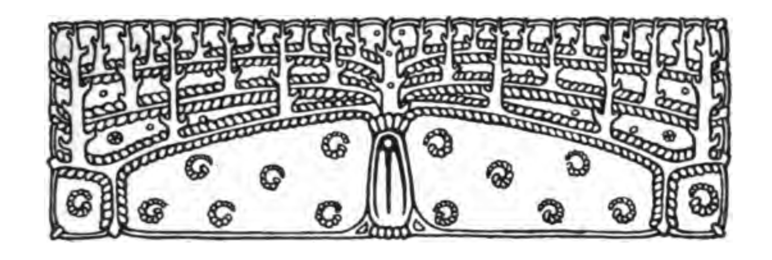
Wären die modernen Arbeiterverhältnisse „logische" und nicht im schlimmsten Sinne „historische", im Banne unglücklicher geschichtlicher Notwendigkeiten stehende, so wäre es ganz anders leicht, da zu helfen. So wird eine Arbeiterhochschule immer etwas Gekünsteltes, unheimlich Schwebendes in sich tragen. Das läßt sich nicht ändern. Einem Gefesselten, den seine Fesseln nur nach einer Seite schauen lassen, das Rundbild der Welt zu erschließen, zwingt dazu, dieses Rundbild in verrenkte Projektionen zu pressen. Aber wir dürfen nicht vergessen, um welchen Preis es geschieht.

Ich streue diese Aphorismen hier einfach aus, — mögen sie ihr Ackerland und ihren Frühling finden.

Kommen werden Dinge dieser Art, denn das Bedürfnis dazu steigt mit jedem Tage. Und wie ich Entwickelung fasse, ist jedes Bedürfnis schon das Symptom seiner sich anbahnenden Erfüllung. Wenn sich Leute gefunden haben, die für die Entdeckung des Nordpols, für die Abschaffung des Krieges, für die Erbauung einer Sternwarte Millionen auf den Tisch gelegt haben, so werden sich Geldkräfte einstellen, einerlei, wie und woher, zur Gründung freier Universitäten, sobald nur erst einmal das Bedürfnis danach geistig genug überall geweckt ist. Unvollkommene Experimente werden ebenso verkrachen und den Fluch der Lächerlichkeit ernten, — das sind auch nur gewohnte Phasen zum Sieg.



(Zusatz 1904.) Seitdem dieser Aufsatz veröffentlicht wurde, ist in Berlin fleißig schon nach der angegebenen Richtung experimentiert worden. Insbesondere hat der Versuch, der sich „Freie Hochschule" nennt, bereits starke Erfolge zu verzeichnen. Ein sicheres Urteil über die praktischen Erfahrungen, die hier gewonnen werden, läßt sich indessen gegenwärtig noch nicht geben, man muß die Wellen erst noch eine Weile rauschen lassen.



Fechner

Du stiller Mann
In deiner grünen Laube:
Ist Kot Tyrann,
König des Lebens ist dein Rosenglaube.
Karl Henckell

Am 25. März 1801 ist Novalis gestorben.
Am 19. April 1801 ist der große Philosoph von Leipzig, Gustav Theodor Fechner, geboren worden.

Fechner wollte im Grundstamm seiner Ideen nicht als „Dichter" gefaßt werden. Sie waren ihm feste Überzeugungen, an deren Beweiskraft er glaubte, — im Sinne, wie er Glauben definierte.

Und doch ist seine innere Beziehung zu dem Dichter Novalis so stark, daß man eine Welle zu sehen glaubt, die dort sinkt, um hier zu steigen.

Ein junger Träumer verschwindet im Märchenwalde des Weltgeheimnisses, eben da die neue Sonne des Jahrhunderts sich hebt. Und aus dem Morgenrot schafft sich dieses Jahrhundert zu diesem Jünglinge selber den Mann.

Wenn Novalis noch fünfzig Jahre gelebt hätte, was er gut konnte innerhalb der menschlichen Altersgrenze, — wenn er sich auf die exakte Physik geworfen und hier die strengste Schule noch durchgemacht hätte, wie er es wollte,

als er starb, — und wenn Novalis dann über diese ganze Physik des neunzehnten Jahrhunderts hinweg zu der Naturphilosophie heimgekehrt wäre, von der er als suchender Knabe ausgegangen war: — Fechner wäre er geworden. Keine Gestalt dieses Planeten in der ganzen Zeit nach ihm steht ihm so innerlich nahe, ist so noch einmal, wenn auch jahrhundertgemäß fortentwickelt, er selbst, wie der Mann, der aus dem Unbekannten in die Wiege stieg, als Novalis durch die hölzerne Pforte der vier Bretter ins Unbekannte trat.

Fechner gehört zu den Gestalten im neunzehnten Jahrhundert, die um Weltanschauung geblutet haben. Einsam im Kämmerlein geblutet.

Als der Christophorus der Legende das Jesuskind über den Strom trägt, da bilden nicht die Wellen, die wider ihn anbranden, die eigentliche Gefahr. Das Kind selbst bedrängt ihn, denn es wird mit jedem Schritte schwerer. In hohem Alter, in der Schrift, die sein philosophisches Testament bilden sollte, hat Gustav Theodor Fechner dieses Bild einmal gebraucht. Er deutete es auf seine eigene Weltanschauung.

Die „Tagesansicht" nannte er sie.

In den herrschenden Meinungen der Zeit glaubte er eine verhängnisvoll falsche Grundanschauung zu bemerken. Das Auge des Greises, das physisch seit Jahren einen unablässigen Kampf gegen völliges Erblinden führte, sah geistig dort nur noch eine „Nachtansicht". Ihr setzte er als Summe seiner eigenen rastlosen Denkerarbeit die „Tagesansicht" gegenüber. Aber der Sieg dieser „Tagesansicht" würde nach seiner eigenen Meinung kein leichter sein. Heute noch ein Kind, sollte sie sich erst über dem Haupte ihrer Träger zur vollen Kraft und Schwere entwickeln. Wer sie ans Ufer der Zukunft tragen wollte, den würde wie Christophorus nicht „die zu durchwatende Flut leicht ins Meer der Vergessenheit verrinnender Einwürfe" so sehr bedrängen, als

vielmehr die Entwickelung des Gedankens selbst, der aus eigener Lebensquelle wuchs und wuchs.

Das Buch von der „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" hat bis heute äußerlich nur einen geradezu winzigen Leserkreis gefunden. In den zweiundzwanzig Jahren seither ist keine zweite Auflage nötig geworden.

Inzwischen sind auch schon vierzehn Jahre hingegangen seit Fechners Tod. Das Jahrhundert, dem er fast siebenundachtzig Jahre gefolgt war, ist um, — ein Jahrhundert, das mit Naturphilosophie einsetzte, das dann in der exakten Naturforschung die größten Erfolge aller Zeiten errang, und das jetzt, wenn mich nicht alle Zeichen trügen, ausgeht inmitten einer stillen, tiefen, gärenden Bewegung, die wieder zurückführen will zu irgend einer Art von neu umfassender Naturphilosophie.

Vielleicht sage ich besser: das ausgeht unter den Zeichen einer Sehnsucht nach solcher Philosophie, die das ungeheuere exakte Material wieder umschaffen soll zu einer wirklich brauchbaren Idee vom Weltganzen; und die uns in gewissem Sinne so von der Last befreien soll, die mit der Größe jener staunenswerten Entwickelung der Forschung doch unabänderlich über uns gekommen ist.

So hat das Bild vom Christophorus eigentlich heute eine universale Bedeutung weit über Fechners engeren Sinn hinaus. Ob nun Anhänger der „Tagesansicht" oder der „Nachtansicht": wir alle zu Ende dieses neunzehnten Jahrhunderts tragen in unseren Gedanken ein Kind über den Strom, das schwerer und schwerer wird. Die Naturforschung, die rein ästhetisch veranlagten Geistern noch an der Wiege der Generation, zu der Fechner gehörte, wie eine Hilfswissenschaft, geschaffen zu Handlangerdiensten der praktischen Technik, erscheinen konnte, ist zur bestimmenden Macht geworden im gesammten Geistesgebiete. Aber gerade wir jetzt, — wir empfinden auch die Schwere, das Lastende des Neuen.

Vielleicht nie wirkt der Stoff so niederdrückend als „Stoff“, wie gerade in dem Moment, da er Geist werden soll.

Diese Stimmung steht über uns. Eine gewisse Blendung, die aus dem unbegrenzt erweiterten äußeren Weltbilde entsprang, sinkt aufs natürliche Lichtmaß herab. Nun kommt die große Arbeit, die im einfachen Glanz des Tages alles einordnen, alles im Sinne der alten, in sich unverrückbaren Ideengänge der Kulturentwickelung vergeistigen soll, — die unserem Hoffen und Verlangen wieder Brot geben soll. Neues Brot — aber Brot.

Das Kind auf unserer Schulter wird schwer, verzweifelt schwer.

Gerade in dieser erweiterten Christophorus-Stimmung liegt aber, was heute zu Fechner selbst zurückführt.

Das Erste, was einfällt, scheint da allerdings weltallsweit fort zu leiten von Novalis. Fechners Name ist untrennbar verknüpft mit der Geschichte der exakten Naturforschung im neunzehnten Jahrhundert. Auf dem strengsten Boden hat er praktisch mitgearbeitet und Erfolge errungen, über deren Bedeutung in Fachkreisen nie ein Zweifel bestanden hat. Selbst wo er von Fachgenossen im engeren Beobachterfelde angegriffen worden ist, lag in der Form der Angriffe immer die vorbehaltlose Voraussetzung, daß es sich um einen Naturforscher ersten Ranges handele. In den späteren Jahren seines langen Lebens konnte von ihm gelten, was ganz gewiß nicht jeden und auch nicht jeden ähnlich bedeutenden Naturforscher unter seinen Zeitgenossen trifft: er zählte gewissermaßen unter die typischen Vertreter der modernen exakt-wissenschaftlichen Methode. Er rechnete in den immerhin kleinen Kreis derer, die diese Methode bei ihren Facharbeiten so fein, so elegant handhabten, daß das Werkzeug selbst dadurch vervollkommnet wurde.

Und bei alledem ist Fechner, dieser eminente, geradezu klassische Praktiker der Forschung, gleichzeitig bis zum letzten

Tage seines Lebens der begeisterte Apostel einer allgemeinen Weltanschauung gewesen, die im klarsten Novalis-Sinne ausgesprochene Harmonie, konsequentester monistischer Optimismus war.

Kein Gedanke bei ihm, daß die exakten Resultate der Naturforschung je die Köpfe und die Herzen der Menschen wirklich bedrücken und belasten könnten. Auf der eisernsten Kausalität, dem unerschütterlichsten Walten der Naturgesetze gerade sollte sich eine philosophische Gesamtanschauung der Dinge aufbauen lassen, die die Welt, die allgemeine Naturentwickelung, die Menschheit und den Einzelmenschen mit einer wahren Orgie von Licht, Hoffnung, Zukunftsaussichten der idealsten Art überschüttete. Und das alles mit ein klein wenig geschulter, an den Sätzen gerade modern wissenschaftlicher Forschung geschulter Phantasie, — also echt mit dem Novalis-Werkzeuge.

Es ist wahr: der unbestrittene Beifall, den Fechner der Physiker zu seinen Lebzeiten noch gefunden hat, ist Fechner dem Naturphilosophen trotz vierzigjährigen wirklich tragischen Wartens nicht zu Teil geworden. Aber es fragt sich, inwiefern das an allgemein ungünstigen Grundstimmungen der Zeit gelegen hat.

Fechner selbst führte es ganz ausschließlich auf solche zurück.

Er gedachte gelegentlich mit Wehmut seiner philosophischen Werke, die im Staube der Antiquariate verschollen lagen, verramscht und vergessen zu einer Stunde, da dem Autor selbst noch alles ebenso leuchtend und schön vor der Seele stand wie je. „Arme Bücher“ ruft er einmal den eigenen zu, „die von einer Seele der Sterne und Pflanzen gesprochen; von den Materialisten am einen, von den Idealisten am anderen Ende zerzaust, von den Naturforschern kopfschüttelnd auf Nimmerwiedersehen beseitigt, im Handel zum Spottpreis losgeschlagen, makuliert, habt ihr nun endlich

ausgelitten!" Aber im Innern geglaubt hat er felsenfest an den Sieg auch dieser seiner Ideen in der Zukunft, fester vielleicht noch als an den der besten Punkte seiner grundlegenden exakten Arbeit über die „Elemente der Psychophysik".

Es ist eine Frage, gewiß ernst und wert, daß man sie aufwirft, ob nicht gegenwärtig auch ein Charakter wie Fechner auf neue, veränderte Geistesstimmungen stoßen könnte, die ihm im ganzen günstiger sind, — Stimmungen, die unter dem oben gekennzeichneten Christophorus-Zwange stehen und denen es vielleicht noch nicht einmal so ohne weiteres darauf ankommt, ob gerade Fechners philosophische Ideen als solche alle richtig sind, — die aber sich angezogen fühlen, weil hier überhaupt ein echter, exakt geschulter Naturforscher, einer, der an dem ganzen Forschungsgewebe selber mitgewebt hat, zugleich befreiende Allgemeingedanken von idealstem Gehalt und einen hohen, den Einzelnen wie das Ganze erhebenden und versöhnenden Optimismus finden konnte.

Ich verzeichne auch hier, wie bei Novalis, zunächst ein paar, immerhin noch nicht gerade rauschend laute Symptome.

Man fängt schon stärker an, sich mit Fechner als Charakterkopf, als Denkertypus zu beschäftigen.

In langsamen Abständen — langsam gehen die Dinge hier noch durchaus — sind Werke herausgekommen, die das Bild des Menschen und, psychologisch begründet, das des Denkers nach den Quellen vermitteln wollen.

Zuerst ein Briefwechsel, der seinem stofflichen Gehalt nach noch an der Grenze einer nachgelassenen Facharbeit steht: wissenschaftliche Briefe, die Fechner mit Wilhelm Preyer gewechselt hat. Die Briefe stammen alle vom alten Fechner. Liebevoll gesammelt und erläutert, wie sie sind, geben sie im Kern wenigstens ein vorzügliches Bild seiner wissenschaftlichen Methode. Er erscheint in jedem Zuge hier als Charakterverwandter des alten Darwin. Vieles deckt sich fast wörtlich bei beiden. Wie er unermüdlich ist im ehrlichen

Kampfe um die Wahrheit. Wie er selbst Einwände sucht gegen eigene Ansichten. Was ich oben von der „Eleganz“ der Methode gesagt, tritt in einer überwältigenden Form hervor. Aber der Philosoph erscheint darin nur wie ein gelegentlicher Besucher. Es war höchst verdienstvoll von Preyer, dieses schöne Erbe noch in die Welt zu schicken. Für die große Menge der Leser ist es aber zu schweres Geschütz.

Dann hat ein Leipziger Professor, Jurist von Fach, — Kuntze, — eine sehr persönlich gehaltene Biographie gegeben. Ein dicker Band.

Fechner, in glücklichster Ehe, die die goldene Hochzeit überdauerte, verheiratet, blieb selbst kinderlos. Kuntze, der Verfasser der Biographie, ist als Neffe und Pflegesohn im Hause des Philosophen aufgewachsen. So tritt dieses Buch wie eine Äußerung der Familie selbst hervor; der Geist der überlebenden greisen Gattin Fechners schwebt darüber. Es stehen eine ganze Menge Dinge darin, die ein entfernter Lebender nicht so hätte geben können. Denn Fechners Leben war kein Spiel der Gasse; fast alle Fäden liefen im ganz Intimen. Dazu hat Kuntze nachgelassene Tagebücher, zum Teil offenbar auch geradezu druckfertige Abschnitte einer Selbstbiographie benutzen können, — bei Fechners glänzendem psychologischen Auge, das ihm auch für die Betrachtung der schwersten Krisen eigenen Seelenlebens zu Gebote stand, unvergleichliches Material. Das Ganze ist mit liebenswürdiger Wärme ausgestaltet, die das menschlich Sympathische dieser scheinbar einfachen, innerlich aber oft tief bewegten Lebensschicksale sehr gut herausbringt.

Dagegen ist es schlechterdings unmöglich, sich aus dem Kuntzeschen Buche irgendwie ein Bild von Fechners geistiger Bedeutung und Leistung zu machen. Das rein Naturwissenschaftliche kommt nicht heraus, weil der Biograph eingestandenermaßen davon nichts versteht. Die objektive

Wiedergabe der Fechnerschen Naturphilosophie aber wird aufs Gröblichste verwirrt und verdunkelt durch eine beständige subjektive Polemik des Darstellers. Kuntze liegt wirklich gar nichts daran, dem unbefangenen Leser Fechners Ideen klar zu machen. Sondern er will auf dem Umwege einer Studie, über der zufällig Fechners Name steht, den Leser gewinnen für das Ideal einer eigenen, meinem Gefühl nach durchaus konfusen und oberflächlichen Weltanschauung, die eine „Christianisierung" (!) der modernen Philosophie als erste Forderung aufstellt und uns gerade in die reaktionäre Strömung zurückbringen möchte, die Fechner ausdrücklich als „Nachtansicht" verwirft. Schlechter als aus diesem Buche kann man sich nicht leicht über Fechner den Ideenmenschen unterrichten, — so brav es persönlich gemeint ist.

Wesentlich besser, ja überhaupt erst ernst zu nehmen nach dieser Richtung, ist das kleine Büchlein des trefflichen Kurd Laßwitz über Fechner in Frommanns Sammlung. Es ist das Werk eines Physikers über den Physiker. Fechner der Naturforscher tritt hier glänzend vor und damit wenigstens die Basis der Ideen. Das System selbst scheint mir aber auch hier noch nicht vollkommen deutlich. Dafür ist Laßwitz, selbst diesmal ein sehr scharfer Denker, der genau weiß, was er will und ohne jeden Anflug vom Reaktionär, wieder zu sehr Kantianer. Die Kantianer aber waren für Fechner, da hilft nun nichts, auch in der „Nachtansicht". Immerhin sollte jeder, der sich mit Fechner vertraut machen will, mit diesem Buche anfangen, nachher indessen bei Fechners Werken selbst auf feine Differenzen achten.

Schließlich ist das sozusagen tropfenweise Erscheinen von ein paar Biographieen und Briefen in anderthalb Jahrzehnten auch noch kein strenger Beweis für Stimmungswechsel im großen.

Der Ruf gerade des alten, persönlich ehrwürdigen Fechner als Naturforscher und Ästhetiker hätte dazu genügt.

Sein grundlegendes ästhetisches Werk, die „Vorschule der Ästhetik", ist von der offiziellen, professoralen Forschung bei uns zwar nie recht ausgenutzt, aber doch immer „achtend" mitgeschleift worden als ein nolens volens Grundbuch; das ging da ähnlich wie im ganzen mit Novalis. Beim Naturforscher aber darf man nicht übersehen, daß Fechner, abgesehen von dem methodologischen Ruf, den ich erwähnt habe, schlecht und recht der originale Begründer eines ganz neuen Forschungszweiges gewesen ist. Darüber kann keiner mehr fort. Wer die Geschichte der exakten Forschungsresultate des neunzehnten Jahrhunderts schreiben will, muß an Fechner heran, ob er nun Kantianer oder Materialist oder Orthodoxer oder Agnostiker ist, einerlei.

Rein von hier ist Fechner einer, auf den das Konversations-Lexikon Beschlag legt. Das zieht aber immer die Wahrscheinlichkeit auch größerer biographischer Versuche nach sich.

Wichtiger und viel charakeristischer erscheint mir ein langsames Wiederauftauchen der naturphilosophischen Schriften selbst im Buchhandel.

Seit zwei Jahren ist „Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen" (zuerst erschienen 1848) vom Leopold Voßschen Verlage in Hamburg aus wieder in Umlauf, reizend ausgestattet, mit einer guten Einleitung eben von Laßwitz, — überhaupt als sehr verdienstvolle That. Das sogenannte „Büchlein vom Leben nach dem Tode" ist im gleichen Verlage, im technischen Glanz einer Diamantausgabe, in vierter Auflage erschienen. Gleichzeitig mit meinem Buche hier giebt Laßwitz bei Voß „Zend-Avesta" in zwei Bänden neu heraus.

Dieses „Büchlein" ist thatsächlich von der älteren Schicht der naturphilosophischen Fechnerbücher die einzige Nummer, die, obschon ganz in der Stille, bis heute „durchgelebt" hat. Die erste Auflage erschien 1836. Die nächste, das ist sehr lehrreich, 1866. Die vierte jetzt 1901. Der Titel und die

Poesie haben dieses Büchlein zweifellos wenigstens so gefüttert, daß es nie ganz verhungert ist wie „Nanna“ und „Zend-Avesta“. Dabei ist in Parenthese zu bemerken, daß einer, der Fechners Ideen sonst nicht kennt, gerade aus diesen knappen Aphorismen auf 81 Seiten am allerwenigsten sich ohne Mißverständnisse über den Bau des ganzen Systems unterrichten kann.

Das muß überhaupt gesagt sein: das Verständnis Fechners ist erschwert worden auch durch Gründe, die in seiner Eigenart selber lagen. Die Stimmung der Zeit ist nicht bloß schuld.

Eine gewisse Schwierigkeit fängt schon im rein formalen an.

Fechner, dessen Anlagen weit über die bloß logische Wiedergabe in der Sprache hinaus gingen und das dichterische Gebiet wenigstens berührten, war als Stilist ganz zweifellos eine individuell bedeutende Erscheinung.

Sein Stil grenzt bisweilen ans Wunderliche; immer ist die Schule Jean Pauls sichtbar geblieben; er hat auch Stellen, wo ihm der Stil gleichsam durchging und manieriert wurde. Trotzdem glaube ich, daß er unter die wichtigen deutschen Stilisten gehört, deren Studium lehrreich ist, schon rein um der Form, um der Individualität innerhalb der Form willen. Im engeren Sinne als philosophisch beweisender Darsteller, wo die Schärfe des Ausdruckes das Wesentlichste war, ist er schlechtweg eine eminente, fast einzigartige Erscheinung, der sich in Schlichtheit und Prägnanz bloß Schopenhauer vergleichen läßt, — ein Vergleich, der über die Form übrigens in keiner Weise hinausgeht, da ärgere Gegensätze als Schopenhauer und Fechner hinsichtlich der weiteren Individualität nicht gut denkbar sind.

Für eins aber hat Fechner nicht die leiseste Anlage gehabt: für eine auch nur einigermaßen feste, übersichtliche Komposition seiner Werke.

Von früh an hat ihm ein großes, einheitliches philo-

sophisches System merkwürdig klar vor Augen geschwebt. Wo er Teile davon gab, waren diese Teile in sich scharf und durchsichtig. Aber es blieb in allem, was er schrieb, bei solchen Teilen. Dicke Bücher fangen bei ihm so aphoristisch, so lose an, daß man glaubt, einen zweiten oder dritten Band vor sich zu haben. Und ebenso lose, so mitten darin hören sie auf. Der Schätzung der Werke, dem Verständnis that das von früh an den empfindlichsten Schaden. Er selbst fühlte es im Alter, er suchte sein Gesamtsystem einheitlicher noch heraus zu bringen. Es ist auch da bei Ansätzen geblieben. Sie fügten immer wieder neuen Reichtum hinzu, aber die Komposition fand sich darüber nicht. Selbst das grandios angelegte Buch von der „Tagesansicht" versinkt hier. Er setzt ein mit der ganzen Krystallklarheit eines Lebensbekenntnisses für alle, — umsichtig, schön, — jeder kann folgen. Dann aber kommen ihm Einfälle über Einfälle. Er giebt Exkurse. Die Exkurse gehen ins schwierigste Detail. Der Hauptfaden schleift. Und der naive Leser findet ihn nicht wieder.

Dazu treten schon mehr innerliche Schwierigkeiten.

Fechner geht ideell für sich immer von einer prachtvollen Einheit aus. Gemüt und Verstand sind bei ihm nicht getrennt. Er hat sich klar darüber ausgesprochen, wie er sich in dieser Hinsicht stellt, und er setzt in jedem Moment voraus, daß der Leser das weiß. Aber gerade das wieder gebiert die seltsamsten Folgerungen oft im Moment.

Ganz jäh wechseln die Kunstformen des Vortrags, die Arten der Beweisführung.

Eine Sache kommt als Witz. Der Leser lacht und denkt, das ist eben ein Witz gewesen. Aber nachher war für Fechner der Witz ein Mittel, die heiligste Wahrheit zu sagen, den tiefsten Ernst seiner Überzeugung zu geben. Man versteht vom Boden seines Charakters, seiner harmonischen Weltauffassung sehr gut, wie das möglich ist. Vom höheren

Einheitsboden giebt es keinen Witz, der nicht im Kern Ernst wäre. Das Witzige ist bloß eine Attrappe. Aber wer kommt darauf ohne weiteres?

Ein andermal ist man mitten in einer strengen Beweisführung. Plötzlich ist es, als bekomme der brave logische Gaul Flügel. Er überschlägt einen Morgen Landes und schwebt im Blauen, allerdings mit einer riesigen Fernsicht. Der Leser merkt's aber und ärgert sich. Phantasie mit Flügelpferden, sagt er, gehört nicht in die exakte Rechnung. Er hat aber irgend eine ganz kleine Wendung übersehen, sozusagen ein schnell verändertes Vorzeichen, das Fechner plötzlich vorgesetzt hatte. Etwa das Wörtchen „Aperçu", das er liebt. Es hebt jäh die Schlußstrenge auf, schaltet sie für ein paar Sätze aus. „Im Aperçu könnte man hier fortfahren . . ." Oder: „Zum Aperçu genügt schon . . ."

Ich habe mehrfach gehört, wie der Vorwurf von ernsten Lesern erhoben wurde: Fechner verwische absichtlich die Grenzen der strengen Folgerung und der losen Spekulation; und er erziele so verblüffende Resultate eigentlich mit unerlaubten Mitteln.

Thatsächlich giebt es keine verkehrtere Anschuldigung. Wer Fechners Manier ein einziges Mal fest begriffen und seine feinen Vorzeichen studiert hat, der wird keinen strengeren Unterscheider der beiden Wege sich denken können, als ihn. Nur daß er grobe Wegzeichen wiederum für unwichtig hielt, da im Harmonischen seiner Ganzanschauung eben auch das Aperçu seine ebenso wichtige Rolle hatte. Der Leser auf gut Glück verwirrt sich aber leicht, — das verstehe ich auch vollkommen.

Gerade weil Fechner sich so sicher in der Trennung fühlte, wo es auf sie wirklich ankam, ist er sorglos bis zum Äußersten. Ihm hätte es nichts gemacht, die Ziffern der Logarithmentafel zu durchbrechen mit einem Vers aus einem Kirchenlied. Warum nicht? Es ist ja alles im Welten-

schoße eins. Poesie ließe sich schließlich in Logarithmen und Gleichungen ausdrücken und die Logarithmentafel in Reime bringen. Alles ist Verstandeswert und Gemütswert, wie man's nimmt. Hier herrscht eben Fechners Weltanschauung im Glanz hinter jeder Wolkenform. Aber nun ein Leser, der diese Weltanschauung erst im Buche selbst finden soll...

Es giebt noch verwickeltere Dunkelpunkte, die freilich schon so in die Sache gehen, daß man Fechners ganzes philosophisches System eigentlich aufrollen müßte, um sie nur andeuten zu können.

Wenn Fechner anfängt zu philosophieren, so überstürzt er den Hörer mit Worten wie Gott, Unsterblichkeit der Seele, Engel, Jenseits, Teleologie und so fort.

Dem Hörer am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts wird bange, nicht um sein eigenes Seelenheil, sondern um den Philosophen. Zum Überfluß hört er, daß er an diese schönen Dinge „glauben" soll. Vom „Glauben" vernimmt er immerzu, bis ihm die Angst kommt, er sei an die falsche Thür zum leibhaftigen Herrn Pfarrer geraten. Und wer diese Worte schlechterdings als solche schon nicht mehr hören kann, der muß wirklich schon hier ausreißen.

Ich für mein Teil liebe auch keines davon besonders. Hinter jedem, wie es da steht, zieht sich gewissermaßen ein ganzer Kometenschweif traditioneller Mißdeutungen und Mißverständnisse her und dieser Schweif überglänzt heute den Kern.

So lange es den Begriff „Gotteslästerung" als juristisch strafbare Sache bei uns noch giebt, sollte man, meine ich manchmal, das Wörtlein Gott lieber gar nicht mehr in den Mund nehmen, — es sozusagen einstweilen zurücklegen bis auf friedlichere, weniger mißverständliche und mißverstehende Tage.

Bei alledem aber bleibt eines wahr wie die liebe Sonne. Fechner gerade hat bei jedem dieser Wörtchen etwas ganz Individuelles, ganz ihm Zugehöriges, ganz von jeder Tradition Befreites sich gedacht.

Sein Gott ist die „Allseele“ in der spezifisch Fechnerischen Fassung, die vor dem Begründer der Psychophysik weder jemand gehabt hat, noch haben konnte. Er hätte diesem Spezifikum ebenso gut einen mathematischen Formelnamen nach dem Muster von Zahl π oder dergleichen geben können: die Ähnlichkeit mit dem biblischen Jehovah wäre ebenso groß gewesen. Wir reden davon noch.

Fechners „Jenseits“ ist im striktesten Sinne das Diesseits der Theologen. Seine „Seele“ hat absolut nichts mit der dualistisch-theologischen zu thun. Fechners Teleologie ist nicht eine Direktive, die ins Naturgesetz eingreift, sondern sie ist umschlossen in dem Naturgesetze. Fechners Engel sind in ihrer physischen Seite die männiglich bekannten Gestirne. Und was endlich den „Glauben“ anbetrifft, so hat Fechner in den wohl das schlimmste Kuckucksei für alle „Gläubigen“ eingeschmuggelt: unter seine Hauptwurzeln und Grundmotive rechnet er nämlich das Wissen selber, — die Erkenntnis, die von der exakten Forschung angehäuft und von der spekulativen in der Linie dieser exakten Resultate verallgemeinert wird. Ich kann keinerlei Merkmal entdecken, das Fechners Definition des „Glaubens“ von dem trennte, was ein viel weniger kompromittiertes Wort einfach „Weltanschauung“ nennt.

Diesem thatsächlichen Sachverhalte gegenüber spielt es nur eine ganz nebensächliche Rolle, daß Fechner für alle jene verfänglichen Ausdrücke eine ganz intime Liebe hatte und sie als Werte hochhielt auch nach totalster Umwertung allen Wertes darin.

Fechner selber hat auch geglaubt, er hielte am Christentum fest. Und doch hat er an der entscheidendsten Stelle, wo er sich über dieses Christentum äußert, in dem wundervollen sechsten Kapitel der „Tagesansicht“, — den Satz drucken lassen: „An eine Verderbnis des ganzen Menschengeschlechtes, ja der ganzen Natur als Folge von Adams Apfelbiß, an

einen Gott, welcher des Kreuzestodes seines Sohnes bedurfte, um sich wegen der Schuld der von ihm selbst mit sündigen Trieben geschaffenen Menschheit versöhnt zu finden, an eine ewige Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, welche über zeitliche Sünden und mangelnde Gläubigkeit ewige Höllenstrafen verhängt, und an wie vieles noch läßt sich nicht ewig glauben; der Orthodoxe täusche sich doch nicht."

Nun, ich denke, mehr ist allerdings nicht nötig. Wenn wir diesen Ast mit allen seinen Nestern als veraltet und unhaltbar absägen, — dann sind alle Gebildeten von heute Christen. Die schlichten Wahrheiten und Wohlthaten des Evangeliums, die nach Abflattern dieses schwarzen Schattens übrig bleiben: den Nächsten zu lieben; mit dem Armen das Brot zu brechen; die Sünderin nicht zu steinigen, weil keiner sich rein genug fühlt, den Stein aufzuheben; die Geldwechsler aus dem Tempel zu jagen; und Gott im Geiste und in der Wahrheit anzubeten, — — in denen sind wir alle einig auch außerhalb der Kirche, soweit wir echte Kulturmenschen sind.

Und auch darin finde ich keinen Unterschied, daß Fechner für „Religion" eintritt. Ich bin ganz mit ihm einig: daß „die schlechteste Religion, solange sie noch den Namen Religion verdient, besser ist als keine." („Tagesansicht" S. 58.) Es fragt sich nur, wo heute der tiefste Stand echt religiösen Empfindens, der geradezu dem „gar keines" gleichgesetzt werden kann, zu suchen ist.

Nach meiner Ansicht ist er da, wo man Religion nur noch zuläßt gegen das Opfer des Wissens, der Forschung, der Erkenntnis und der Logik und wo man dem religiösen Empfinden den Lebensnerv durchschneidet, sich in neue, verjüngte Weltanschauungen immer wieder hineinzuentwickeln. Mag man an Stellen, wo das gefordert und gethan wird, noch so viel von Religion reden und sich wohl gar schlechthin für Verkörperung dieses Wortes halten, — für mich ist dort der Gefrierpunkt jeglicher religiösen Erhebung. Und

ich gehe von hier aus, um mich in Fechners Sinne lieber bei etwas zu behelfen, was immer vielleicht noch mangelhafte Religion, aber wenigstens nicht „keine“ ist. Ich versuche mich unter Anerkennung aller Thatsachen und unter grundsätzlichster Achtung vor Forschung und Logik mit dem Weltbilde der Naturforschung auseinanderzusetzen und meine religiösen Bedürfnisse hier einzupflanzen, so gut es geht, — sei es, daß es einstweilen noch durchaus nicht voll befriedigend gehe; da muß eben die treue, inbrünstige Forschung selber weiter helfen.

Hier aber berühre ich mich gerade erst recht auch mit Fechner selbst.

In demselben Kapitel, wo er von der Notwendigkeit des Religiösen jenen Satz spricht, sagt er auch, daß der Offenbarungsglaube seine Tagesansicht, in der er mit durchaus naturwissenschaftlichem Untergrunde seine Religion findet, verwerfen werde. Sein orthodoxer Biograph Kuntze hat ihm das sofort gegengezeichnet. Und wenn die Orthodoxie bisher Fechner nicht allgemein angegriffen hat, so liegt das zweifellos daran, daß sie den verborgenen Denker im Winkel gleich dem ganzen Gros seines Jahrhunderts überhaupt nicht gekannt, also auch nicht gefürchtet hat. Vor dreihundert Jahren wäre Fechner mit seiner Allseele und seinem psychophysischen Parallelismus nicht „trotz“, sondern „wegen“ auf dem Scheiterhaufen des Giordano Bruno verbrannt worden. Heute hat das Verbrennen aufgehört, aber die geistigen Gegensätze sind noch immer ganz genau die gleichen geblieben.

Man muß sich in Fechners Werke eben hineinlesen, dann wird alles klar. Er ist kein Denker, in dessen Reich man spazieren gehen kann, um hier, da eine Blüte zu pflücken. Weil er formlos ist, ist er doch im Innern nichts weniger als ein aphoristischer Denker. Wohl aber zeigt sich in der Folge seiner Bücher ein starkes Vorwärtsringen der Persönlichkeit.

Fechner gehört zu den echtesten Faust-Naturen des neunzehnten Jahrhunderts. Es hat auch das zu Mißdeutungen geführt, daß man ihn als Person zu einfach nahm, daß man das Verwickelte seines inneren Menschen viel zu sehr übersah über gewissen abgeklärten Zügen seiner äußeren Erscheinung aus späteren Jahren.

Der Weltruf Fechners als Naturforscher knüpft sich im wesentlichen an die „Elemente der Psychophysik", die 1860 erschienen sind. Damals war Fechner neunundfünfzig Jahre alt. Die Generation, die ihn von da ab noch siebenundzwanzig Jahre begleitete, kannte ihn als eine Art Leipziger Stadtfigur. Als einen jener Professoren, wie sie heute schon seltener werden: die fünfzig Jahre an derselben Universität lehren und dem zuwachsenden Geschlecht, nicht bloß den Studierenden, sondern auch den späteren Kollegen, wie typische, unantastbare Teile dieser Universität selbst erscheinen.

Fechners Leben in dieser Zeit war ein fast asketisch streng geregeltes.

Als akademischer Lehrer zählte er kaum mit, da er nur wenig und in freiester Wahl über die Stoffe seiner jeweiligen Studien las, — Stoffe, die nicht immer das allgemeine Interesse anregten, denn er ging mit einer eisernen Konsequenz seine eigenen Wege und machte meistens erst im Resultat deutlich, daß hier etwas zu holen gewesen war.

Aber zur gleichen Stunde war er alle Nachmittage im Rosenthal bei Kintschy als Kaffeegast zu finden, dort, wo in der Nähe ihm jetzt das Denkmal errichtet ist. Ewig gleich lauteten die kleinen Anekdötchen über ihn. Ich glaube, er hat schon zu Freytags Leipziger Professorenroman von der „Verlorenen Handschrift" als Typus Modell gestanden. Jedermann kannte die stille Harmonie seiner Ehe, — die liebenswürdigen alten Leute, die im Freundeskreise und auf Sommerreisen unzertrennlich schienen, feine Geistesaristokraten alle beide in all ihrer Schlichtheit.

Wer den stillen Denker in seinem anspruchslosen Heim aufsuchte, der erstaunte, wie dieser reiche Geist, der doch alle Zeit nicht bloß ein Gelehrter, sondern auch ein Dichter hatte sein wollen, in einem einfenstrigen Stübchen am kahlen Stehpult stand oder auf einem lehnenlosen Schemel saß, ohne jedes Bedürfnis nach individuellem Zimmerschmuck, sogar ohne Sinn für den Reiz einer Bibliothek.

Aber aus dieser nüchternen Stube nahm doch dieser Besucher den ganzen Zauber mit einer absolut lauteren Seele, deren fleckenlose Reinheit wie durch unmittelbare Suggestion wirkte, ohne noch äußerer Mittel zu bedürfen. Georg Ebers, der Jahre lang sein Kollege gewesen ist, sagte mir einmal, daß ihm erst vor Fechners Persönlichkeit ganz ein Begriff aufgegangen sei, was das alte Wort von der „anima candida" habe sagen wollen.

Und doch ist auch dieses Bild nur halb.

Die abgeklärte Harmonie dieser Seele war kein Geschenk, das in ihrer Wiege lag; sie ist erst mühsam errungen worden. Und nur wer diesem Ringen folgt, der kann Fechners philosophische Anschauungen in ihrer Entwickelung verstehen.

Wer bloß den Frieden des Alters sah und von den naturphilosophischen Werken nur die sensationell oberflächlichen Anschauungen „vom Hörensagen" kannte, der glaubte wohl, daß es ein kindlicher Zug des Genies gewesen sei, der den Naturforscher, den Physiker strengster Methode in Augenblicken zu phantastischen Träumereien verlockt und im Alter mehr oder minder gemütvoller „Märchen" über die Pflanzenseele, die Individualität der Gestirne, die Allbeseeltheit der Welt und das Menschenschicksal nach dem Tode zusammen gedichtet habe.

Es liegt hier abgesehen vom Sachlichen eine Unterschätzung des Mannes, die dem Charakterbilde Fechners in keiner Weise gerecht wird. [illegible] nur wenn ein [illegible] behaupten wollte, der tiefe Drang des Goetheschen Faust nach wildem Innewerden der [illegible] hing [illegible]

Arabeske, ein augenblickliches leichtes Sichgehenlassen in einem vollbefriedigten Gelehrtenleben.

In dieser kahlen Arbeitsstube mit ihrem Stehpult und ihrem Holzkasten, der den Papierkorb abgab und in den alltäglich ganze Stöße zerrissener Manuskriptblätter wanderten, hat ein Geist mit den tiefsten Problemen seines Jahrhunderts gerungen wie wenige neben ihm.

Dieser Mann des Friedens, von dem kein herber Zug überliefert wird, ist der Anlage nach im Innersten ein geradezu einzigartiger Skeptiker, ein wahrer Allerweltszweifler gewesen, unermüdlich in Angriffen gegen das scheinbar Sicherste in Denken, Glauben und Forschen der Menschheit, ein logischer Revolutionär und Anarchist, der seine Stunden gehabt hat, wo er, im Paradoxen allerdings immer noch ein stärkerer Logiker, Nietzsche weit überboten hat. Wie ein Alpenjäger, der keinen Schwindel kennt, lief er mit einer Kühnheit, die andere schon beim Anblick schwindeln machte, an den wildesten Abgründen aller Methoden des Denkens, aller Glaubensthesen, aller sichersten wissenschaftlichen Lehrsätze hin, bis die Gedankenarbeit von Jahrtausenden sich in wirbelnde Spreu zu verwandeln schien, unter deren losem Wirbel das Chaos gähnte.

Und doch war auch das wieder nur die andere Seele in seiner Brust. Je länger dieses Leben sich dehnte, desto freier und leuchtender wuchs aus all den Zweifeln, aus all den unermüdlichen Kämpfen einer ruhelos tastenden, wühlenden, angreifenden Dialektik das große, stete Bild einer sicheren, versöhnenden, optimistischen Weltanschauung, in der auch die tiefste Skepsis nicht der Satan war, sondern nur eine der notwendigen Durchgangsphasen, durch die der Menschengeist sich als Glied des Alls zum Lichte emporrang.

Es mußte freilich in seinen individuellen Führungen ein höchst merkwürdiges Leben sein, das diesen Heraufgang so ermöglichte. Ein Leben ohne die Sturmflut äußerer Er-

eignisse, aber im Innersten desto nachhaltiger hineingerissen in alle Geisteskrisen eines ganzen gärenden Jahrhunderts.

Fechner stammte aus streng theologischen Kreisen.

In seiner Heimat, der Muskauer Gegend der Niederlausitz, lebt noch heute die gute Tradition von den Fechners als rührigem Pfarrergeschlecht. Der Vater, der Großvater, der Vater der Mutter, alle waren dort herum Pastoren gewesen. Als der alte Leipziger Professor Anfang der achtziger Jahre seine goldene Hochzeit feierte, ließ der Pfarrer Kümmel in Großsärchen, dem Geburtsorte, die Gedenktafel des Großvaters in der Kirche bekränzen und die Glocken läuten. Ob in den kleinen Pfarrwinkel wohl ein Ahnen gedrungen sein mag, wie viel Weg zwischen der Großsärchener Pfarrhaus-Romantik von der Wende des vorigen Jahrhunderts und der Gedankenwelt des Mannes lag, der fast gleichzeitig auch sein fünfzigjähriges Jubiläum als ordentlicher Professor feierte — der Weg durch die ganze moderne Physik bis zu einer neuen Weltanschauung, die das beste des religiösen Empfindens retten wollte, ohne auch nur ein Titelchen aufzugeben von dieser Physik . . .

Entscheidend für Fechners Jugend wurde neben dem theologischen Element wohl am meisten der ganz frühe Tod des Vaters und die Erziehung fast ausschließlich durch die Mutter.

Durch das ganze Leben dieses unruhigen, streitbaren Kopfes geht wie ein konsequent mildernder Zug das Anschlußbedürfnis an gewisse zarte, seelenvolle Frauen. Bis in seine wissenschaftlich strengsten Werke hinein stiehlt sich immer wieder der eine oder andere Lichtblick von dieser Ecke her. Persönlich war Fechner bis ins höchste Alter für Frauen, die ihm sympathisch waren, von gewinnender Liebenswürdigkeit. Die einfache Existenz gewisser Frauencharaktere von idealer Reinheit, denen er im Leben begegnet war, diente ihm als Beweis gegen den Pessimismus, und das nicht bloß im

Sinne eines hübschen Gelegenheitswortes, sondern aus tiefster Überzeugung, mit dem Vollwert eines schweren philosophischen Arguments. Aus der unheilbaren Differenz in der Auffassung des Weibes erklärt sich auch seine bittere Verwerfung Heines, die zu den wenigen ganz intoleranten, auch ästhetisch intoleranten Schriften gehört, die er verfaßt hat. Dabei hatte er das Glück, einer ganzen Reihe wirklich bedeutender, geistig hochstehender Frauen im Leben zu begegnen, — von seiner Gattin an, die lebhafte dichterische Gaben und das feinste ästhetische Verständnis besaß, bis zu Bettina von Arnim, die freundschaftlich in seinem Hause verkehrte.

Schon mit sechzehn Jahren ist Fechner auf die Universität gekommen. Man meint, in der Jahreszahl das Impulsive zu fühlen, das ihm bis ans Ende treu geblieben; er, der seine späteren körperlichen Leiden einmal darauf zurückführte, daß er zu hastig kaue, war auch geistig ein Schnellarbeiter, der ein riesiges Material in unglaublich kurzer Frist durcharbeiten und in sich aufnehmen konnte und dabei gründlicher als irgend einer; wo andere sich auf lange hin erdrückt sahen unter endlos gehäuftem Stoff, da stellte sich bei Fechner schon die charakteristische, oft ausgesprochene Angst seines Lebens ein, die Angst vor der Langeweile, wenn es nichts mehr zu thun gäbe.

Die Universität war Leipzig, dieselbe Stadt, der er eigentlich siebzig Jahre treu geblieben ist. Die materielle Notlage der Familie drängte ihn, sogleich ein festes Brotstudium zu suchen. Und der Skeptiker mit dem lächelnden, aber unerschütterlichen Oppositionsgeist, der zweifellos von Jugend an in ihm gesteckt hat, wandte sich aller theologischen Familientradition zum Trotz der Medizin zu.

Er hat nicht dabei ausgehalten. Als die eigentlichen Lehrjahre vorüber waren, das Doktorexamen bestanden war und die Praxis in ihr Recht treten sollte, da warf er auf einmal alles über den Haufen. Er selbst hat später gesagt,

man habe ihm wohl die nötigen Würden verliehen, aber in Wahrheit nicht so viel beigebracht, daß er sich auch nur getraut hätte, einem zur Ader zu lassen. Und noch während des Studiums machte sich der erwachende Satiriker in ihm Luft mit zwei Ausfällen gegen die Medizin, die an unverblümter Grobheit nichts zu wünschen übrig ließen, dem „Beweis, daß der Mond aus Jodine (Jod) bestehe" und dem „Panegyrikus der jetzigen Medizin und Naturgeschichte" (1821 und 1822).

Diese kleinen Scherzschriftchen mit ernstem Untergrunde sind interessant, weil sie die lange Kette reizender Satiren einleiten, die Fechner in der Folge als „Dr. Mises" veröffentlicht hat, ein unerschöpfliches Feuerwerk teils rein humoristischer, teils scharf satirischer, teils endlich im Kern tiefernster philosophischer Capriccios, für deren Art unserer Ästhetik das rechte Wort fehlt. Die ganze Skala Fechnerscher Talente kommt unvergleichlich in diesen Mises-Schriften zum Ausdruck: von den kleinen Witzchen und Stichelchen des gemütlichen Kaffee-Sachsen im Leipziger Rosenthal bis zu jener faustischen Gedankenhöhe, wo in Mephistos Rede das Weltgeheimnis zu einem Scherz verklingt.

Aber damals trug die so hart angelassene Medizin doch wohl nur die halbe Schuld. Fechner selbst paßte nicht in die praktische Medizin. Die theoretische, eigentlich vorwärts arbeitende Seite der medizinischen Gesamtwissenschaft aber konnte seinen kühnen Geist, der zum Pfadfinder vor großen Ketten bedeutsamer Probleme angelegt war, allein unmöglich fesseln. Man muß sich erinnern, wie tief gegen heute gehalten die eigentliche Vergeistigung und theoretische Zusammenfassung zu solchen weiten Problemketten damals in der ganzen Biologie, der ganzen Wissenschaft vom lebendigen Organismus, noch darnieder lag. Das drückte natürlich auch auf die Medizin und gab ihr einen altertümlichen, unfreien Charakter.

Es gab einen anderen Zweig der Naturforschung, wo die Dinge gerade damals schon ganz anders standen oder wenigstens für das empfängliche Naturell eines angehenden Denkers vom großen Stil zu stehen schienen. Das war in der Physik.

Hier schlossen sich auf breiter Anlage von langer Hand eben jetzt in dem Jahrzehnt zwischen zwanzig und dreißig wirklich große Gedankenreihen zu wunderbaren experimentellen Erfolgen zusammen. Es setzte jene stolze Epoche in der Entdeckungsgeschichte der Elektrizitätserscheinungen und ihrer weiteren Zusammenhänge ein, die mit dem Namen Oersteds beginnt, — eine Epoche, die mehr als irgend eine andere dadurch ausgezeichnet war, daß nicht bloß das kleine Handwerksmaterial der Forschung erweitert, sondern zugleich die höchste Anspannung theoretischen Denkens herausgefordert wurde und durch eine nie geahnte Erweiterung des innersten Naturbildes auch sogleich aufs Glänzendste belohnt erschien.

Hierher gehörte Fechner, und hierher hat er sich auf einigen Ummwegen denn auch glücklich gefunden. Erst kam er wie im Trotz, wie einer, der sein Brot vernachlässigt, um einer Liebhaberei, die halber Müßiggang ist, zu folgen. Dann faßte er festen Fuß auf dem neuen Boden gerade zum Zwecke des Broterwerbes.

Mit einem Bienenfleiß übersetzte, bearbeitete, verfaßte er physikalische Kompendien und half sich so notdürftig durch. Und dann, in den Mußestunden dieser Sklavenarbeit, begann er im eigentlichen Sinne zu „arbeiten". Er begründete seinen ersten Ruf als Fachmann, als Fachmann in der Physik, in die er sich fast autodidaktisch hineingekämpft, nachdem ihn sein ganzes offizielles Medizinstudium nicht über einen mißmutigen Dilettantismus hinaus gebracht. Die Spezialarbeiten, Spezialentdeckungen, die Fechner damals geliefert hat, gehören heute zum festen Stamm der Geschichte der Physik. Dennoch hängen sie mit seiner universalen Bedeutung, wie wir sie

heute im ganzen wieder suchen, nur indirekt zusammen und brauchen um ihretwillen nicht aufgezählt zu werden. Genug, der Name Fechner erhielt damals zuerst Klang in der wissenschaftlichen Welt — lange ehe ein Titel mit ihm ging. Nach zehnjährigem, unverzagtem Ausharren kam dann der Professor extraordinarius, natürlich im lieben Leipzig und ohne Gehalt. Ein Jahr später folgte die ordentliche Professur der Physik.

Um diese Zeit war Fechner bereits mit Klara Volkmann verheiratet. Das Schicksal, das ihm in allen Notlagen nichts hatte anhaben können, schien sich für ihn ins Günstigere zu wenden — die schwere Krisis der Durchgangsjahre schien zu Ende.

Da auf einmal brach ein Sturm in sein stilles Leben, den niemand hatte ahnen können, eine wahre Krisis jetzt erst auf Leben und Tod, die alle Wurzeln seiner Existenz erschüttern, seinem ganzen Dasein gleichsam einen neuen Gehalt geben und unter wahren Todeswehen aus ihm erst das schmieden sollte, was uns heute mit seinem Namen ergreift.

Ich muß etwas weiter ausholen.

Fechner, der Sohn aus dem Pfarrhause, hatte mit dem Übergang zur Universität nicht nur äußerlich in der Wahl seines Studiengebietes die alte Tradition beiseite geworfen. Eine innerliche, selbstdenkende Natur, wie er war, hatte er auch resolut sich in der Weltanschauung losgesagt.

Es kam ohne Kampf, und man versteht, wie weich und menschlich rein die Erziehung des Knaben gewesen sein muß; jede dogmatisch harte Erziehung hätte einen lange blutenden Riß geschaffen; so erfolgte die Wandlung wie ein freundlicher Augenaufschlag; es war bloß ein neues Gebiet, das eine Weile vorherrschend in den Gesichtskreis trat, und das auch wieder verschwinden konnte, ohne daß herbe Seelenkonflikte den Wandel begleiten mußten.

„Über meinem medizinischen Studium“, erzählt er selbst, „war ich zum völligen Atheisten geworden; religiösen Ideen

war ich entfremdet; ich sah in der Welt nur ein mechanisches Getriebe. Da geriet mir Okens Naturphilosophie in die Hände . . . Ein neues Licht schien mir auf einmal die ganze Welt und Wissenschaft von der Welt zu erleuchten; ich war wie geblendet davon. Freilich verstand ich nichts recht — wie wäre das auch möglich — freilich kam ich nicht über die ersten Kapitel hinaus: aber kurz, ich hatte auf einmal den Gesichtspunkt einer großen, einheitlichen Weltanschauung gewonnen, fing an, Schelling, Steffens und andere Naturphilosophen zu studieren, konnte freilich in keinem Klarheit finden, aber meinte selbst etwas in dieser Richtung leisten zu können, wovon noch einige Aufsätze in der Stapelia mixta (1824) Zeugnis ablegen. Aber noch erinnere ich mich, wie ich mir einmal die Frage vorlegte: hätte sich wohl von dem ganzen schönen gesetzlichen Zusammenhange der optischen Phänomene, die Biot mit so großer Klarheit vor uns ausbreitet, etwas auf Oken-Schellingschem Wege finden lassen? Jedenfalls Naturwissenschaft liegt nicht auf diesem Wege."

Wie schlicht diese Worte sind. Und doch umfassen sie alle Wurzeln, von denen Fechner ausging.

Das Religiöse in der überlieferten, christlich-dogmatischen Form versagt ihm vor der Methode der Naturforschung. Diese Methode führt ihn zunächst auf eine rein mechanistische Auffassung der Dinge als unbedingt bestes praktisches Prinzip zum Weiterkommen in der realen Naturerkenntnis. Eines Tages dahinein aber die Idee, es könne im Rahmen der Naturforschung doch auch eine große, alles Gute des Religiösen zurückbringende Weltanschauung, eine „Naturphilosophie" höchsten Stils, aufgebaut werden! Aber die praktischen Muster der Zeit sind Oken, Schelling, Steffens. Und nachdem das große Programm (es waren so blendend viel schöne Programmworte in jener Naturphilosophie, überhaupt so viel gute Worte und guter Willen, aber so verzweifelt wenig

solide Arbeit) eine Weile überwältigt hat, regt sich das echte Forschergewissen von neuem. Diese Sorte Spekulation verschüttete ja auch wieder die gesunde Arbeitsmethode, sie warf oben Glanzlichter und machte unten den schlichten Arbeitstisch dunkel!

Das ist die Stufe Biot.

Aber der citierte Satz hat noch eine Fortsetzung auch darüber hinaus, die nicht mehr gesagt ist, aber die Fechners ganzes weiteres Leben enthält.

Als er wieder bei Biot ist, läßt ihm das naturphilosophische Höhenbild als Idee gleichwohl keine Ruhe mehr.

Wie könnte man es bauen, fragt er sich, ohne die strengen methodischen Kreise des Naturforschers zu verwirren? Eine neue Naturphilosophie, die das Exakte nicht meistern will, sondern anerkennt — aber umfaßt!

Hier ist bei Fechner das aufgetaucht, was die Wurzel fortan aller seiner eigenen Bauversuche sein sollte.

Das Wörtchen „Von unten“ drückt es sehr scharf aus.

Sein viel späteres Altersbuch: „Vorschule der Ästhetik“ hat, soweit es, ganz bedingt, populär geworden ist, als Fechnerisches Schlagwort verbreitet: „Ästhetik von unten.“ Er stellt die Forderung einer solchen Ästhetik dort in der That dem gangbaren ästhetischen Systembauen „von oben“ entgegen. Aber er brachte dabei auch in diese Ästhetik nur sein grundlegendes Lebenswort überhaupt.

Naturphilosophie nicht wie bei Oken und Schelling von oben, sondern Naturphilosophie von unten!

Naturphilosophie, die bei der Methode und dem exakten Material der Naturforschung anfängt und von hier erst langsam ins Weitere, Höhere steigt. Von der Physik bis ins Kühnste, bis in eine Weltanschauung, — bis in eine Religion. Aber nicht umgekehrt von oben aus mit Forderungen einer anderswo gewonnenen Philosophie oder Religion willkürlich meisternd in die Physik.

Es ist eine absolut unerläßliche Vorbedingung zum Verständnis von Fechners weiteren Wegen und zum schließlichen Verständnis seines ganzen Systems, daß man diesen Ausgangspunkt bei ihm ein einziges Mal klar erfaßt hat. Einzig und allein so versteht man nämlich sein Verhältnis zum Materialismus.

Die wenigen Menschen, die im neunzehnten Jahrhundert sich mit Fechners philosophischem Gesamtbilde beschäftigt haben, haben sich mit der wunderbarsten Konsequenz immer wieder davor in zwei Lager auseinandergespalten. Die eine Partei verwarf ihn vom Boden des Materialismus aus als Erzketzer. Und die andere verketzerte ihn als Materialisten.

In beiden Fällen pflegte er noch ein besonderes Odium mitzubekommen. Dort: er sei ein Apostat und verlorener Sohn des naturwissenschaftlichen Materialismus, der das Heil nachträglich verlassen, um Allotria mit Unsterblichkeitsideen, Allseelen-Theorie und dergleichen zu treiben. Hier umgekehrt: er sei ein Wolf in Schafskleidern, ein doppelt gefährlicher Geheim-Materialist, der sich mit einer stockmaterialistischen reservatio mentalis ins tugendsame und ideale Gebiet, wo Gott, Unsterblichkeit der Seele, Weltzwecke und Glauben blühen, eingeschmuggelt habe.

In der Zeit der extremsten Materialismus-Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts — sagen wir etwa in der Epoche, die mit Moleschotts „Kreislauf des Lebens", Büchners „Kraft und Stoff" und Vogts „Bildern aus dem Tierleben" begann und rund einen gewissen historisch-kritischen Abschluß erhielt durch die zweite Auflage von Friedrich Albert Langes „Geschichte des Materialismus" — in dieser hitzigen Zeit galt den unentwegten, zielbewußten Stoff-Streitern Fechner wahrlich nicht als Materialist.

Für Büchner war er, wie ich durch persönliche Mitteilung weiß, noch in den späteren Jahren einfach ein Phantast, den man nicht ernst nahm. In seiner unverfälschten

Pfälzer-Grobheit war der Alte von Darmstadt um den derbsten Ausdruck solcher Urteile ja nie verlegen. „Dem rabbelt's, schoint's!" sagte er einmal als Vorsitzender auf einem Freidenker-Kongreß, als eine Äußerung ihm nicht gleich verständlich war. Ähnlich hat er auch von Fechner gedacht. „Dem rabbelt's . . . ." Fechner von seiner Seite warf, als er das Fazit der Weltanschauungen seines Jahrhunderts zu ziehen versuchte, den „Materialismus" ebenso unentwegt zur „Nachtansicht".

Im anderen Falle habe ich tüchtige Künstler kennen gelernt, die sich vor Fechners Ästhetik bekreuzten wie vor dem materialistischen Antichrist. Psychologen entsetzten sich vor dem verwegenen Feldzuge der Psychophysik, als sei die rohe Physik jetzt erst handgreiflich in der Psychologie, selbst im Worte schon. Der eine oder andere entdeckte, daß dieser angebliche Antimaterialist ja Vertreter des bösesten Determinismus sei. Als der Darwinismus kam, ließ Fechner, uralt wie er jetzt schon war, noch den Ketzersatz drucken (1873): „Ich selbst gestehe, nach längerem Sträuben gegen die Deszendenzlehre zu ihr bekehrt worden zu sein." In dem Büchlein, wo das zu lesen stand, fanden sich ja auch Zusätze und Randnoten zum Darwinismus, gegen die wieder von Darwinianern polemisiert worden ist. Aber das Grundbekenntnis blieb und bewies schließlich doch das Gefährlichste nach drüben. Vollends die orthodoxen Theologen sahen gar keinen anderen Ausweg, als diesen Philosophen als Materialisten zu denunzieren, maßen er ja auch *sie* in die Nachtansicht hinein verwarf. Es ist immer ein Schachzug dort gewesen, alles, was die christlichen Dogmen nicht anerkannte, in Bausch und Bogen als materialistisches Herdenvieh zu verrechnen.

Allen diesen Irrungen und Wirrungen liegt nun eine sehr einfache Sache zu Grunde, die man aber doch wirklich klar einmal eingesehen haben muß, um weiter zu kommen.

Das Wort „naturwissenschaftlicher Materialismus" umschließt im neunzehnten Jahrhundert zwei scharf trennbare Dinge.

Auf der einen Seite stecken darunter einige wirklich grundlegende Sätze der modernen Naturforschung, — Sätze, die aufs Engste verknüpft sind mit dem methodologischen Wege, den die ganze exakte Sachforschung über die Naturvorgänge sich in diesem Jahrhundert gewählt hat und der bisher nur die glänzendsten Resultate folgerichtig ergeben hat. Es sind sozusagen Sätze, die der „Verfassung" der Naturforschung von heute angehören, und die allerdings nur wieder angetastet werden könnten durch eine grundlegende Revolution, die diese Verfassung auflöste und damit das Wort Naturforschung im heutigen Sinne einfach mit auflöste und abschaffte, — wobei dahin gestellt sei, was immer sie selber nun an seine Stelle rücken wollte.

Wenn der Materialist sagt: Alles in der Natur vollzieht sich nach einer strengen Gesetzmäßigkeit, von der es keine Ausnahmen giebt, — so ist man auf einem solchen Satz. Dieser Satz ist die Grund-Weltthatsache, auf die nur hin wir überhaupt forschen können. Auf ihr beruht unser Versuch, Naturgesetze zu formulieren. Auf ihr unser Vertrauen, Experimente zu machen. Auf ihr unsere Rechnungen und der Glaube an den dauernden Wert richtiger Rechnungen.

An der Erfassung dieser Gesetzmäßigkeit arbeitet die Naturwissenschaft in konstanter Linie von Kepler und Galilei bis auf Newton und Lavoisier und wiederum bis auf Gauß und Robert Mayer. Der oberste Triumph dieser Gesetzfindung im neunzehnten Jahrhundert ist das Gesetz von der Erhaltung der Energie, — von seinem einfachsten Ausdruck im Äquivalent von Wärme und Arbeit bis zum Satze des Clausius: „Die Energie des Weltalls ist konstant."

Gewiß, diese schlichte Annahme einer unerschütterlichen Welt-Gesetzmäßigkeit schlägt als solche schon negativ ganze

Weltanschauungen tot. Alles, was mit Eingriffen, mit Wundern, mit Über- und Unter- und Hinternatürlichem arbeitet, was ein einziges Titelchen Kraft aus dem Nichts hinzuschmuggeln oder ins Nichts verstecken möchte, — das alles platzt hier wie die Welle am Granit.

Und weiter. Wenn der Materialist sagt: alles Seelische in der Welt erscheint uns geknüpft an ein Stoffliches, Materielles, es giebt keine „freie", vom Stofflichen entbundene Seele, sondern nur Psyche mit einem materiellen Substrat, — so ist auch das ein solcher Grundsatz moderner Naturforschung, den man nicht loslösen kann, ohne diese Forschung in ihrem modernen Aufbau zu zerstören.

Und auch dieser Satz hat seine negative Wucht: er zerschmettert die Gespenster, die losgelösten Seelen, die Unsterblichkeit der Seelen nach dem alten Rezept, daß „die Seele schwinget sich" und „der Leib bleibt auf dem Kanapee"; dieser Vers ist kein Witz, sondern er umfaßt eine mehrtausendjährige Weltanschauung, mit der die Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts schlechterdings doch nichts mehr anfangen kann.

Und endlich: wenn der Materialist von einem natürlichen Werden der Dinge in der Welt spricht, im ganzen Kosmos vom Stern bis zum Menschen, — so ist auch das nur ein streng naturgeschichtlicher Fundamentalsatz, den die Epoche zwischen Laplace und Darwin zu den anderen hinzugefügt hat. Streng genommen ist er nicht einmal ein ganz besonderer, sondern er ist nur die nötige geschichtliche Ergänzung zu dem ersten Satz von der Allgültigkeit der Naturgesetze. Er verlangt das Walten dieser Naturgesetze auch für die Vergangenheit, für alle Jahrmillionen der All-Geschichte. Damit schiebt er dann für sich auch noch wieder gewisse veraltete Weltanschauungspunkte endgültig in den Hintergrund: er vernichtet noch einmal historisch die Idee des „Schaffens" aus dem „Nichts", der schöpferischen Eingriffe, der Separaterschaffung des

Menschen außerhalb der übrigen Natur und rückt damit der ganzen alten Gottesvorstellung in seiner Weise am allerenergischsten auf den Leib.

Versteht man unter „naturwissenschaftlichem Materialismus" nichts als wesentlich die Propaganda für diese Sätze und alles, was darum und daran hängt, — nun so ist er eben nichts als der einfache Ausdruck der großen Direktiven in der modernen Forschungsmethode selbst, er fällt zusammen mit diesen.

Dann aber ist Fechner vom ersten bis zum letzten Tage seines Denkerdaseins Materialist vom reinsten Wasser gewesen.

Mit einer Energie ohne gleichen ist Fechner jederzeit für die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit der Welt eingetreten, für das Allwalten der Naturgesetze. Alles Weltgeschehen lag in diesen Naturgesetzen umschlossen. Hatte die Welt ein Ziel, einen Sinn, so lagen sie nicht außerhalb dieser Naturgesetze, sondern in ihnen. Außer, über, hinter, unter ihnen gab es nicht noch besondere Walter. Ich glaube, daß es überhaupt keinen zweiten Naturforscher im ganzen neunzehnten Jahrhundert giebt, der diese These so scharf beständig im Kopfe gehabt hat, so scharf beständig ausgearbeitet und ausgesprochen hat. Und damit war ihm auch eine natürliche, naturgesetzliche Form einer Weltentwickelung überall da, wo eine Entwickelung überhaupt wahrscheinlich wurde, schon als selbstverständliche Folgerung gegeben.

Genau so fest hielt Fechner aber an dem anderen Satze: daß jedem seelischen Vorgang in dieser Welt auch ein im Stoffe nachweisbarer, streng physikalisch auszudrückender Vorgang entspreche. Abfall auch von diesem Satz war für ihn Sünde wider den heiligen Geist. Auch das hat er so energisch wie denkbar und siebenmal unterstrichen immer wieder gesagt.

Er mußte es, — denn gerade hier setzte sein ganzes System „von unten" an. Man möchte sagen: sein ganzes originales Ideenleben wurzelt hier. Diese Wurzel gelöst

— und es bleibt vom ganzen Denker Fechner nichts übrig als ein paar geistreichelnde Einfälle und ein paar physikalische Handlangerdienste.

Aber das ist im Ganzen jetzt nur die eine Seite.

Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß unter dem Worte „Materialismus" sich auch noch eine Reihe anderer Dinge zusammengefunden haben.

Das Wort ist selbst ein uralt-ehrwürdig philosophisches, — wie Lange mit Recht gesagt hat: es ist genau so alt wie die Philosophie überhaupt. Entsprechend haben sich philosophische Sätze auch im neunzehnten Jahrhundert damit gedeckt.

Ein solcher naturphilosophischer Satz ist der: daß diese ganze naturgesetzliche Welt ein vollkommener Unsinn, eine zwecklose Chaoswelle, eine sich blähende und platzende Seifenblase sei.

Daß die Entwickelung nicht den Sinn eines allgemeinen „Empor" habe, daß sie vielmehr ebenfalls sinnlos sei, aufs Chaos loslaufe, wie sie vom Chaos gekommen.

Und daß ferner das Physikalische in der ganzen Welt das Absolute sei. Daß das Seelische da, wo es auftritt, bloß ein Erzeugnis dieses Physikalischen, oder besser noch gesagt, selber etwas Physikalisches sei. Eine Erscheinungsform dieses Physikalischen. Empfindung, Bewußtsein, Ich-Gefühl eine Form der physikalischen Naturkraft, eine Energieform wie Wärme oder Elektrizität oder Licht.

Und endlich, daß dieses seelische Produkt nur an einigen verhältnismäßig dünn gesäeten Stellen des großen physikalischen All-Mechanismus, nämlich bei den sogenannten lebenden Wesen, hauptsächlich bei den Tieren und in höchster Entfaltung nur beim Menschen, auftrete. Daß es aber auch dort bei jedem Individuum wieder endgültig verschwinde, sobald ein gewisser physikalischer Apparat, empfindungsfähiges Plasma, höheres Nervensystem, Gehirn, zerstört werde.

Diese Sätze enthalten für sich wieder eine konsequente Naturphilosophie. Man kann sie vortragen als Bekenntnis. Man darf aber nicht übersehen, daß diese Sätze jetzt sich nicht ohne weiteres mehr bloß decken mit jenen Grundsätzen moderner Forschungsmethode. Sie gehen darüber hinaus.

Es ist nicht dasselbe, wenn ich sage: alles in der Welt liegt in den Naturgesetzen; hat die Welt einen „Sinn", so kann auch er eben nur in ihnen und ihrem Thun stecken, andere Wege giebt's nicht, — — oder wenn ich sage: die Naturgesetze haben keinen Sinn und die von ihnen beherrschte Welt ist deshalb sinnlos. Das letztere sagt mehr, und dieses mehr will erst wieder für sich bewiesen werden.

Genau so steht es mit dem Schluß, daß das Seelische ein Produkt des Physikalischen, eine Art Energieform sei, daß Bewegung gelegentlich sich in Empfindung und Bewußtsein umsetze wie Arbeit in Wärme. Das ist nicht dasselbe wie der zuerst empirische und dann induktive Satz, daß wir Seelisches nur in Verbindung mit einem physikalischen Ereignis auftreten sehen. Auch in diesem Falle fordert der neue Satz erst eine Begründung für sich.

Gerade dieser letztere Satz gilt aber in der Menge mit Recht als der engere materialistische Paradesatz, der Vogtsche Lehrsatz im Sinne einer conditio sine qua non des eigentlich philosophischen Materialismus.

Es bedarf in unserem Zusammenhange keiner Begründung oder Kritik dieser weiteren materialistischen Beweisführung. Es genügt die Einsicht, daß dieser strengere Materialismus nicht von selbst zusammenfällt mit den großen methodologischen Grundthesen der modernen Naturforschung. Dann wird nämlich die Bahn frei für unseren psychologischen Faden in Fechners Entwickelung in einem Schlage mit der Lösung von Fechners Verhalten zu diesem Materialismus.

Als Fechner bei Biot stand, hatte er sich vollkommen zurückgefunden zu jenen Grundthesen der Forschung, — er

verließ sie fortan nie mehr. Gleichwohl lockte ihn naturphilosophischer Ausbau über diese Thesen von unten nach oben. Nicht Okenisch, sondern selbständig. Aber auch nicht in dem zuletzt bezeichneten, engeren Sinne — materialistisch.

Fechner ging mit dem Materialismus aus von jenen Grundthesen. Soweit war er Materialist und blieb es bis zum letzten Tag.

Aber an der Stelle, wo jene engeren materialistischen Sätze sich für ihr Teil selbständig philosophisch erheben über die einfachen Thesen der modernen Forschungsmethode, schwenkte er ab und trennte sich in immer weiterer Bahn von diesem Materialismus. Jenseits dieser Stelle ist er im Vogtschen Sinne nicht mehr Materialist. Er ist eben Fechner.

Höchst interessant — und damit sind wir auch wieder im biographischen Faden — ist nun die erste Ansatzstelle der Abschweifung. Gerade sie ist bestimmend gewesen für Fechners ganze weitere Ideenarbeit wie das Gewicht im Netz.

Der materialistische Satz, daß die Welt ein sinnloses Spiel der Kräfte sei, eine Seifenblase, die steigt und platzt, erschien ihm unsympathisch von der Gemütsseite. Aber mehr als das. Er erschien ihm logisch nicht beweisbar.

Der Untersatz der Forschung wies auf eine gesetzmäßig geordnete Welt, einen wahren „Kosmos". Das deutete doch eigentlich gerade auf das Gegenteil. Fechner fragte sich, wie der Materialismus trotzdem auf jenen pessimistischen Schluß habe verfallen können.

Als maßgebend erschien ihm die materialistische Auffassung des Menschen. Der Mensch selbst war ja hier bloß eine absolut nichtige Seifenblase. Heute tauchte er auf, um morgen radikal wieder zu zerstäuben. Fiel aber der Mensch, so mochte das All nachfallen. Wie Fiesko seinem Mantel nachfällt. Aber in welcher Angel hing nun wieder diese Auffassung vom Menschen?

Sie steckte mit zwingender Logik in der Seelenfrage.

Hier kam alles zum Klappen. Hier sah sich Fechner vor dem wahren Problem.

Die alte Gemütlichkeit, die eine freie Seele mit dem Körper schalten ließ und physikalische Kräfte aus dem Nichts schuf, existierte auch für ihn nicht mehr. Fragte sich jetzt bloß, ob deshalb der materialistische Weg der einzige naturphilosophisch zulässige sei.

Fechner machte sich zunächst für sich jenen Unterschied ganz klar, den ich oben schon vorweggenommen habe. Er unterschied scharf zwischen dem echt naturgeschichtlichen Satze, daß jedes Seelische uns in Verbindung mit einem Materiellen erscheint, — und dem schon materialistisch-naturphilosophischen Satze, daß das Seelische ein Produkt des Materiellen sei.

Daß der letztere Satz naturphilosophisch das reine Erfahrungsgebiet überschritt, war ihm an sich kein Hindernis, ihn mitzumachen. Er wollte ja ausgesprochen auch in Naturphilosophie hinein. Aber er ahnte eine Gefahr darin, wenn man ihn proklamierte, eine rein logische Gefahr zunächst.

Die Folge hat bewiesen, wie recht er gesehen. Um die Mitte des Jahrhunderts kam durch Mayer und Joule das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Dieses Gesetz schloß alles Physikalische, Materielle in eine eherne, unzerreißbare Kette ein. Sollte das Seelische, sagen wir: die Empfindung, ein echtes Produkt körperlicher Vorgänge sein, so trat sie mit in den Ring des Energiegesetzes. Sie wurde eine Bewegungserscheinung, eine Schwingung der Moleküle gleich den anderen Energieformen Wärme, Licht, Elektrizität und so weiter. Und so war es auch entschieden der Sinn der konsequenten Materialisten. Hier aber wehrte sich plötzlich eine Art hausbackener Logik.

Es ging wie im Märchen von des Königs neuen Kleidern. Eine Weile träumt jeder, es sei alles in Ordnung. Bis ein unschuldiges Kind kommt und ruft: Der

König läuft ja nackend. Das Unschuldsknäblein war in diesem Falle ein eisgrauer Physiker, der alte Emil Du Bois-Reymond. Er verkündete mit sehr laut schnarrender Stimme, daß sein Denkvermögen nicht auslange, um sich klar zu machen, wie Empfindung jemals sich aus physikalischer Bewegung solle „umsetzen" lassen. Hier seien schwingende Moleküle — dort das Gefühl „Ich sehe Rosenrot, rieche Rosenduft". Wo da eine Brücke finden?

Der alte schlaue Du Bois war dabei selbst vom Materialismus innerlich viel tiefer durchtränkt, als er wußte. Er gab den Sachverhalt zu. Aber er bestritt, daß wir uns dabei etwas denken könnten. Und das war nun böse. Es schmeckte nach „Credo, quia absurdum" — „Es ist so, aber es ist eigentlich Blödsinn." Du Bois wagte ein großes Wort. Hier liege ein ewiges logisches Rätsel. Das „Wie" jener Umwandlung von Bewegung in Empfindung würden wir Menschen niemals begreifen können. Niemals würden wir wissen, wie „Materie denkt". Ignorabimus, Bum!

Es ist immer eine fatale Geschichte, wenn Naturforscher solche Schranken setzen. Das allgemeine Vertrauen auf die unbegrenzte Fortschrittsfähigkeit des wissenschaftlichen Denkens gerät ins Schwanken. Du Bois' Ignorabimus sah verzweifelt nach Bankerott einer ganzen Richtung aus und ist scharf genug als solcher auch bezeichnet worden überall da, wo man dem Naturforscher und freien Naturphilosophen ohnehin nicht grün war.

Diese gefährliche Linie hat aber Fechner lange vorausgesehen. Ihm schien auf jeden Fall praktischer, eine Naturphilosophie nicht mit einem so heiklen Satze anzufangen wie dem: das Seelische ist ein materielles Produkt, — wobei man dann alsbald vor dem logischen Kuhthor stand.

Viel rätlicher schien, den einfachen dahinter steckenden Erfahrungssatz zum Fundament zu behalten: Seelisches erscheint uns stets gleichzeitig mit Materiellem.

Zwei Dinge können sehr wohl stets gleichzeitig auftreten, ohne daß deshalb das eine das andere im groben Sinne erzeugt. Ich kann als Erfahrungsthatsache lernen, daß jedesmal, wenn ich einem bestimmten Menschen ins Antlitz schaue, dort eine Nase und zwei Augen sichtbar werden. Deswegen ist aber kein logischer Grund dafür da, daß das eine Auge jedesmal das andere „erzeugte“ — oder gar, daß beide Augen die Nase „erzeugten“. Jedes Auge und die Nase besteht für sich, nur sind sie allemal gleichzeitig an umschränktem Fleck sichtbar. In dieser Gleichzeitigkeit mag ich immerhin tiefe Zusammenhänge ahnen, die ja bei der Existenz von Augen und Nase in demselben Menschengesicht offen klar vorhanden sind. Aber dieser Zusammenhang kann das äußerste Gegenteil sein eines unmittelbaren Verhältnisses von Erzeuger und Erzeugtem.

Der vorsichtigste Ausdruck, wenn wir über die wahren Beziehungen sonst nichts wissen, dürfte sein: die beiden Dinge erscheinen stets einander parallel.

Wenn das eine da ist, ist auch das andere da, — das ist vorläufig alles, was wir sagen können.

Fechner faßte also den reinen Erfahrungssatz über Leib und Seele in das Wort: Leib und Seele sind stets parallele Erscheinungen. Es besteht ein Parallelismus zwischen Geistigem und Körperlichem.

Wo Geistiges auftaucht, erscheint immer auch ein Körperliches, das als Parallele gelten kann. Dieses Körperliche hängt für sich regelrecht wie alles Körperliche in der geschlossenen Kette des Gesetzes von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft, der Parallelismus des Seelischen ändert daran nichts. Aber der Parallelismus ist eben thatsächlich auch da.

Da nun das Seelische mit dem griechischen Fremdwort das „Psychische“ ist, das Körperliche das „Physische“, — so findet sich von selbst das Wort ein: psycho-physischer Parallelismus.

Das war denn für Fechner gleich ein Leib- und Lebenswort, — wenn es auch, wohlverstanden, selber noch gar keine Naturphilosophie enthält, sondern bloß eine schärfere Wortfassung für jene Grundthesen der erfahrungsgemäßen Naturforschung.

Das einmal erledigt, ging aber Fechner mit einem eigenen Gedankengang weiter ins Feld, der zunächst, schien es, mit dem ganzen Streit über Materialismus oder Nichtmaterialismus wenig oder gar nichts zu thun hatte.

Er warf die Frage auf: wo beobachten wir in der Natur denn überhaupt eine seelische Parallele zum Physischen?

Diese Frage berührte zunächst nicht die Philosophie, sondern anscheinend abermals bloß die nackte Sachforschung.

Der Naturforscher der Zeit antwortete durchweg: zunächst im Menschen. Dann in den höheren Tieren ziemlich sicher noch; wir reden skrupellos von einer Seele des Hundes, wenn auch der Theologe hier schon nicht mehr mit will. Undeutlich dagegen schon beim niederen Tier; die Seele der Auster ist schon eine Sache, wo auch der Forscher schwankt. So gut wie nichts bekannt ist über ein Seelenleben bei Pflanzen. Gänzlich ausgeschlossen endlich erscheint eine seelische Parallele zu anorganischen Stoffen, Krystallen, Elementen, Gestirnen; wer hier von Geist reden wollte, verfiele noch unter die dogmatische Theologie hinab in den Fetisch- und Schamanenglauben der Neger.

So die exakte Antwort der Zeit. Sie wurde damals gegeben und wird mindestens von den Pflanzen an abwärts heute noch von der überwiegenden Menge der exakten Naturforscher genau so gegeben. Die ungeheuere Masse des Kosmos erscheint als reine Entwickelung der physikalischen Linie, vom chaotischen Nebelfleck des Orion bis zu dieser dicken Erdkugel. Erst auf dieser Erdkugel bewegen sich eine beschränkte Anzahl, im Verhältnis zu der kolossalen Kugel bazillenhaft kleiner Wesen — Menschen und

Tiere — bei denen eine seelische Parallele auftaucht. Und auch bei diesen taucht sie in jedem einzelnen Individuum nur auf für die kurze Zeit seiner Lebensdauer zwischen Zeugung und Tod. Im Tode sinkt auch jeder Tier- und Menschenkörper rein wieder in die physische Natur ab, seine Elemente werden hier wieder eingezogen in die Kette einseitig mechanischer Vorgänge; die seelische Parallele dagegen ist dann verschwunden.

Fechner untersuchte friedlich die eigentliche Thatsachenbegründung dieser exakten Antwort.

Er fand, daß ihre Exaktheit in den wichtigsten Punkten nur indirekt auf wirklicher Beobachtung beruht, — vielmehr auf gewissen Schlüssen.

Thatsächlich hat jeder von uns echte, unmittelbare Beobachtung nur von einer einzigen seelischen Parallele in der ganzen Welt, — nämlich von seiner eigenen. Bei allen unseren lebenden Mitmenschen schließen wir dagegen nur indirekt auf eine ebensolche Parallele.

Was wir sehen, hören, tasten, riechen von diesen Mitmenschen: alles ist nur Äußerung der körperlichen Parallele. Schallwellen, Lichtwellen kommen von dir zu mir herüber, — Mechanisches. Ich greife deine Hand, — Körper. Ich sehe dein Blut rinnen, sehe bei einer Operation selbst auf dein zuckendes Gehirn, — aber alles Körper, immer nur Körper. Die seelische Parallele erlebe ich nur bei mir. Bei dir schließe ich auf ihre Existenz wegen gewisser Ähnlichkeiten des Körperlichen zwischen dir und mir, — das ist aber alles. Weitere Beweise als diesen Schluß giebt's nicht.

Nun ist es aber um solche Analogieschlüsse ein eigenes Ding. Ist man erst auf sie angewiesen, so gewinnt das rein philosophische Denken viel mehr Spielraum als vor wirklich exaktem Beobachtungsmaterial.

Die Frage nach der Existenz seelischer Parallelen in der Welt spitzte sich für Fechner zu der Frage zu, wie weit

man im einzelnen jenen Schluß, jene Analogie von uns auf andere treiben wollte.

Bei den höheren Tieren gab das körperlich greifbare Nervensystem einen Anhalt. Bei den niederen wurde das problematisch, bei den Pflanzen ganz beweislos. Trotzdem verknüpfte ein unverkennbares Band alle diese Wesen stufenweise nach unten miteinander gerade in ihrem Körperbau. Nirgends körperlich ein Riß, ein absolutes „Anders". Die Organe lösten sich allmählich auf in eine allgemeine Körpermasse, die sie aber offenbar ersetzte. Vom niedrigsten Lebewesen ging dann diese körperliche Seite lückenlos, wie es schien, auch ins Anorganische über.

Eben gerade, da Fechner sich eindachte, wich auf der ganzen Linie der Forschung die Annahme einer besonderen „Lebenskraft" sichtlich zurück. Alle körperlichen Vorgänge auch der Tiere und Pflanzen unterlagen nur denselben Naturgesetzen, die in Physik und Chemie gewonnen wurden. Das neue Gesetz von der Erhaltung der Energie waltete auch im Eichbaum wie in der Koralle, im Hund wie im Menschen. Wirklich spann sich, wenn das Körperliche rein maßgebend sein sollte, die prägnanteste Ähnlichkeit vom Menschen bis zum fernsten Nebelfleck durch das ganze All. Nicht nur Ähnlichkeit, — eine innerlichste Gleichheit geradezu. Der Mensch fiel körperlich zu Boden nach demselben Gesetz der Schwere, das den Sirius und seinen Bruderstern viele Billionen Meilen von unserer Sonne in der Schwebe hält.

Und hier schon dämmerte Fechner, dem Grübelnden, das größte Leitmotiv seines Lebens auf, — das naturphilosophisch entscheidende.

Er warf die ganz simple, ganz nüchterne, ganz unmystische, untheologische, nicht einmal vom Gemüt irgendwie beeinflußte Sachfrage auf: — welcher Grund liegt eigentlich vor, die seelische Parallele nicht für die g a n z e, im Naturgesetz einheitlich verknüpfte Körperlichkeit anzunehmen?

Fünfzig Jahre lang hat Fechner diese Frage immer wieder gestellt, ohne sich überzeugen zu können, daß jemand ihm ein stichhaltiges Gegenargument beibringen könne.

Weder Theologen, noch Philosophen, noch Naturphilosophen, noch Naturforscher schienen ihm auch nur den Schatten eines solchen zu liefern.

Jeder Fortschritt zur mechanischen Welteinheit, den die Naturforschung fand, erschien ihm als Wasser auf seine Mühle.

Der ganze Darwinismus war ihm nur ein neuer Beweis.

Je besser die materielle Rechnung stimmte, — desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß auch die geistige im ganzen stimme.

Es ist wichtig, sich klar zu halten, daß diese Fechnersche Verallgemeinerung des seelischen Analogieschlusses an und für sich noch nicht im Gegensatz steht zu jenem materialistischen Schluß, wonach die Seele ein Produkt des Materiellen ist. Man kann ihm streng materialistisch die Fassung geben, daß alles Materielle eben beständig Seele erzeugt. Jenes Dilemma, wie Bewegung Empfindung schaffen soll, bleibt ja darin. Aber wer sich mit dem, wie immer es sei, abfindet, der kann sich auch materialistisch in die Fechnersche Idee eindenken. Jedes materielle Geschehen erzeugt eben dann Psyche unter allen Umständen.

Thatsächlich kommen die entscheidenden Punkte, wo sich der Unterschied vom gewöhnlichen Materialismus zeigt, erst zum Vorschein in gewissen Folgerungen, die Fechner selbst allerdings sogleich mit Nachdruck zog.

Er schlug zunächst innerhalb des aufgestellten neuen Problems wieder einen individuellen Weg ein.

Gesetzt wir geben einmal zu, alles Physische in der Welt habe eine seelische Parallele. Dann ist folgende Meinung möglich als nächster Schluß. Alles Materielle, Physische in der Welt wird vom modernen Naturforscher ziemlich allgemein

gedacht unter dem Bilde einer ungeheueren, welterfüllenden Wolke einfachster Körperchen, der Atome. Körperchen oder auch (in mehr dynamistischer Theorie) bloß Kraftpunkte; das sei hier einerlei. Also erhielte jetzt jedes dieser Körperchen eine seelische Parallele. Wir kämen auf die „Atom-Seele".

Oberflächliche Urteiler, die Fechner nur nach Hörensagen abhandelten, haben gelegentlich immer einmal wieder Fechner als den modernen Vater der Atom-Seelen-Theorie hingestellt. In Wahrheit ist gerade er diesen Weg nicht gegangen. Die Theorie des beseelten Atoms ist mehrere Jahrzehnte später im Jahrhundert von Zöllner und, sehr ausführlich und anschaulich, besonders von Haeckel aufgestellt worden. Haeckel stand dabei Fechners naturphilosophischen Ideen vollkommen fern. Fechner, der es noch erlebte, hat im einzelnen sowohl gegen Zöllner wie gegen Haeckel polemisiert und seinen eigenen Weg scharf gegenübergestellt. Das ist auch einmal wieder wesentlich zur Kenntnis der Dinge.

Fechner ging auch für die weitere Betrachtung der seelisch-körperlichen Zusammenhänge vielmehr streng von dem aus, was dem ganzen Analogieschlusse zu Grunde lag: — vom Menschen.

Der Mensch lag zu Grunde, — nicht das Atom. Der Mensch, jeder einzelne für sich, ist das einzige sichere Beispiel einer psychophysischen Parallele. Von hier müssen wir zunächst schließen. Dieser Mensch ist aber sogleich auch für weiteres ein überaus lehrreiches Beispiel.

Sein Leib besteht aus einer ganzen Milchstraße von einzelnen Atomen. Keine höchste Ziffer reicht da. Schon sein Gehirn ist ein ganzes Weltsystem hinsichtlich der Zahl seiner Atome. Trotzdem: ein großes Wunder. Die seelische Parallele zu diesem ungeheueren Komplex erleben wir an uns selber nicht als eine ebensolche Milchstraße und Weltenwolke getrennter Atom-Seelen, sondern als Einheit, als unser Gesamt-Ich.

Dieses einheitliche „Ich" der Seelenparallele entspricht offenbar einer geradezu kolossalen, unfaßbaren körperlichen Vielheit.

Gerade in der Zeit, als Fechner seine ersten Ideen sich ausbildete, hatte man über diese Vielheit sogar noch etwas Neues gelernt.

Die Zellen-Theorie war aufgestellt worden.

Der ganze Körper mit Einschluß des Gehirns beim Menschen setzte sich, so erfuhr man jetzt, aus Milliarden kleiner, aber durchweg doch noch mikroskopisch recht gut sichtbarer organischer Körperchen zusammen: aus den sogenannten „Zellen". Später hat Virchow gelehrt, den ganzen Menschen regelrecht aufzufassen als einen „Zellen-Staat", einen echten körperlichen Sozialverband seiner Zellen. Das hat dann noch weiter Haeckel ausgebaut, der in der lichtvollsten Weise auch schon zeigte, daß, wer eine Atom-Seele annehme, auch noch weiterhin und schon ein Stück höher hinauf eine Zell-Seele annehmen müsse. Jedenfalls sind diese Zellen in noch weit höherem Grade direkt anschaulich zu machen als zusammensetzende Vielheit des Menschenkörpers als die selbst nur hypothetischen Atome.

Ob aber nun Atom-Seelen oder Zell-Seelen für sich existieren mögen, — auf keinen Fall kommt man auch so um die große Merkwürdigkeit, daß für uns als seelische Parallele zu der ganzen Körpervielheit schlechterdings nur wieder eine Einheit — unser seelisches Ich — erscheint.

Da wir nun kein anderes echtes Beispiel überhaupt haben für die Beziehungen der seelischen Parallele zur physischen, — — so entnahm Fechner dieser Thatsache seinen zweiten psychophysischen Fundamentalsatz: ein physisch Vielfältiges kann eine seelische Einheit als Parallele haben.

Und dieser Satz jetzt war für den Naturphilosophen von der kolossalsten, gar nicht zu überbietenden Wichtigkeit.

Nicht zu leugnen war: auch die „Vielheit Menschen-

körper" war physisch eine gewisse Einheit. Die Atome oder viel besser noch gesagt: die Zellen bildeten ein auch äußerlich recht wohl erkennbares System. Allerdings als Körperliches ein der Körperwelt angehöriges, mechanisch darstellbares System. Aber doch auch so eine gewisse höhere Einheit innerhalb des großen mechanischen Allgemeinbetriebes der Welt.

Diese Analogie war so auffällig, daß der Satz auf der Hand lag: die körperliche Vielheit, die eine seelisch einheitliche Parallele besitzt, giebt sich daran zu erkennen, daß sie auch körperlich ein bis zu gewissen Grenzen geschlossenes mechanisches System darstellt.

Oder umgekehrt: alle geschlossenen Systeme in der mechanischen Welt besitzen eine einheitliche seelische Parallele, — ein seelisches „Ich".

In diesem Augenblicke ist es in der Fechnerschen Weltanschauung, als gebe es einen großen Ruck. Schwarze Vorhänge flattern überall auseinander. Es wird plötzlich Tag.

Mein einzelner menschlicher Leib ist ein solches geschlossenes mechanisches System. Nicht absolut geschlossen, aber das ist (das Grundbeispiel meines Ich beweist es) offenbar auch nicht nötig. Jeder andere Menschenleib ist auch eines. Alle Tierleiber. Überhaupt jedes organische Individuum, einerlei welchen Grades. Aber auch die Erde ist ein solches System. Das Planetensystem ist eines. Das Fixsternsystem, zu dem unsere Sonne gehört. Das All mit seiner allgemeinen Naturgesetzlichkeit.

Diese Systeme umfassen einander. Die Erde die lebenden Wesen. Das Planetensystem die Erde mit den anderen Planeten und der Sonne. Unsere Fixsterninsel Millionen Sonnen. Endlich das All, der Kosmos alles für uns Denkbare.

Und dazu nun entsprechende seelische Einheiten als Parallelen!

Jedes System ein seelisches Ich. Diese seelischen Ichs gleichzeitig sich aber auch wieder umgreifend, nach oben zu ineinander hängend gleich den Körpersystemen. Bis der ganze Kosmos (mit seiner unendlichen Vielheit aller Systeme doch als „Kosmos" selber auch ein höchstes System) die All-Einheits-Parallele zeigt: — — die All-Seele, die aber genau nach dem Muster unserer Seele auch nicht in ungezählten Einzelparallelen der Untersysteme zerfließt, sondern als Ganzes erst recht wieder eine Einheit besitzt, — — das All-Ich.

Fechners Weg bis hierher hatte den Materialismus, wie gesagt, kaum gestreift. Jetzt lag die erste, größte Weltfolgerung des Materialismus für Fechners Auffassung zerschmettert am Boden.

Über die „Sinnlosigkeit" des All-Mechanismus erhob sich, gefolgert aus der Existenz gerade dieses All-Mechanismus, der All-Sinn in Gestalt der psychischen Parallele zum psychophysischen Weltprozeß, der All-Seele.

Aber wie stand es mit dem Menschen nun selbst?

Dem Materialismus hatte er den Ausgangspunkt zur vernichtenden Kritik des All-Sinns geliefert. Weil der Mensch Seifenblase war, galt das All als solche.

Fechner kam jetzt vom All-Sinn, den das Phänomen des menschlichen Ich geliefert, zum Menschen zurück. Und bei dieser Rückkehr fiel nun für Fechner auch das materialistische Menschen-Argument als solches dahin.

Zunächst fiel die leidige Isolierung der einzelnen menschlichen Seelen-Parallele. Es war nicht mehr so, daß hier eine Seele stand und dort eine, — und dazwischen bloß Mechanisches ohne Parallele und solches Mechanische in alle Weiten des Alls dann kalt und einsam hinaus. Die menschlichen Parallelen wurden umfaßt von höheren Systemeinheiten bis letzthin zur All-Seele, — sie schwammen darin genau so, wie der Menschenleib in der Gravitation etwa der Erde, Sonne, Zentralsonne u. s. w. schwimmt.

Lag zwischen Mensch und Mensch für diese beiden bloß eine scheinbar seelenlose Welt der mechanischen Luft- und Lichtschwingungen, — so mußte in der nächsten, höher umfassenden Seeleneinheit (der nächsten „Synechologie", wie Fechner gern sagt), deren mechanisches System nicht bloß die beiden Menschengehirne, sondern auch noch die Zwischenwellen in Luft und Lichtäther umfaßte, auch diese Verbindung „seelisch" sein. Die Öde zwischen Seele und Seele schwand. In immer höheren Einschlägen, höheren Melodieen erklang das All seelisch über uns hinaus, — unendliche Ketten immer kühner umeinandergeschachtelter mechanischer Systeme empfanden sich alle als Ich-Einheiten, durchlebten als Ich alle Dinge des Kosmos.

Dennoch. Wenn nun die Ich-Parallele des Menschen nach der kurzen Spanne des Lebens abriß, — war nicht doch alles beim Alten?

Das All mochte Sinn haben für sich, angenommen, daß sein Entwickelungsspiel unsterblich war. (Clausius hat selbst das später von der mechanischen Wärmetheorie aus bestritten.) Ich hatte jedenfalls keinen. Hing ich lebend in noch so viel Synechologieen wie in Mahomets sieben Himmeln, — ich starb eines Tages und der Sarg fiel in die Leere. Wo war die zeitliche Synechologie, die mich davor bewahrte?

Und mit Ruhe nimmt Fechner auch diesen Handschuh auf.

Ja, er hat ihn im öffentlichen Vortrag seiner Ideen von allen zuerst aufgenommen. In jenem kleinen „Büchlein vom Leben nach dem Tode", das schon 1836 erschienen ist.

Unser seelisches Ich während des Lebens ist die einheitliche Seelenparallele zu dem verwickelten System unseres vielzelligen materiellen Leibes. Gut.

Dieses Leibessystem zerbricht als solches im Tode. Damit ist seine einheitliche Ich-Parallele hin. Daran zweifelt Fechner nicht. „Die sind nun tot", sagt auch er mit Falstaff, „da hilft kein Beten." Es giebt auch für Fechner keine

Seele, die sich jetzt „schwinget", während der Leib auf dem Kanapee bleibt. Eisern wie die Urgesetze der Welt ist auch der psychophysische Prozeß, — unerbittlich.

Aber Fechner macht eine Abschweifung.

Denken wir uns ein Kind im Mutterleibe. Tod und Geburt, wie oft sind die miteinander verglichen worden. Im Mutterleibe entsteht jenes verwickelte mechanische System, das wir im Leben als Körper gebrauchen. Entsteht auf Grund tiefer Bildungsnotwendigkeiten. Eines Tages tritt das Kind ans Licht der Welt. Sein Körpersystem ist da und funktioniert. Und alsbald, genau entsprechend, funktioniert auch seine psychische Parallele. Immer mit Ich-Einheit, obwohl mit den Jahren, entsprechend den Wandlungen des Apparats, recht verschieden in allem übrigen. Kinderseele erst, Jünglingsseele dann, Mannesseele, endlich Greisenseele. Aber immer eins langsam auf dem früheren aufgebaut, ohne Bruch des Ich.

Nun kommt der Tod. Da liegt der Mechanismus, starr wie eine nicht mehr aufgezogene Uhr. Giebt es nun gar kein an das bisher bestehende System anschließendes materielles System mehr außer dieser Leiche?

Fechner sagt: es giebt ganz zweifellos noch eines.

Wie das Kind im Mutterleibe langsam einen Leib als System entwickelte, — so hat der Mensch in seiner ganzen weiteren Lebensdauer thatsächlich auch einen materiellen Leib entwickelt: seine Wirkungen.

Sie strahlten beständig von seinem engeren System aus, alle mit individueller Marke ins Weite entsandt, ein ungeheueres höheres System, das der Lebende wellenschlagend um sich her erzeugen mußte im Banne der in ihm mächtigen Naturgesetze. Bei jedem ist es verschieden. Wer es am letzten Tage in einem wunderbaren Hohlspiegel finge, der erhielte die ganze Individualität, und noch unendlich bereichert sogar, zurück.

Alle diese Wirkungen liegen genau wie der Leib selbst in dieser Welt, im Materiellen, Mechanischen, — aber sie liegen darin mit der unabänderlich ewigen Marke auch dieses individuellen Systems, von dem sie ausgingen. Nun nimmt der Tod den Ausgangspunkt fort. Bleibt nun plötzlich nichts übrig?

Thatsächlich bleibt auch über den Tod hinaus dieses ganze weitere mechanische Individualsystem.

Alle materiellen Wirkungen, alle Kraftwirkungen, die von dem verstorbenen Individuum einst im Leben ausgingen, nur von ihm ausgehen konnten und bis in alle fernsten Weltenräume und Weltenzeiten ewig seine individuelle Farbe tragen werden, sind ja noch da, — gleich den Lichtwellen eines Sternes, der, selbst heute längst erloschen, doch noch sein ausgestrahltes Licht in unendliche Räume weitertreibt und fernsten Augen nach Myriaden von Jahren immer noch als „Stern" erscheint.

Ein System, ein materielles System: — da muß aber auch wieder nach Fechners Grundsatz eine psychische Parallele sein, ein seelisches Ich.

Wie, wenn gerade der Todesmoment der fertige Geburtsmoment dieses höheren Systems und seiner Parallele wäre? Wenn der Mensch stürbe, weil sein größerer, weiterer Leib fertig geworden ist, — wie er einst geboren wurde, weil sein Kindesleib fertig war?

Der Tod wäre so bloß ein Entwickelungsmoment.

Kein Zweifel aber, daß, falls da eine glatte, sich genau ablösende Entwickelungslinie liegt, auch die nächste Seelen-Parallele dieses „Thatenleibes" oder „Wirkungsleibes" keinen Riß gegen die nächste des Zellenleibes empfände, sondern aus ihr hervorginge wie die Seele des Greises aus der des Mannes und die aus der Kinderseele.

Der Tod wäre in gewissem Sinne ein Jungbrunnen, der den Greis überböte, wie das Kind, das atmet und die Augen aufschlägt, den ausgelebten Embyro.

Man sieht deutlich: wie Fechners „Weltseele“ durchaus nicht im gewöhnlichen pantheistischen Sinne individualitätslos gedacht ist, sondern als höchste psychische Ich-Parallele des umfassendsten mechanischen Systems das absolut höchste Individuum darstellt, — so ist auch diese Fechnersche Unsterblichkeitslehre ganz und gar nicht gleich mit dem bloß symbolischen Begriff eines Fortlebens des Einzelmenschen in seinen Wirkungen.

Diese Wirkungen bilden selber wieder den Leib eines anschließenden „Ich“ über den Tod hinaus. Ihre Seelenparallele erlebt weitere Entwickelungen, die wir allerdings objektiv bloß in weiteren Schicksalen der Wirkungen projiziert sehen. Schmerzliche jedenfalls und freudige. Im ganzen denkt sich Fechner den Prozeß als letzthin läuternden. Wie ja die fortschreitende Gesamtentwickelung der materiellen Welt alle bösen Wirkungen mehr und mehr paralysiert, alle guten fördert und mitnimmt.

Diese Entwickelung der Welt zu immer Besserem war übrigens selber wieder eine neue Folgerung. Ehe wir aber dahin mitgehen — ausgesprochen hat sich Fechner erst viel, viel später wissenschaftlich scharf darüber — machen wir beim Biographischen jetzt zwangsweise Halt.

Fechners eigene psychophysische Erdenwallfahrt nötigt zu einer seltsamsten Station.

Das Büchlein vom „Leben nach dem Tode“ war als erste Frucht der großen inneren Ideenentwickelung in die Welt gegangen, — ein paar Aphorismen einstweilen, die für Uneingeweihte allerdings heute noch in dieser Form Hieroglyphen sind. Alles schien im glänzendsten Aufgang. Eine neue Naturphilosophie trotz, — nein, mit Biot. Da trat eine furchtbare Krisis in des Meisters Leben ein.

Fechner hatte sich jetzt eine ganze Reihe von Jahren hindurch in einer heldenmütigen, aber zugleich auch tief beklagenswerten Weise überarbeitet. Zuletzt wuchs ihm das über den Kopf.

Die Heirat, so glücklich Fechners Ehe war, schuf größere Sorgen. Die Professur, scheinbar eine materielle Rettung, forderte doch auch ganz besondere, eine ganze Menschenkraft allein erschöpfende Arbeitsleistung. In einer unglücklichen Stunde wirtschaftlicher Verlegenheit hatte sich Fechner nun auch noch zugleich mit ihr die Redaktion eines jener hoffnungslosen Riesenunternehmen aufgebürdet, die ein einzelner auch als Herkules nie bewältigen wird, wenn ihm nicht ein Stab bester Helfer zur Seite steht: eine Art Konversations-Lexikon, das „Hauslexikon" des Breitkopf-Härtelschen Verlages. Acht starke Bände sind davon erschienen; etwa ein Drittel des Textes wird Fechner selbst zugeschrieben; ein Bravourstück zugleich und ein halbes Todesurteil.

Dazu kamen die „eigenen Arbeiten". Fechner hat öfter geklagt, er habe keine mathematischen Anlagen. Man möchte es ihm glauben, wenn man an den ausgesprochen ästhetischen Zug seines Wesens denkt. Anderseits ist aber außer Zweifel, daß Fechner als Naturforscher gerade auf dem Gebiete der exakten Physik, wo mathematische Behandlung unerläßlich ist, unumstritten glänzend stets seinen Mann gestanden hat. So wird man jenes Selbstbekenntnis dahin umdeuten müssen, daß er auf mathematischem Gebiete immer noch mehr arbeiten, einen noch größeren Fleiß, eine strengere Selbstzucht anwenden mußte, als sonst für seine Forschungen nötig wurde. Das Genie ersetzte ihm hier nichts; jeder Wert mußte in reiner, harter Arbeit ausgezahlt werden.

Lag hier schon ein vermehrter Kraftverbrauch, so zeigte sich ein anderer in seinem Mangel an Mitteln für die äußeren Forderungen experimentellen Forschens.

Von früh an hat sich Fechner in einer bewunderns-würdigen Weise daran gewöhnt, mit dem schlichtesten Handwerkszeug im Praktischen zu arbeiten. Der Zug bedingt abermals eine Ähnlichkeit bei ihm mit Darwin. Es entsprang ein Teil glücklicher Unabhängigkeit daraus. Aber

wieder mehrte sich auch die Arbeit. Und schließlich erwuchs gerade von hier noch eine besondere Gefahr. Das billigste Experimentierobjekt für einen unbemittelten Gelehrten ist der eigene Körper. Zu seinem Unglück geriet Fechner im Gefolge optischer Untersuchungen („über subjektive Farben und Nachbilder im Auge" — an sich höchst wertvolle Untersuchungen) in eine Bahn von Experimenten, bei denen er seine eigenen Augen in einer Weise zum Versuchsobjekt machte, daß die schlimmsten Folgen unvermeidlich wurden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei schon vorhandener Überlastung und nervöser Überreizung des Gehirns gerade eine Mehrarbeit, die dem Auge auferlegt wird, die bedenklichste Steigerung ist, die alle Gehirnsymptome sofort auf die Spitze treibt.

Fechner erkrankte schwer.

Ein chronisches Nervenleiden lähmte nach und nach seine ganze Thätigkeit. Die Augen versagten plötzlich, in einer Weise, die nicht eine akute äußere Krankheit erkennen ließ, sondern auf eine furchtbare verheerende Störung im innersten Nervenapparat des Sehens deutete. Nicht eigentlich Blindheit, sondern nervöse Lichtscheu stellte sich ein, die jeden Lichtreiz zum quälenden Schmerz machte. Jahrelang saß der arme Kranke mit einer Maske im verdunkelten Zimmer. Und selbst das geschlossene Auge in der äußersten Finsternis marterte unablässig flackernder Lichtschein, — eine verzweifelte Form „subjektiven Sehens", die der Forscher nicht für sich geahnt, als er in emsiger Arbeit die farbigen Nachbilder im ermüdeten Auge zum Gegenstand wissenschaftlicher Studien gemacht hatte.

Dann entwickelte sich ein Magenleiden, das zu unmittelbarer Lebensgefahr wuchs.

Der Körper verweigerte jede Nahrungsaufnahme. Die Ärzte standen ratlos vor dem Problem eines Menschen, der inmitten aller Kunst und Pflege dem Hungertode entgegenging.

Als hier eine schwache Besserung wie durch ein Wunder im letzten Moment noch eingetreten, brach das Augenleiden wieder mit verstärkter Macht aus. Und zu allem körperlichen Martyrium kam endlich, lange befürchtet, die höchste Gefahr: die Anzeichen beginnenden geistigen Verfalls.

Es stellte sich „Gedankenzwang" ein. Mit einer beispiellosen Energie hat allerdings der Versinkende dagegen angekämpft. Spätere Aufzeichnungen des Genesenen, psychologische Dokumente ersten Ranges, geben einen Einblick in diese Kämpfe, wie er greller nicht gedacht werden kann. „Ein Hauptsymptom meiner Kopfschwäche", erzählt Fechner, „bestand darin, daß der Lauf meiner Gedanken sich meinem Willen entzog. Wenn ein Gegenstand mich nur einigermaßen tangierte, so fingen meine Gedanken an, sich fort und fort um denselben zu drehen, kehrten immer wieder dazu zurück, bohrten, wühlten sich gewissermaßen in mein Gehirn ein, so daß ich das deutliche Gefühl hatte, mein Geist sei rettungslos verloren, wenn ich mich nicht mit aller meiner Kraft entgegenstemmte. Es waren oft die unbedeutendsten Dinge, die mich auf solche Weise packten, und es kostete mich oft stunden-, ja tagelange Arbeit, dieselben aus den Gedanken zu bringen. Diese Arbeit, die ich fast ein Jahr lang den größeren Teil des Tages fortsetzte, war nun allerdings eine Art Unterhaltung, aber eine der peinvollsten, die sich denken läßt; indes ist sie nicht ohne Erfolg geblieben, und ich glaube der Beharrlichkeit, mit der ich sie getrieben, die Wiederherstellung meines geistigen Vermögens zu verdanken, oder wenigstens halte ich sie für eine Vorbedingung, ohne welche diese Wiederherstellung nicht hätte zustandekommen können."

In der Welt verbreitete sich die Nachricht, Fechner sei erblindet und geisteskrank.

Die offizielle Leipziger Physik-Professur wurde an Wilhelm Weber von den stellenlosen „Göttinger Sieben" vergeben, Fechner auf ein karges Wartegeld gestellt. Selbst den engsten

Freunden begann der einsame Kranke in seiner dunklen Zelle zu versinken; man gab ihn auf, man wunderte sich zu hören, daß er noch lebe. Das letzte Licht dieses trüb verblassenden Gelehrtenhauses, in dem eine Weile so glückliche Menschen gewohnt, schien nur noch in der unermüdlich treuen Frau und Pflegerin zu strahlen.

Der Höhepunkt der Tragödie fällt auf den Sommer 1843.

Dann, im Herbst, begannen auf einmal die körperlichen Leiden nachzulassen, rasch, unbegreiflich, wie sie einst aus dem geheimnisvollsten Innern des gequälten Organismus aufgestiegen waren.

Die Augen vertrugen plötzlich wieder Licht.

Der Geist allerdings zeigte sich für den ersten Moment noch so geschädigt, daß er selbst das erwachende Gefühl einer Genesungsmöglichkeit nur mit einer Krisis fast bedenklichster Art aufnahm. „Die so rasche günstige Umwandlung", so definiert wieder Fechner selbst später überzeugend klar seinen Zustand, „die in meinem physischen und psychischen Lebensprozeß eingetreten war, die Art, wie sie erfolgt war, versetzten mich im Laufe des Oktobers und teilweise Novembers in einen eigentümlichen, überspannten Seelenzustand, den ich vergeblich zu schildern versuchte, zumal mit dem Vorübergehen desselben auch die klare Erinnerung größtenteils verschwunden ist. Gewiß ist, daß ich damals glaubte, von Gott selbst zu außerordentlichen Dingen bestimmt und durch mein Leiden selbst dazu vorbereitet zu sein, daß ich mich im Besitze außerordentlicher physischer und psychischer Kräfte teils schon wähnte, teils auf dem Wege dazu zu sein glaubte, daß mir die ganze Welt in einem anderen Lichte erschien, als früher und als jetzt, die Rätsel der Welt sich zu offenbaren schienen, mein früheres Dasein geradezu erloschen und die jetzige Krisis eine neue Geburt zu sein schien. Offenbar war mein Zustand dem einer Seelenstörung nahe, doch hat sich allmählich alles ins Gleichgewicht gesetzt."

Im Jahre 1846 erschien zuerst wieder ein Werk von Fechners Hand: die kleine Studie „Über das höchste Gut", — eine philosophische Studie. Im Revolutionsjahre folgte „Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen". Nochmals drei Jahre später „Zend-Avesta oder Über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung", diesmal ein philosophisches Werk vom größten räumlichen Umfang, drei im Format kleine, aber dicke Bände.

In Kreisen, wo man Fechner bisher nur als Physiker von Fach und allenfalls noch als „Dr. Mises" gekannt, erschien der ganze Mann wie vertauscht.

Diese Bücher waren alles eher als streng wissenschaftliche Arbeit, obwohl sie zum Teil in wissenschaftliche Debatten eingriffen oder wenigstens einzugreifen behaupteten.

Es waren aber auch keine Mises-Schriften, keine Scherzbücher mit leicht zu durchschauender satirischer Absicht, wofür man diese Mises-Bücher (und auch noch das „Büchlein") allgemein gehalten hatte. In der Schablonenrede des Tages fand man nur den Ausdruck dafür, der eigentlich gerade der rechte war, dem es aber damals wie später nicht an bitterbösem Beigeschmack fehlte: — Naturphilosophie.

Man stand damals zwar noch nicht auf dem späteren karnevalistischen Standpunkte, der im Genie eine Form des Wahnsinns, eine pathologische Gehirnerscheinung sieht. Aber wohlwollende Urteiler fanden doch schon keine sinnreichere Erklärung, als daß Fechner, der Naturphilosoph, ein indirektes Produkt seiner schweren Krankheit im mehr oder minder pathologischen Sinne sei. „Dem rabbelt's, schoint's." Und man hatte ja im engeren Kreise wenigstens munkeln hören, daß es dem Doktor Mises in der Zwischenzeit einmal wirklich „gerabbelt" habe. Nachwehen also!

Die liebenswürdige Vermutung hat nur den einen Fehler, daß sie rein historisch sich nicht halten läßt.

Jenes „Büchlein vom Leben nach dem Tode" ist vom August 1835 aus Gastein datiert. Fechner ging ins Bad damals, weil sich erste Anzeichen von Übermüdung durch allzu intensive Arbeit gezeigt hatten. Von der eigentlichen Krankheit aber war zur Zeit noch keine Rede. Gleichwohl enthält dieses Büchlein bereits im Kern den ganzen Aufbau des philosophischen Systems auf psychophysischer Grundlage.

Und zum Überfluß hat Fechner selber sich auch noch klipp und klar zur Sache geäußert: er würde die Krankheit nicht überstanden haben, wenn ihn nicht gerade diese vorher gewonnenen Welt-Ideen darin getröstet hätten.

Als uralter Mann sagt er das, sechsunddreißig Jahre nach der Krisis. — „Der Materialismus, dem ich als Student der Medizin, wie heute noch fast jeder Student der Medizin, verfallen war, die Schellingsche Naturphilosophie, die mich zuerst mit einer ganzen Zeit darüber hinausführte, um freilich die Zeit nachmals nur um so tiefer darein zurücksinken zu lassen, konnten mir wohl fruchten, die Erkenntnis von Ungenügendem zu Genügenderem fortzuleiten; aber wie sie an sich selbst zuletzt das Denken unbefriedigt gelassen, hätten sie mir auch keine Frucht für das Leben getragen, als das Bedürfnis an dasselbe herantrat, eine Stütze, die kein Wissen um Nahes und Gegenwärtiges und kein Verlassen darauf bot, darüber hinaus zu suchen . . . . . Und wäre nicht der finstersten und scheinbar hoffnungslosesten Zeit meines Lebens der erste Anbruch der Tagesansicht in den Ideen des „Büchleins vom Leben nach dem Tode" schon vorausgegangen, ... so hätte ich jene Zeit nicht ausgehalten."

Diese schlichten Worte stellen aber nicht nur den geschichtlichen Sachverhalt einfach klar, sondern sie deuten auch die Linie an, wo die Krankheitszeit wirklich eingegriffen hat.

Der grübelnde Gedanke hatte im Laufe der dreißiger Jahre jene ganzen Staffeln zurückgelegt von den Grund-

thesen der modernen Naturforschung bis zur All-Seele und zur individuellen Unsterblichkeit im psychophysischen Sinne.

Jetzt setzte wirklich die Krankheit ein.

Lange, öde Jahre hindurch sah Fechner sich von jeder Möglichkeit abgeschnitten, seine äußeren wissenschaftlichen Forschungen weiter zu führen. Alles gleichsam konzentrierte sich auf sein Innenleben.

Was er vorher mit dem kühnen Mute des Naturforschers, der sein Denken allezeit sicher im Zügel hält, aber gerade deshalb sich auch etwas erlauben darf, ersonnen, was er als Mises bis ins Paradoxeste verfolgt mit dem sorglosen Sichgehenlassen des freien Logikers, — das mußte jetzt eine schwere Probe der Praxis bestehen.

Konnten solche Hypothesen wie die von der Welt-Seele, wie die von der künftigen Existenz des Individuums in der raffinierten Form, die ihnen der Skeptiker als letzte Möglichkeit gelassen, wirklich Trost geben im äußersten Zusammenbruch eines Menschenlebens?

Fechner war, als die Krankheit ihn verließ, als auch jene letzte Krisis von Größenwahn als pathologisches Moment überwunden und die ganze Kraft des Denkens unzweifelhaft wieder erworben war, vollkommen überzeugt, daß die Probe gelungen sei.

Wenn er jetzt mit seinen Ideen in rascher Folge, in sorgsamster Behandlung wie mit einer Lebensarbeit hervortritt und alle Welt auf einmal bloß noch hierfür zu interessieren sucht, so ist darin das ganz Veränderte seiner inneren Auffassung gezeichnet.

Es handelt sich ihm nicht mehr bloß um Hypothesen, sondern um Ideen, die der Menschheit Trost geben können.

Die Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts brauchte nicht nur Forschung, nicht nur nackte wissenschaftliche Thatsachen.

Sie brauchte eine Stimmungsfarbe zu alledem: sie brauchte O p t i m i s m u s.

Das ist der flammende Grundgedanke, der fortan Fechners Bücher beseelt. Nicht aus einfachen Erkenntnisgründen suchte er seiner Seelenhypothese Bahn zu brechen. Sie war ihm jetzt nur ein Glied in der optimistischen Gesamtauffassung der Dinge, die ihm als eine einfache Forderung des praktischen Lebensbedürfnisses über alle anderen Fragen hoch emporragte.

In den Tagen der marterndsten eigenen Seelenqual war ihm endgültig der Stimmungswert aufgegangen, der seine Lehre vom Materialismus schied. Von gleichem Boden aus erwachsend, kamen sie doch zu den größten Gegensätzen für das Gemütsleben. An jener subtilen Scheide, ob der psychophysische Parallelismus auf ein paar Gehirne beschränkt bleibe oder allen Systemen in der mechanischen Welt zukomme, — auf dieser winzigen logischen Messersschneide trennten sich in der That Welten. Hier eine Denkrichtung, die schonungslos in den Pessimismus schleuderte. Und hier Fechnerischer Aufstieg zum Optimismus.

Und sollte die Menschheit jenes subtile Brücklein nicht allgemein finden können? Sollte es so unmöglich sein, diese paar schlichten Grundlinien durchzudrücken im allgemeinen Denken, um den Preis, daß eine lichte, freudige, optimistische Ansicht, eine wahre „Tagesansicht“ an die Stelle der hoffnungslosen materialistischen Nachtansicht trete?

Als Grübler war Fechner in die Krankheit eingetreten. Als Apostel ging er aus ihr hervor.

Das feinste, reichste, liebenswürdigste Buch, das im ersten Morgenrotzauber dieser thatfreudigen Genesungsstimmung entstanden ist, ist „Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen“.

Noch heute ist es Fechners harmonischstes, anschaulichstes Buch.

Populär kann man auch hier nicht sagen.

Es ist ein schweres Gedankenwerk unter einer graziösen Hülle. Nach einigen Seiten fällt die bunte Hülle ab und

man muß im reinen Gedanken weiter, wenn man kann, — für andere ist's nicht.

Das Buch hat stofflich eine Stimmungsursache. Dem Blinden, dem das Auge jahrelang bloß ein Folterwerkzeug gewesen, hatte sich jäh die Welt wieder geöffnet mit all ihrem Farbenzauber. Stundenlang, so wird erzählt, saß er wie in traumverlorener Seligkeit vor einem bunt gestickten Kissen, einem prangenden Georginenbeet. Einen Hymnus auf die Farben hätte er schreiben mögen. Aber die Farbe führte auf die Blüte. Das Märchen einer Hyacinthenblüte lockte. Aber Märchen ...? Er hatte mehr in die Hyacinthe hineinzulegen als Märchen. Das Hyacinthen-Märchen wuchs ihm unter der Hand aus einer Stimmungssache zur ersten Apostelschrift seiner neuen Lehre, seiner Tagesansicht selbst.

Das Beispiel war ein vorzügliches. Die Pflanze war thatsächlich das Grenzobjekt für die gewöhnliche, alte Annahme von seelischen Parallelen in der Welt. Der Mensch zeigte solche Parallele unbestritten. Beim Tiere gab die exakte Forschung sie oben bestimmt, unten wenigstens noch vermutungsweise zu. Bei der Pflanze begann zum erstenmal das ganz strittige Gebiet.

Immerhin war aber auch da noch Grenzboden. Die Pflanze war unbestritten noch ein lebendiges Wesen. Es ließ sich immer auch noch eine streng naturwissenschaftliche Richtung finden, die wenigstens damit liebäugelte, alles Lebendige in Bausch und Bogen mit Empfindung, mit Seele im weitesten Sinne zu denken.

In der Zeit seither ist unter dem Einfluß der Darwinschen, besonders aber der Haeckelschen Richtung nach dieser Seite sogar ein steter Fortschritt zu verzeichnen.

Heute, wo wir die Pflanzen ihrem Ursprunge nach von einzelligen Urwesen parallel zu den Tieren herleiten, — von diesen Urwesen aber wissen, daß sie Empfindungserscheinungen von durch und durch seelischem Anschein äußern, — heute

sind wir eher geneigt, zu grübeln, warum die Pflanzenzellen ihre seelischen Äußerungen so stark wieder eingestellt und beschränkt haben, als die „Pflanzen-Seele“ selbst zu leugnen. Haeckel schreibt in seinem Buche über die „Welträtsel“ den Pflanzen ohne weiteres ein „psychophysisches“ Verhalten zu (Seite 183 der vierten Auflage von 1900), ohne daß er etwa von Fechners Ideen dabei ausginge; er glaubt daran als empirische Thatsache so gut wie bei Tieren und Menschen.

Fechner selbst gruppiert nun in seinem Buche auch alle Sachgründe nach dieser Seite, so weit sie damals schon sichtbar waren, äußerst geschickt. Der Leser wird so schon vom alten Boden her gleichsam präpariert, alles zuzugeben. Dann aber kommt der allgemeine Beweis im Sinne, wie er oben angeführt ist. Auch wenn wir gar keine unmittelbaren Sachgründe für die Pflanzen-Seele hätten, müßten wir auf sie schließen, da die Pflanzen geschlossene Systeme nach der mechanischen Seite sind.

Auch wer von Fechners Spekulation gar nichts hält, wird zugeben müssen, daß die juristische Dialektik der Beweisführung eine glänzende ist. Eine Fülle von Exkursen zur Technik wissenschaftlichen Schließens und zur Methodologie der Forschung überhaupt wird er in ihrem Werte achten müssen, auch wenn er die ganze Sache, um die es sich handelt, so radikal ablehnt, wie nur möglich. Erst die so viel spätere „Psychophysik“ hat die Fachgenossen allgemein zu jener Anerkennung gezwungen, daß Fechner zu den grundlegenden Führern in der Methode wissenschaftlichen Schließens gehört, — ein Ruhm, der ihm heute sicher ist. Wer sich aber die Mühe giebt, bis zu „Nanna“ zurückzublättern, findet diesen ganzen Fechner thatsächlich auch hier schon, — bloß daß das Terrain die Zeitgenossen abgeschreckt hat.

In „Nanna“ rechnete Fechner schon scharf mit der Zellen-Theorie. Er war sich schon ausgesprochen des Ein-

wurfs bewußt, der später öfter gegen ihn wie ein nachträglicher erhoben worden ist: daß die Pflanze wohl eine Psyche in jeder einzelnen Zelle haben könne, daß aber die Gesamtpflanze nur eine lose Zell-Genossenschaft sei, der man doch nicht etwa eine „Genossenschafts-Seele" zuschreiben könne. Gerade solche Genossenschafts-, solche Staats-Seele war ja aber, was Fechner ausdrücklich suchte, — als Analogie zu dem einheitlichen Ich-Bewußtsein des Menschen, dem doch körperlich ebenfalls eine Genossenschaft von Milliarden Gehirnzellen entsprach. Erst Jahre später haben Vogt und (viel klarer) Haeckel im Tierreich jene wundersamen Quallenstaaten (Siphonophoren) beschrieben, bei denen nicht nur einzelne Zellen, sondern hunderte ganzer vielzelliger Quallenindividuen ein neues, höheres Individuum bilden, eine „Staatsqualle", und das mit derartig sichtbaren Gemeinschaftshandlungen, daß der Begriff einer Genossenschafts-Seele, einer Staats-Seele hier nicht naturphilosophisch, sondern ganz real zoologisch diskutabel geworden, ja vielfach anstandslos wie etwas Selbstverständliches von exaktesten Sachforschern anerkannt worden ist. Ich will nicht verfehlen hinzuzusetzen, daß überhaupt Haeckels lichtvolle Individualitätenlehre sich in höchst merkwürdiger Weise mit Fechnerschen Ideen berührt, — nicht bloß hier allein. Schon Eduard von Hartmann hat das mit großem Recht vor Jahren betont. Fechner selbst hat aber meines Wissens nie dazu Stellung genommen. Mag sein, daß er, wie so viele, Haeckels wahres Lebensbuch, die „Generelle Morphologie" von 1866, gar nicht in die Hand bekommen hat. Als er sich zum Darwinismus äußerte, scheint er nur die „Natürliche Schöpfungsgeschichte" gelesen zu haben, in der jene Lehre naturgemäß hinter dem eigentlich darwinistischen Material zurücktritt.

Auf „Nanna" folgte „Zend-Avesta."

Zu diesem Buche ist von allen Werken Fechners am schwierigsten Stellung zu nehmen.

Er selbst hielt es für sein naturphilosophisches Hauptwerk. Und das ist es auch in Umfang und Anlage. Es rechnet mit einem Leser, der „Nanna" als ersten Vorstoß kennt und nun weiter mitzugehen beschlossen hat. Im Kern dann auch hier zwei klarste Linien.

Zuerst der große Sprung mit der seelischen Parallele bis ins Anorganische. Es wird das schärfste Muster eines geschlossenen anorganischen Körpersystems vorgenommen: der Planet. Die ganze Erde. Im Sinne der Theorie muß auch sie eine psychische Einheit als Parallele haben: den Erdgeist. Das Beispiel ist logisch in der Linie der Grundidee, aber von einer furchtbaren, schwindelnden Kühnheit zugleich.

Und doch muß es für Fechner gewagt werden. Denn nur so gewinnt er das Sprungbrett für seine entscheidendsten Ideen, — die die Nachtansicht des Materialismus endlich aus den Angeln heben.

Die Idee, daß auch ein so rein anorganischer, mechanischer, „toter" Komplex von Dingen, wie es die nachgelassenen Wirkungen eines Verstorbenen sind, psychophysisch den Träger einer seelischen Einheit darstellen könne, die als Fortsetzung unserer bewußten menschlichen Individualität gelten könne.

Und daneben für jene andere Idee von immerhin auch größter Tragweite: — daß der kolossale Mechanismus des ganzen Alls, Lebendes und Totes alles in einem, Menschen, Planeten, Sonnen, Nebelflecke eine Gesamt-Parallele mit Seeleneinheit haben könne: die All-Seele.

So weit der Versuch gemacht wird, auch diese verwegensten Dinge dialektisch klar darzustellen und durch Analogieschlüsse wahrscheinlich zu machen, — so weit ist auch „Zend-Avesta" ein glanzvolles, ein echt Fechnerisch geistsprudelndes Buch. Etwa die Hälfte der drei Bände zählt rund hierher. „Zend-Avesta" enthält sogar stellenweise direkt wissenschaftliche Exkurse von höchstem Wert, — wie denn der

ganze Grundgedanke der vielgefeierten späteren wissenschaftlichen „Psychophysik“ Fechners hier schon klar gegeben ist.

Auf der anderen Seite mischen sich aber in dieses Werk Faktoren, die ich in gewissem Sinne als unberechenbar bezeichnen möchte. Persönliche Imponderabilien, muß ich für meinen Geschmack sagen. Zum erstenmal wirklich aufdringlich taucht hier in einer ernsten philosophischen Denkarbeit Fechners jene Identifizierung auf, die ich oben schon einmal gestreift habe. Seine seelische All-Parallele erscheint ihm als die endgültige Eroberung des uralt-heiligen Begriffes „Gott“ vom naturwissenschaftlichen Boden aus. Und das bringt ihn in eine Art von Taumel.

Alle Gefühle seiner Jugend, endlos lange zurückgedämmt, brechen die Schleusen, freigegeben vom logischen Gedanken. Heim zu Gott! Er darf heim zu Gott! Das ganze Glücksgefühl, überhaupt eine optimistische Weltanschauung zurückerrungen zu haben, mischt sich hinein. Ich meine, es mischen sich, wenn schon gedämpft, doch auch pathologische Rückstände hier noch mit ein, eine Fieberhitze, die kein späteres Werk Fechners auch nur annähernd mehr so verrät. Auch später war der alternde, ruhige Denker nicht verlegen um das Wort „Gott“. Er meinte in der Thal, zu ihm wieder einen Sinn gefunden zu haben. Aber so kommt das in „Zend-Avesta“ nicht. Hier bricht eine Sturzwelle los. Hymnen, die poetisch sein müßten, Verse sein müßten, um zu wirken. Zu der Prosa der Beweise, der feinen philosophischen Dialektik bilden sie mißliche Längen, stehen ungelenk, fallen aus Stil und Stimmung, obwohl sie ganz Stimmung sein möchten. Und alles im Zeichen des mißverständlichsten der Worte: — „Gott“.

Ich denke mir, diese Partieen haben dem Buche geschadet und haben Fechner im ganzen geschadet. Das Jahrhundert wollte schon an die logischen Schlüsse seiner Art nicht heran. Diese Ekstase, die doch nur Stimmungswert

aus der Seele des Schließenden selber uferlos über den Leser goß, stieß es vollends zurück. Novalis hätte das wohl wirklich in Versen gegeben. Auch Fechner hat in seinem Leben einzelne nicht sehr künstlerisch bedeutende, aber doch wenigstens tiefe Verse gemacht; immerhin lag seine Stärke nicht auf dieser Seite. „Hymnen der Nacht" in Prosa schreiben konnte er auf keinen Fall.

So hat „Zend-Avesta" einen Januskopf.

Der alternde Fechner, hinter dem das Buch wieder bergetief lag, gab rund zu, es sei zu weitschweifig. Die Ideen aber hielt er aufrecht; es sei eben doch sein Hauptbuch, meinte er, trotz alledem. Und das schwerste Geschütz seiner Beweisführung steckt auch darin, das ist sicher. Man muß nur diesmal zwischen Ranken danach suchen, mit einem Stoßseufzer nach der Schere.

Doch wie das nun sei — heraus waren die neuen Ideen jetzt. Wer sich die Mühe gab, der Logik zu folgen und über gewisse Fallschlingenworte, wie „Gott", nicht zu stolpern, der konnte in die „Tagesansicht" hinein.

Fechner selbst glaubte an eine große Anregung.

Und die Antwort war — wir stehen in der Mitte rund des Jahrhunderts — ein großes Schweigen.

Planeten-Geister, Pflanzen-Seelen, All-Seele, psychophysische Parallele über den Tod hinaus, — „dem rabbelt's, schoint's."

Dabei ist es im wesentlichen geblieben bis auf diesen Tag, — bis auf die Symptome, von denen ich ausgegangen bin.

Besonders der „Erdgeist", der doch nur ein Beispiel im ganzen System war, wurde hier und da Zielscheibe des direkten Spottes. Fechner sei bis auf die alten Astralgeister der Araber zurückgesunken und zu Keplers spaßhaftem „Erdentier". Schleiden, der Begründer der Zellen-Theorie, vermöbelte die „Pflanzen-Seele" als Gipfel unwissenschaftlicher

Denkweise. Fechner antwortete zwar sofort mit einer witzigen Schrift im Mises-Stile. Man merkt, wie gern er antwortete. Noch ein paar solcher Angriffe mit Repliken, dachte er, und die Sache ist durch fruchtbare Debatte in Fluß. Aber selbst das sollte sich nicht erfüllen.

Man hat das Gefühl, daß sich niemand überhaupt mehr die Mühe gab zu widerlegen. Die Bücher wurden mit einer kalten Unerbittlichkeit totgeschwiegen. Schon die junge Generation der sechziger Jahre kannte sie gar nicht mehr. „Nanna" spukte noch etwan als hübscher Titel herum. Bis in der Komödie der Dinge sogar dieses Wort durch Zolas „Nana" fatal abgelöst wurde.

In einem gewissen berechtigten Sinne könnte eine Studie über Fechner den Naturphilosophen hier einfach schließen, — in den fünfziger Jahren und ohne Rücksicht auf die ganze zweite Jahrhunderthälfte.

Es gehört aber zu den Wunderfügungen dieses Lebens, daß es selber nochmals fast vierzig Jahre weiterdauern und nunmehr gerade den höchsten Triumph noch erringen sollte, den die naturphilosophische Abschwenkung inmitten solcher Skepsis der Zeit scheinbar für immer verwehrt hatte, — den Ruhm der entscheidendsten fachwissenschaftlichen Meisterthat.

Das muß wenigstens biographisch noch knapp berührt werden.

Für Fechner selbst war das Schicksal seiner herzenswärmsten Bücher, die er als kaum Genesender hinausgesandt, damit sie alle Welt so eilig wie möglich mit dem Heilmittel, das ihm geholfen, versorgen möchten, zwar nicht belanglos, aber es raubte ihm an seinen Überzeugungen selbst auch nicht ein Titelchen. Wenn die Menschen jetzt seinen Trost nicht brauchten, so hatte er eben auf Reserve gearbeitet. Sie würden schon kommen. Einstweilen hatte er Zeit, am Unterbau selbst herumzufeilen.

Die „Langeweile" regte sich.

Mochte die Welt ihn einen verlorenen Sohn der Forschung, einen „Naturphilosophen" schelten. Was die furchtbare Geisteslähmung der Krankheitstage nicht hatte zu stande bringen können, das sollte die Mißgunst der Welt jetzt gewiß nicht leisten: ihn daran zu hindern, über alle seine freie Spekulation weg in die strengste Wissenschaft zurückzukehren, — wenn auch fortan wesentlich nur an solche Punkte dieser Wissenschaft, die eben jener Spekulation zum Ausgangspunkt dienten.

Und das Unerwartetste geschah wirklich.

In dem Jahrzehnt nach „Zend-Avesta" hat Fechner gerade auf unbestritten wissenschaftlichem Gebiete den höchsten Triumph seines ganzen Lebens gefeiert.

Lange vorbereitet erschienen mit dem Anfang der sechziger Jahre seine „Elemente der Psychophysik".

Das große, zweibändige Werk, zu dem Fechner später in Ermangelung einer zweiten Auflage noch zwei Bände Nachträge und Revisionen gefügt hat, gehört zu den Klassikern naturwissenschaftlicher Sachforschung im neunzehnten Jahrhundert, und es gehört dazu nach dem Urteil gerade der Leute, denen Fechners Naturphilosophie nicht höher steht als ein kleiner Champagnerrausch, den sich ein großer Physiker einmal auf ein Stündchen der Laune angetrunken hatte.

Der Titel weist ja freilich auf den alten Grundpunkt, von dem der ganze frühere Flug seinen Ausgang genommen. Aber wenn der Naturphilosoph von seinem ersten Beispiel, dem lebenden Menschenhirn mit seinem psychophysischen Parallelismus, aus zur Pflanzen-Seele, Planeten-Seele, All-Seele und Ewigkeits-Seele flog, — so bleibt er diesmal hübsch daheim. Im Gehirn selber siedelt er sich bescheiden an. Hier versucht er durch feinste Experimente im ganz Realen der Dinge dem alten Begriff des Psychophysischen ein schärferes Gesicht zu geben. In das Arabeskenwerk der „Parallele" sucht er einzudringen mit Messen und Zählen.

Und ihm glückt dabei, wie immer nun die Resultate im einzelnen schon sein mögen, der Forschung wirklich, wie ich sagte, ein ganz neues Gebiet zu erschließen: die Experimental-Psychologie.

Und diesmal staunte die Welt.

Dieser unheimliche Leipziger Professor war doch mit dem „Rabbeln" allein nicht abzuthun. Das war ja Grundarbeit der exaktesten Forschung.

Faust, der in der Walpurgisnacht mit nackten Hexen und Dryaden geschwärmt, war im Alter praktischer Baumeister geworden und hatte dem Meere des Unbekannten ein prächtiges Stück Land abgetrotzt.

Dem alten Weisen über seiner Kaffeetasse im Leipziger Rosenthal saß freilich auch bei diesen ganzen Bänden der Mises-Teufel fidel im Nacken.

Was war das alles, was er da gab, in jeder Zeile anderes, als eigentlich doch nur das erste, grundlegende Kapitel seiner Lebenslehre! Allerdings dieses Kapitel in einem Umfang der Begründung, daß ein Menschenleben kaum reichte für diesen ersten Teil. Aber jedes Fäserchen geladen mit dem ganzen philosophischen Zündstoff. Ein leisester schwacher Moment, und der skeptische Experimental-Psychologe, der hier ruhig als auf meerbefreitem Lande Posten gefaßt für seine Ziffern und Instrumente, flog dahin in die blaue Welt der Dryaden, Oreaden und sonstigen Fechnerisch-naturphilosophischen Hexen, genau so, wie Faustus in jungen Jahren selber dahin geflogen war.

Der Alte lachte sich ins Fäustchen, ob es denn nicht endlich einer merke. Aber es merkte es wirklich niemand.

Jede Zeit hat ihre Mimikry, auf die sie hereinfällt. Der Naturphilosoph im Gewande der Experimental-Psychologie passierte frei und erhielt einen Ehrenplatz in demselben Saal, aus dem man ihn vorher in Nacht und Nebel wie einen unsauberen Gast abgestoßen.

Baut nur ruhig hier weiter, — so hab ich euch schon ganz und gar, meinte Fechner.

Selbst mitgearbeitet an jenem fachwissenschaftlichen Weiterbau hat er in der Folge noch an zwei fest umschriebenen Stellen.

Zunächst fesselte ihn der seit Anfang der sechziger Jahre rapid aufblühende Darwinismus.

Die Idee einer naturgesetzlichen Weltentwickelung war ihm an und für sich vollkommen sympathisch. Er sah auch, einmal durch Darwin und Haeckel auf die einschlägigen Thatsachen aufmerksam gemacht, keinen Grund, die Pflanzen- und Tierwelt bis zum Menschen herauf von dieser Entwickelung auszunehmen.

Was er für sein Teil bloß nach Kräften durchzudrücken versuchte, das war eine optimistische Auffassung auch dieser Entwickelung im Gegensatz zur pessimistischen.

Der Wunsch wurde ihm durch eine zweite Zeitströmung noch verstärkt, die von einem gewissen Punkte aber merkwürdigerweise dem Darwinismus im neunzehnten Jahrhundert parallel läuft und in einzelnen Vertretern geradezu mit ihm verschwimmt: der ausgesprochen pessimistischen Bewegung, die zuerst an Schopenhauer und dann noch viel nachdrücklicher an Eduard von Hartmann sich anschloß. Hartmann insbesondere hat Fechner zu einer Art Generalrevision seines ganzen optimistischen Rüstzeugs veranlaßt.

Die Entwickelungslehre erschien ihm, richtig verstanden, als eine neue Waffe gegen den Pessimismus. Aber auf das „richtig verstanden" kam dann ein Nachdruck. So schien ihm der Gebrauch dieser Waffe doch erst noch ein Feilen und Aufputzen nötig zu machen. Dieses Feilen hat ihm selber aber wieder den Vorwurf zugezogen, als sei er ein Gegner des Darwinismus und schließlich haben ihn gerade pessimistische Darwinisten dazu gestempelt.

Entwickelung ist ja, wer will das anfechten, ein durch

und durch pessimistisches Wort, sobald man jenen Seifenblasen-Begriff unterschiebt, wie er oben gekennzeichnet ist.

Ist die Welt im ganzen eine sinnlose Seifenblase, so ist auch alles, was zeitweise in ihr als „Entwickelung" erscheint, bloß der Weg eines in sich sinnlosen Schnörkels.

Optimistisch dagegen kann die Entwickelung nur gefaßt werden als ein allgemeines „Empor".

Die Linie dieses „Empor" sah nun Fechner an sich noch keineswegs bedroht durch irgend welchen weiteren Nachweis reiner Naturgesetze der Entwickelung im Darwinistischen Sinne, — im Gegenteil.

Das Naturgesetzliche war ja eben das Weltprinzip, in dem der „Sinn" der Welt steckte.

Gerade bei dieser Gelegenheit hat Fechner sein Verhältnis zur Teleologie noch einmal vollkommen klar dargelegt. Die Zuchtwahllehre machte scheinbar einen Angriff auf jede Teleologie. In Wahrheit berührte sie nur die alte, allerdings besonders in der christlichen Philosophie gehätschelte Teleologie, die noch besondere Zweckprinzipien neben den Naturgesetzen annahm. Nicht aber Fechners Teleologie.

Sie konnte, wenn sonst die Sachbeweise stimmten und die Zuchtwahl-Theorie wirklich der einzige Ausdruck des naturgesetzlichen Weges zur Entwickelung war (Fechner erlaubte sich da noch separat einige Zweifel), rein theoretisch auch vollkommen mit der Zuchtwahl gehen und doch ihren Charakter wahren.

Fechners Teleologie nimmt ja als sachliche Grundlage stets und nur die naturgesetzliche Auseinanderfolge der Dinge an, sei sie im Wege nun, wie sie sei. Das Kausalprinzip, sagt er, unterscheidet sich vom teleologischen Prinzip in seinem Sinne nur dadurch, daß bei ersterem der Nachdruck auf dem Grunde, bei letzterem auf dem Ziel derselben gesetzlichen Auseinanderfolge liegt.

Immerhin glaubte aber Fechner über dieses Ziel rein

aus der Auseinanderfolge selbst, so weit sie in der Natur empirisch uns vor Augen steht, doch schon gewisse Schlüsse ziehen zu können und zwar im Gegensatz zum pessimistischen Flügel des Darwinismus wesentlich optimistische.

In allem, was wir direkt von Psyche kennen, finden wir den Drang nach Glückseligkeit, nach „Lust".

In allem, was wir mechanische Welt nennen, was als Ergebnis der ewig waltenden Naturgesetze uns im sichtbaren All vor Augen steht, zeigt sich gleichermaßen ein unablässiges Hinneigen zu oder, rein kausal gesprochen, Resultieren von annähernd harmonischen Verhältnissen. Wir brauchen nur an unser Planetensystem im Sinne eines geschichtlichen Entwickelungsproduktes zu denken, um das schärfste Beispiel zu sehen. Sollte da nicht wieder einmal die Parallele sichtbar werden? Hier Drang nach Lust, dort Naturgesetze, deren Resultat mechanische Harmonien sind. Freilich muß der Gedanke noch erweitert werden, wenn er auf die wahre Welt passen soll. Die mechanischen Harmonien, die wir kennen, sind alle nicht absolut. Wären sie es, so gäbe es keine Entwickelung mehr. Die Entwickelung bedingt, daß immer wieder kleinere Harmonien zeitweise zerbrechen, um in höhere sich einzuordnen.

Denken wir uns, ein stärkerer Fixstern als unsere Sonne nahte unserem so schön harmonischen Planetensystem. Der erste Erfolg wäre Disharmonie bei uns, Disharmonie, die vielleicht in langen Zeiträumen zu furchtbaren Katastrophen führte. Aber allmählich müßte doch im Banne der Gravitation und Schwungkraft wiederum eine Ordnung eintreten, und zwar eine höhere, da das neue Zentrum gewaltiger wäre, ein Plus in das frühere brächte. Also wäre mechanische Zerstörung nur der Weg zu höherer mechanischer Harmonie.

Aber findet nicht auch das eine geradezu aufdringliche Analogie im Gebiet der psychischen Lust- und Unlustgefühle? Der Weg von Lust zu gesteigerter Lust geht durch den Schmerz.

Im Kunstwerk weiß jeder, wie die Dissonanz ein Mittel zur höheren Wirkung des Reinen, Gelösten, Lustvollen wird. Im Leben sprechen tausend Erfahrungen dafür, daß es ebenso ist, sobald man nur den rechten hohen Standpunkt dazu findet.

Und wenn nun, in Fechners Sinne, allem Mechanischen ein Psychisches entspricht? Ist nicht dann der mechanische Weltprozeß, der durch tausend und abertausend scheinbare Zerstörungen doch immerfort zu höheren, größeren Harmonien führt, ein Beweis, daß, ob auch unter tausend und abertausend Schmerzen, doch auch die Weltpsyche sich zu immer erweiterten, immer intensiveren Glückszuständen aufwärts kämpft? So wäre der Optimismus eingefügt in das große Naturschauspiel mechanischer Entwickelung, wie es gerade die moderne Darwinistische Naturforschung so imposant vor uns aufgebaut hat.

Solche und ähnliche Gedankengänge zeigen ungefähr die Linie, in der Fechner weiter wollte.

Die engere Begründung seines mechanischen Weltentwickelungsgesetzes in seinen leider ganz aphoristischen Studien über „Tendenz zur Stabilität“ ist bis heute weder von anderen klar aufgegriffen, noch ausgebaut worden. Bei längerem Leben wäre er wahrscheinlich gerade der Mann gewesen, um physikalisch sowohl wie logisch den ganzen Entwickelungsbegriff überhaupt erst einmal in seinen Grundlagen ordentlich zu klären. Er war aber schon zu alt, als diese Probleme ihn zu fesseln begannen, und fühlte sich selbst den mathematischen, astronomischen und biologischen Vorarbeiten nicht mehr gewachsen. So liegt hier ein unerfülltes Testament für die Folge, das eine systematische Behandlung auch ohne Eingehen auf Fechners übrige Naturphilosophie zuläßt. Wer wird es aufgreifen?

Waren aber nun diese Entwickelungsstudien mehr von außen, durch eine Zeitströmung, angeregt, so wuchs eine zweite Arbeit ihm ganz aus der „Psychophysik“ im Innerlichsten

heraus, ja sie bildete eigentlich nur einen weiteren Teil zu dieser. Allerdings einmal wieder den überraschendsten.

Aus der experimentellen Psychologie als Ganzem zog Fechner plötzlich als Unterkapitel die experimentelle Ästhetik.

Eine „Vorschule der Ästhetik" nannte er das Buch, das er gab, mit Bedacht.

Es war das Werk eines Fünfundsiebzigjährigen. Die furchtbare Krisis der vierziger Jahre schien dieses wunderbare Denkergehirn so gestählt zu haben, daß es jetzt bis übers biblische Alter hinaus ohne jede leiseste Schwächung arbeitete.

In keinem zweiten Buche Fechners offenbart sich so der innere Reichtum seiner Natur. Hatte das eigene ästhetische Schaffen es auch nicht über ein paar mäßige Anläufe gebracht, so kam jetzt doch wieder die ganze Novalis-Seite in ihm wenigstens für die ästhetische Kennerschaft heraus. An seinen Schätzen werden sich noch Generationen nähren.

Aber seltsames Verhängnis! Auch dieses tiefe, gewaltige Alterswerk des unermüdlich strebenden Faustus vom Rosenthal wurde so gründlich mißverstanden wie nur irgend eines seiner früheren Werke. Mißverstanden bloß jetzt vom genau umgekehrten Standpunkte her.

Seit Fechner die „Elemente der Psychophysik" geschrieben — es lagen schon wieder sechzehn Jahre dazwischen — herrschte sein Ruf als Meister des „Exakten" geradezu aufdringlich. Die naturphilosophischen Sachen waren jetzt absolut vergessene Jugendträume. In Laienkreisen und selbst in Philosophenkreisen galt Fechner als der Mann, der der Seelenfrage mit winzigen, kniffeligen Experimentchen und allerlei subtiler, schwer verständlicher Mathematik eng und enger auf den Leib rückte.

Er, so dachte man sich ihn, saß in seiner Klause, umtastete und umdeutelte die feinste Grenze des Psychischen und Physischen, suchte sich mit dem Maßstock einzuwühlen in die „Seele", konstruierte auf gewissen Intensitäten des psycho-

physischen Prozesses eine „Bewußtseinschwelle" und spann dabei dieses Bewußtsein in ein solches raffiniertes Netz kleiner, aber zäher Gesetze ein, daß es schließlich über seiner angesetzten Schwelle herauftanzen mußte nach dem Willen des Meisters, wie das Zucken des Froschschenkels in Voltas berühmtem Experiment.

Da man sich die exakte Naturforschung eine Zeitlang aber in weiten Kreisen überhaupt nicht mehr anders vorstellen konnte als stockmaterialistisch-vogtisch, so stand Fechner schließlich obenan als verwegenster Materialist in der Psychologie.

Und nun kommt dieser Mann eines Tages und vermißt sich, auch die ganze Ästhetik von unten zu reformieren.

Er geht statt von der Idee des Schönen, vom Natur- und Kunstschönen, vom Erhabenen, von all den großen Goldbegriffen der ästhetischen Oberwelt auch hier vom Schlichtesten, Winzigsten, sozusagen wirklich vom zuckenden Froschschenkel aus. Bei Lust und Unlust setzt er ein, und nun läuft's auch hier in psychophysische Gesetze. Auch hier wird eine ästhetische Schwelle konstruiert. Dann giebt's da Prinzipien der ästhetischen Steigerung, der einheitlichen Verknüpfung des Mannigfaltigen, der Widerspruchslosigkeit, der Klarheit, der ästhetischen Assoziation und so weiter. Auch hier wird eine Experimental-Ästhetik gefordert und eingeleitet, die aber nicht mit dem Apollo von Belvedere oder der Sixtinischen Madonna experimentiert, sondern Statistik sucht, ob den Menschen ein Quadrat schlechter gefällt als ein mehr dem sogenannten mathematischen Verhältnis vom goldenen Schnitt angenähertes Rechteck, und ein Gesetz fordert, warum das so sein muß.

Apage Satanas, fort mit dem Seziermesser aus der Kunst! In stolzen Künstlerseelen bäumte sich etwas auf.

Unsere Werke, die aus der geheimsten Grundwurzel des Menschengeistes heraufströmen mit Siegergewalt, um der Menschheit eine strahlende Überwelt zu bauen: sie sollen auf ein paar banale Kitzelgesetze der Lust und Unlust zurückgehen!

Apage, hinaus mit dem trockenen Schwätzer, der uns die Fülle der Gesichte töten will.

So war Fechner auf dem Punkte, als Famulus Wagner verhöhnt zu werden. Hatte er sich darin dem Teufel der Naturphilosophie verschrieben.

Es ist wahr, die „Vorschule der Ästhetik" enthält nur eine vorsichtig beschränkte Anzahl naturphilosophischer Andeutungen. Die meinten ja, daß die Generation der siebziger Jahre sie gar nicht mehr vertragen konnte. Fechner war eben auch hier wieder der besonnene Mann, der ganz genau zwischen exakter Forschung und Philosophie unterschied. Dieses ästhetische Buch war bloß ein breit ausgeführter Abschnitt seiner „Psychophysik". Gab dieser also Material für exakte fachwissenschaftliche Untersuchungen. Die „Aperçus" hatten (darin hatte er wohl etwas gelernt) diesmal besonders scharfe Merkzeichen als solche, — weshalb sie jene Leser denn diesmal ganz unter den Tisch warfen. Der Schwerpunkt lag aber auf der Wissenschaft.

Und erst insofern diese Wissenschaft wieder unabhängig und im ganzen die Grundmauer auch der Naturphilosophie war, schloß sich der ganze Ring auch dort hinüber.

Tiefer als Fechner konnte im Grunde ja wirklich niemand die Kunst, das Ästhetische im Menschen fassen.

In jeder Faser lebte auch in ihm die flammende Novalis-Überzeugung vom Urwerte der Kunst. Aber Novalis war in Fechner auch hier durch die Physik des neunzehnten Jahrhunderts gewandelt.

Er, der „Gott" fassen gelernt hatte als eine psychophysische Formel der Wissenschaft, brauchte sich auch nicht zu bangen, wenn der hohe Glaube, der die Welt aus ihren Angeln hebt mit der Kunst, bescheiden sich für eine bestimmte Betrachtungsweise einspannen ließ in schlichte wissenschaftliche Gesetze der Lust und Unlust. Rührte doch „Lust" wieder an Seligkeit, — und mit dem Worte Seligkeit

öffneten sich alle Himmel fortschreitender Entwickelung. Mit Fechner gerade war wenigstens dem Versuch nach die ästhetische Kultur wieder an das Weltgeheimnis geknüpft, — an die Welterlösung.

Aber das sah damals nun kein Mensch. Und am Erfolge mag Fechner selber schließlich gemerkt haben, daß es, wenn überhaupt noch einmal, jetzt hohe Zeit sei, seine proteische Natur endgültig wieder zu bewähren und seinen eigenen einseitig „exakten" Ruhm nochmals zu durchkreuzen mit einer rein naturphilosophischen Arbeit. Einer Generalbeichte, die, mochte die Zeit sie jetzt erst recht nicht verstehen, doch die Einheit dieses Denkerlebens wenigstens in sich herstellte.

Fast dreißig Jahre waren seit „Zend-Avesta" vergangen. Da nimmt der fast Achtzigjährige noch einmal das Wort, um seine Weltanschauung der neuen Generation im ganzen darzulegen.

Es wurde diesmal ein kleines Buch, noch nicht dreihundert Seiten: „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht."

Sicherlich ist seine Lehre hier in ihrer abgeklärtesten Gestalt. Die monotonen Rhythmen der Zend-Avesta-Sprache brausen nicht mehr auf den Leser ein. Alles atmet den Frieden eines großen, sonnenreichen Lebensabends.

Ohne Naturphilosophie, so klingt es durch alle diese Seiten, geht es einfach nicht. Der Materialismus, der Neo-Kantianismus, der orthodoxe Glaube, der Skeptizismus des Ignorabimus, — nichts hat euch geholfen. Warum versucht ihr es nicht noch einmal mit mir, mit meiner Welthypothese, die nicht ein kleinstes Titelchen aufgiebt vom Naturerkennen, die alle ihre Kraft nimmt aus den eisernen Gesetzen des Materiellen in der Welt, — und die doch über die Öde der „Nachtansicht" hinausführt in den großen, hellen Tag eines weltfreudigen Optimismus? . . .

„Im Leipziger Rosenthal auf einer Bank in der Nähe des Schweizerhäuschens" setzt das Buch ein. Der einsame Gast schaut träumend in die prangende Sommerlandschaft hinaus, Blumen duften, Schmetterlinge wiegen sich, Vögel singen.

Und der Träumende sagt sich, daß nach gangbarer Ansicht dieses ganze herrliche Bild nur in ein paar seelischen Gehirnparallelen so leben soll. Alles dazwischen ist seelenlose Naturkraft. Die geht von Mensch zu Mensch, von Blume zu Blume, von Stern zu Stern, in die Ewigkeit des Alls. Und gegen diesen unermeßlichen kalten entseelten Mechanismus stehen nur wie verlorene Flämmchen diese paar seelischen Parallelen. Auch sie nur für kürzeste Frist, dann erlischt jedes im Tode selber in den seelenlosen Mechanismus hinein. Hier eine ungeheuere Weltennacht, in der für sich nichts leuchtet, sondern nur Bewegungen eilen — und hier die paar lichtempfindenden Pünktchen des Augenblicks.

Das ist die Nachtansicht. Ein ewig schwarzer Nachtring, der ein paar helle Punkte umgreift und beständig die Absterbenden erobert.

Und doch bilden diese Lichtpünktchen selber feste Parallelen zu ebenfalls mechanischen Vorgängen gleich denen im großen Ring. Warum soll nicht dieser ungeheuere Ring auch seine eigene Strahlenkrone über sich selber haben? Unsere Seele mit Seele umfassen, wie er als Grundmechanismus unsere kleinen Gehirnmechanismen umfaßt? Geistige Kugelschalen uns umfassend immer eine hinter der anderen bis in die äußerste Sternenferne, bis ins ganze All, genau so, wie uns mechanische Systeme umfassen in alle diese Fernen hinein? Und jede Seelenschale alles wieder in sich erlebend, genießend, die nächste geistige Sphäre alle unsere Parallelen mit umfassend, und so fort, bis zum Kosmos, der alles umgreift! Und jedes Flämmchen, das bei uns scheinbar erlischt, nur einmündend in solche weitere Sphäre, wie unsere körper-

lichen Wirkungen sich ja auch zu einem höheren mechanischen System über unseren zerfallenden Leib fort ausgebaut haben.

Das ist der erste Takt. Die Tagesansicht.

Nun sofort ein zweites Bild. Der alte Fechner und seine alte Frau im Buchenwalde bei Saßnitz auf Rügen. Sie sind nun so lange beisammen gewesen und werden sich nächstens durch die Altersgrenze menschlichen Lebens trennen müssen. Vierzig Jahre in der Nachfolge der Tagesansicht. Giebt diese Ansicht einem Menschenleben in Herz und Geist wirklich Trost? Ja, denn der ungeheuere Ring der Welt ist ja mit ihr auf einmal hell. Licht schwimmt im Licht. Der ganze Mensch, seelisch wie körperlich, denkend wie ästhetisch, hat den wahren Weltanschluß mit ihr wieder erreicht.

Diese ersten Abschnitte des Buches sind in der lyrischen Stimmung das Vollendetste, was Fechner je geschrieben hat. Auch wer die Philosohie nicht billigt, muß den Adel menschlicher Bekenntnisgröße spüren, der darüber liegt. Das ist Konzentration eines Menschenlebens.

Mir selbst hat eigentlich diese Stelle zuerst Lust gemacht, mich tiefer in Fechner einzulesen. Ich habe eine instinktive Abneigung gegen Bücher, von denen ich wittere, daß sie mich zu irgend etwas bekehren möchten. Sie liegen für mich in einer Geistesebene, auf die ich nicht gern eingehe. Um so größer ist meine Liebhaberei für Bekenntnisschriften. Ein neues Menschenleben ist immer eine ungeheuere Erfahrung, die man macht; eigentlich die größte von allen, die man machen kann.

Das Buch wahrt auch noch lange vortrefflich diesen Bekenntniston, bis es, von einer bestimmten Ecke, dem Schicksal aller Werke Fechners erliegt: sich in regellose Exkurse aufzulösen.

Noch einmal erscheint der ganze stufenweise Aufbau der Tagesphilosophie, klar in den Linien wie eine Stufenpyramide.

Die Synechologieen. Seelen als etwas Zusammengesetztes in ihrer mechanischen Grundlage. Der Analogieschluß, mit dem wir überhaupt auf fremde Seelen außer unserer eigenen kommen. Die Welt-Seele als psychische Parallele des naturgesetzlich geordneten Kosmos, die auch unsere Einzel-Seelen alle in sich trägt und umschließt wie der All-Mechanismus jede unserer Bewegungen. Die Pflanzen-Seele als erste bloß philosophisch erschlossene System-Seele. Die Planeten-Seele als erste rein anorganische System-Seele. Dann die psychophysische Unsterblichkeitslehre, nicht im Sinne, daß die Atom-Seelen des zerfallenen Körpersystems bloß übrig bleiben, sondern daß als physische Grundlage des Fortlebens das in alle Ewigkeit hinein individualisierte System der fortrollenden Wirkungen gedacht und dem dann eine an die frühere Körperpsyche anknüpfende einheitliche Wirkungspsyche psychophysisch zugeschrieben wird.

In allen wesentlichen Linien bleibt Fechner nach beinah vierzig Jahren dem alten Zend-Avesta-Bilde treu, — bloß der Name Tagesansicht kommt dort noch nicht vor.

Denke ich mich in das ganze System hinein, so will es mir sogar auffällig erscheinen, daß Fechner gewisse Fäden inzwischen n i c h t noch weiter ausgesponnen hatte.

Auch hier wieder springt er von der Pflanzen-Seele sogleich auf den Erdgeist und von da auf die All-Seele. Nur in dem beseelten System nachgelassener Wirkungen der Verstorbenen läßt er noch eine Art Zwischenreich zu, das aber doch mehr oder minder auch in den Erdparallelen hängt.

Mir will scheinen, — diese Dinge einmal für Fechner zugegeben, — es sollten sich da sogleich noch unendliche Denkmöglichkeiten mehr erheben.

Lasse ich die räumlichen Trennungen innerhalb des Systembegriffs als belanglos beiseite, — schließlich sind ja unsere Gehirnzellen auch räumlich getrennt und letzthin mindestens Atom von Atom, — so stellen sich mir systematische

Zusammenschlüsse wie Sand am Meer dicht um uns herum vor Augen.

Ein solches System ist jedes Volk, jede Rasse im engeren Sinne. Ein solches ist die Menschheit im ganzen. Volksgeist, Rassenseele, Geist einer Nation, Kulturgeist, endlich Menschheitsseele wären im erweiterten Fechner-Sinne nicht symbolische Worte, sondern Ausdruck echt psychophysischer Verhältnisse, — seelische Einheiten zu ungeheueren, vielköpfigen Systemen.

Wie oft ist die Analogie vom Zellenstaat auf den Gesellschaftsorganismus im letzten Drittel des Jahrhunderts versucht worden, — wie lebhaft treiben sich Worte wie Volksseele, Menschheitsseele, Rasseninstinkt, Völkerpsychologie, Klassengeist, Parteigeist und noch engeres in unserem Sprachgebrauch herum! Bloß daß wir, uns besinnend, immer das als Symbol bloß gesagt haben wollen, und es im vorsichtigeren Denken auch wirklich sofort wieder im Sinne unserer atomistisch zersplitternden Denkweise der Zeit in lauter Einzelköpfe auflösen.

Bei Fechner müßte das alles aber real gefaßt werden. Millionen Köpfe würden für sich psychische Parallelen haben wie einzelne Gehirnzellen, im ganzen würden sie aber als System wieder alle eine gemeinsame Einheitspsyche zur Parallele haben wie das ganze Gehirn jedes Einzelnen trotz der Millionen Zellen wieder ein einheitliches Ganz-Ich zeigt.

Die Ebenen solcher höheren Systeme würden unser Einzelgehirn in tausend beängstigend gedrängten Projektionen schneiden und das Ergebnis daraus erst wäre unseres gewöhnlichen Lebens wahrer Sinn.

Ja noch mehr. Die Grenze solcher Systembildung ließe sich nicht bei so relativ derben Dingen wie Volk oder Menschheit abschließen. Geheimnisvolle Wirkungssysteme, seelisch und materiell über tausend und tausend Gehirne in ungezählten Generationen ausgespannt, bildeten die großen Ideenkreise der Menschheit, Begriffe, wie Wahrheit, Freiheit, Menschenliebe, Recht, Forschung, Glaube, Weltanschauung. Und auch

das alles bekäme ein eigenes Innenleben in Gestalt einer seelischen Einheitsparallele.

Das Wörtchen Begriff taucht aber da überhaupt nicht ohne tiefsten Sinn in der Gedankenlinie auf.

In der That: alles begrifflich Zusammenfaßbare müßte des Charakters eines Systems und also einer psychischen Ganzparallele verdächtig sein.

Wir sehen ja für unser beobachtendes Auge nur immer wieder einzelne Löwen, um ein Beispiel zu nehmen. Dennoch faßt unser tieferes, vergleichendes Beobachten, das bestimmte Identitäten all dieser Einzellöwen zusammenbringt, den „Begriff" eines Löwen als Ganzes, einer zoologischen Art „Löwe" und eines verallgemeinerten Gebrauchswortes „der Löwe". In der Linie Fechners stießen wir nun auch dabei auf eine Realität, bloß eine höhere: — auf das System Löwe, dem „der Löwe" auch seelisch als Einheitsparallele entspräche.

Unser ganzes begriffliches Denken erwiese sich hier einfach als ein Organ, ein geheimes Sinnesorgan, das diese höheren Realitäten noch gewahrte, während das Auge, das nur Einzellöwen sieht, gerade davor versagte.

Das begriffliche Denken, von einer atomisierenden Weltauffassung gern als Gefahr, als ewige Fiktionsquelle vor dem ewig Einzelnen bezeichnet, erhielte so eine neue, ungeheuerste Rolle für die Welterkenntnis im allerrealsten Sinne, — eben als Sinnesorgan für höhere reale Einheiten.

Alles, was wir dabei bisher als Manipulation des menschlichen Geistes anzusehen pflegten, erschiene in Wahrheit draußen im Wirklichen, und unsere Begriffsbildung wäre richtiger gesagt eine „Anschauung", — bei der ja im einzelnen so viel menschlich subjektive Fehler unterlaufen möchten wie beim Sehen mit den Augen.

In einer zweifellos höchst interessanten Weise würde der psychophysische Gedanke hier, zwar von einer doch schlechterdings neuen Basis aus, die Meinung jener mittelalterlichen

Philosophen zu Recht erkennen, die für die Realität der gesamten Begriffsdinge eintraten und danach mit dem (später freilich so total umprojizierten) Worte „Realisten" bedacht wurden im Gegensatz zu den Nominalisten, die eben in alle dem nur ausschließlich menschliche Denkbilder, Symbole und Worte sahen.

Ich will noch hinzufügen, daß sich aus diesen „Begriffsseelen" noch wieder engere und vollends reale Folgerungen sogar darwinistisch ziehen ließen. Die Vererbungsthatsachen, die instinktiven Triebe der Tiere und anderes mehr ließen sich auf die in diesem Sinne ja kontinuierliche „Art-Seele" zurückführen, in deren äonenlangem Leben das Einzeltier nur wie in unserem Gehirn ein Einzelgedanke hinge.

Nun — und so weiter. Wer sich dem alten Faustus Fechner verschreiben wollte, der muß gewärtigen, daß er auch in diese ganzen Ketten logischer Folgerungen hineingezogen wird.

Ja ich habe es geradezu für meine Pflicht gehalten, dem Leser diesen Ausbau zu zeigen, damit er weiß, woran er ist.

Im übrigen geht Fechner selber, wie gesagt, nicht klar darauf ein. Er meint wohl gelegentlich in dem Buche, daß die Philosophie des Begriffs im neunzehnten Jahrhundert zu nichts geführt habe, weil sie zwar von einem Geiste der Menschheit geredet habe, ihn aber doch immer nur in den Maschen des Netzes und nicht als wahre Einheit gesucht habe. So habe auch die Völkerpsychologie sich mit all ihrer Psychologie nicht zur Idee eines einheitlichen, alles Einzelbewußtsein umfassenden Bewußtseins durchzukämpfen gewagt.

Aber in Wahrheit springt Fechner selber doch bei solcher Umfassung sogleich, wo nicht gar zum Allgeist, doch zum Erdgeist, der gerade nun unserem Denken selbst als Wort eine Art Gruseln weckt, während Volksgeist uns so geläufig wie die beliebteste Zeitungsphrase ist.

Es lief auch da etwas beinahe Tragisches für seinen

eigenen Erfolg mit unter, abgesehen von der logischen Lücke. Wenn er im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts alles Schwergewicht auf eine psychophysische Realisierung eines so vielgewälzten Wortes wie „Volksseele“ oder „Rassenseele“ oder selbst „Menschheitsgeist“ gelegt hätte, — es hätten ihm mindestens ein paar Leute mehr zugehört.

Aber Fausus ging seinen Weg, wie er nun einmal mußte, eine typische Gestalt „gegen den Strom“.

„Ein Vogel“, sagt er mit gutem Galgenhumor von sich, „entfloh dem Käfig, um sich einmal die Welt von oben anzusehen. Aber ein Vogel, der frei sein will, muß sich auch gefallen lassen, vogelfrei zu sein; man kümmert sich nicht um ihn oder schießt ihn herab. Im Käfig unter den Käfigen unten wäre er sicher geblieben und hätte keine andere Gefahr gelaufen, als von den Vögeln in den Nachbarkäfigen übersungen oder überschrieen zu werden, wie sie untereinander thun; gehörte er dann doch zur Gesellschaft.“

Giebt also das Buch von der Tagesansicht jenen möglichen Ausbau nicht mehr und damit nicht den höchsten möglichen Vogelflug (denn die Begriffe für Anschauung eines Realen erklären wäre im Sinne unserer Zeit schließlich doch noch weit kühner als die Proklamierung der Weltseele!) — so bringt es doch noch ein reichstes Maß anderer wertvoller Sachen.

Zu allen großen Welt- und Zeitfragen des Jahrhunderts wird noch einmal abschließend Stellung genommen. Zum Pessimismus, zum Materialismus, zum Determinismus, zum Unbewußten und zum Ding an sich, — endlich diesmal auch ganz klar zur Kirche, zur christlichen Orthodoxie.

Mit flammendem Worte tritt Fechner dafür ein, daß wir eine religiöse Erhebung des Menschen retten, mit dem Worte Religion wieder etwas verbinden müßten, und daß nicht Physik und Chemie allein dieses Wort ersetzen oder ausfüllen könnten.

Aber ganz klar steht auch zwischen allen Zeilen dieses Buches, daß es nur noch ein kindlicher Pietätszug des alten Faustus war, wenn er seinen Wein aus der Kelter der Psychophysik noch einmal versuchsweise in die alten Schläuche der hergebrachten christlich-dogmatischen Glaubensworte und Glaubensbegriffe füllen wollte.

Es finden sich Stellen dafür sogar deutlich genug in den Zeilen.

So, wenn es einmal von „Gott" heißt, daß das Wort in der Tagesauffassung nichts anderes ausdrücke als die Frage, ob „das ganze geistige Gebiet der Welt nach gleichem Prinzip in sich zusammenhängend und aufsteigend, nur in größerer Weite und höherer Aufsteigung, auf- und ausgebaut sei, als unser eigenes, und ob unser Geist selbst als untergeordnetes Glied in diesen Bau mit eingehe". „Die Tagesansicht", setzt Fechner hinzu, „muß überhaupt mit manchen hergebrachten Begriffen brechen, also muß sie auch mit manchem Wortgebrauche brechen; der hergebrachte Begriffsgebrauch für Gott ist aber nur die Folge der hergebrachten Nachtansicht."

Danach mag man denn ermessen, wie viel Zwang besteht, die vier Buchstaben des alten Wortes nicht überhaupt zu ersetzen durch die fünf des Wortes Natur im Sinne von Giordano Bruno und Wolfgang Goethe.

Da diese Namen aber gerade erklingen, ist die Frage immerhin eine interessante, wie Fechner selber sich zu dem großen Schlagworte Monismus gestellt habe, — also zu einer absolut einheitlichen Auffassung der Welt.

Sucht man diese Einheit bloß in der allgemeinen Gültigkeit der Naturgesetze oder, tiefer noch gesagt, der Naturlogik, die sich im Kausalitätsprinzip ausspricht, so ist Fechner schon von hier aus alle sechzig oder einige mehr Denkjahre seines Lebens ausgesprochener und konsequenter Monist gewesen. Immerhin hat es aber noch einen Sinn zu fragen, inwiefern

er gerade als Vertreter des psychophysischen Parallelismus Monist war.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Parallelismus des Geistigen und des Materiellen trotz aller Anerkennung des Kausalitätsprinzips dualistisch, als ein ewig Doppeltes, gedeutet werden kann.

Ist der arme Jan bei Gerhart Hauptmann, der am Wege liegt und philosophiert: „Ich bin getuppelt" der Weltenmensch, oder Angelus Silesius, der da singt, daß Gott ohne ihn „nicht ein Nu kann leben"? Giebt es nun doch zwei ewig getrennte Weltenuhren: das Geistige und das Materielle, auch im psychophysischen All, — oder geht ihr Schlag für die rechte Sicht schließlich auch noch in eins?

Wir erinnern uns, daß Fechner die materialistische Grundhypothese links liegen ließ: das Psychische, ewig untrennbar verknüpft für unsere Erfahrung mit Materiellem, sei ein Erzeugnis, ein Produkt des Materiellen. (Gehirn erzeugt Gedanken, wie Niere Urin: Vogtscher Lehrsatz!) Diese Hypothese war nun auf alle Fälle in sich geschlossen monistisch: es gab nur Materielles und das Geistige war, trete es nun auf wo es wolle, nur innerhalb der Linie des Materiellen.

Fechner band (vorsichtig in Vorausschau des Du Bois-Reymondschen Einwurfs) den Kahn seiner Naturphilosophie lieber an den noch eine Schicht tiefer, aber erfahrungsgemäßer verankerten Satz an: zwischen Seelischem und Materiellem besteht ein Zusammenhang im Sinne einer Parallele, weiter wissen wir zunächst nichts. Das war erfahrungsgemäßer, — aber freilich ließ es selbst noch dualistische sowohl wie monistische Deutungen zu. Der Materialist konnte recht haben, also monistisch. Recht haben konnte aber auch einer, der das Materielle nur als eine Erfahrung innerhalb der Psyche faßte; also monistisch, aber, wie man das hergebracht philosophisch nennt, im idealistischen Sinne.

Endlich konnte aber auch recht haben noch der Dualist, der beide Gebiete zwar als ewig parallel, aber als sonst schlechterdings unvereinbare, total getrennte Welten auffaßte.

Es war ein Lieblingsgedanke Fechners, daß seine Tagesansicht, verankert im indifferenten Ursatze vom einfachen Parallelismus, wie sie war, sich in dieser Streitfrage überhaupt nicht zu entscheiden brauche.

Zugegeben, der Parallelismus bestand — so baute sich darauf das ganze System Fechners von unten nach oben auf ohne jede Zweifelfrage, wie es denn nun noch unter dem unten stehe. Unten mochte der Materialismus recht haben, — erst oben, wo er nachmals mit der Tagesansicht als Pessimismus zusammenstieß, gab es einen Konflikt. Unten mochte aber auch der Idealismus recht haben. Und vollends gar: unten mochte der Dualismus gegen beide sich ausspielen. Die Tagesansicht in Fechners Ausbau stand mit allen drei Punkten im Prinzip als solche aufrecht.

Fechner, der große Spekulationsphilosoph, — er hatte, man muß es sagen, in diesem Untergebiet überhaupt eine ausgesprochene Neigung, neutral zu bleiben. In diese innerste „Erkenntnistheorie" wollte er nie gern hinein. So wie die Fragen sich hierher zuspitzen, kehrte er den Empiriker heraus, ja in etwas den Skeptiker. Da läßt sich so viel beweisen! Gute Freunde konnte er in diesen Dingen zum Entsetzen bringen. Er bewies einem Idealisten jetzt stundenlang schlagend die Wahrscheinlichkeit des materialistischen Grundschlusses. Und eine Stunde darauf saß er im Rosenthal bei einer neuen Tasse Kaffee, die der alte, mit ihm ehrwürdig gealterte Kellner verabfolgt, und bewies schlagend einem Materialisten den idealistischen Schluß. Trat aber ein allzu eifriger Monist überhaupt auf, so geriet er jäh in das dritte Kreuzfeuer des plötzlich erwachten Dualisten Fechner, und im Moment, da ein anderer Dualist die Hetze schüren wollte, rannte er gegen ebenso felsenfeste Gründe des theoretischen Monisten.

Je nun, das alles geht im Kreuzfeuer des Rosenthal-Kaffees, aber vor dem stillen eigenen Schreibtisch und der alten Papierkorbkiste hatte es denn doch schließlich auch ein Ende.

Jenseits — und das ist hier zu betonen, — jenseits seiner eigentlichen Tagesansichtsbegründung hatte Fechner trotz allem auch hier seinen Standpunkt.

Es war eine innerste Notwendigkeit schließlich doch der Tagesansicht, daß ihm eine monistische Lösung mehr zusagen mußte, als eine dualistische. Der Mensch, der widerspruchslos an die Brust der All-Natur heimwollte — schließlich der Sinn doch der ganzen Tagesansicht — fand im Monismus erst den rechten Frieden.

Jede streng dualistische Fassung des psychophysischen Parallelismus führt auch in der reinen Forscherpraxis zu Gefahren, die klein anzufangen pflegen, sich aber nachher summieren. Der Forscher gewöhnt sich doch wieder, Leib und Seele als absolutes Zweierlei zu nehmen und nur zu leicht liegt ihm jäh wieder der Leib „auf dem Kanapee" und die „Seele schwinget sich", womit die ganze Tagesansicht fällt.

Fragte sich bloß, wie der Monismus deshalb zu fassen, wo er zu packen sei.

Und hier ist nun keinerlei Zweifel, daß Fechner bei all seiner zur Schau getragenen Abneigung gegen erkenntnistheoretische Stellungnahmen doch selbst konsequenter idealistischer Monist gewesen ist.

Nicht natürlich Idealist in dem alten schlechten Sinne, daß das Seelische nun als Willensakt in das Materielle eingreifen und Kraft aus nichts hervorzaubern könne. Sondern Idealist aus der viel tieferen Erkenntnis heraus, daß für unsere Erfahrung doch zuletzt der ganze in sich wohl zu trennende Parallelismus von Seelischem und Physischem eben als Erfahrung in unserer Seele nur vorhanden sei.

Die Welt ist meine Vorstellung. Erst innerhalb dieser Grundvorstellung sondere ich gewisse Erscheinungen als physisches Geschehen von den engeren subjektiven Seelenvorgängen ab. „In der Thal", sagt Fechner im zwanzigsten Kapitel der „Tagesansicht", „bekenne ich mich in letzter Instanz zu einem objektiven Idealismus; was nicht hindert, vielmehr die Nötigung bestehen läßt, eine körperliche Außenwelt und geistige Innenwelt insofern zu unterscheiden, als die erste durch den gesetzlichen Zusammenhang der Wahrnehmungen, die in eine Mehrheit der Einzelwesen fallen oder fallen können, letztere durch den Zusammenhang geistiger Bestimmungen, die schon in jedes Individuum für sich, respektive den allgemeinen Geist, fallen, charakterisierbar ist."

Aber auch nach und neben diesem eigenen Farbebekennen blieb Fechner ernst dabei, daß die „Tagesansicht" selbst an dieser tiefsten Ecke Freiheit für verschiedene Bekenntnisse lasse. Sie vertrug sich in diesem Punkte wirklich ganz glatt auch mit dem Materialismus, und sie geriet erst in Kampf mit ihm vor der pessimistischen Behauptung, daß die Welt eine sinnlose Seifenblase sei.

Noch zu einer, auch in den siebziger Jahren sehr lebhaften Zeitströmung hat Fechner in der „Tagesansicht" Stellung genommen: zum Spiritismus.

Viele Jahre hindurch war er einer der wenigen intimen Freunde Friedrich Zöllners gewesen. Ich setze als bekannt die Bahn Zöllners voraus: seinen prachtvollen Anstieg zu den steilsten Fragen menschlichen Denkens und Forschens, bis zu den Spekulationen über den vierdimensionalen Raum; seinen furchtbaren Absturz in der Achtung der großen Menge wissenschaftlicher Mitstreiter von dem Punkte an, da er diese Spekulationen stützen wollte durch das angebliche Ergebnis spiritistischer Sitzungen mit dem Medium Slade, — Sitzungen, deren wahrer Inhalt wohl nie mehr ganz aufgeklärt werden

wird; und endlich seinen zweifellos pathologischen Untergang in einer fieberhaft konfusen Polemik, die als solche jedenfalls gar keinen Wert mehr hat.

In dem großen Lärm um Zöllner wurde auch Fechner viel genannt. Man liest noch heute gelegentlich, daß er zu den Bekehrten des Spiritismus damals gehört habe. Die schlichte Wahrheit steht in der „Tagesansicht“ für jeden zu lesen, der dieses Buch überhaupt kennt; viele sind's ja nicht.

Fechner betont nichts, als daß er sich gewisse überlieferte spiritistische Phänomene nicht ohne weiteres zu deuten wisse. Was er bei Slade gesehen, sei allerdings nicht über das hinausgegangen, was auch ein Taschenspieler hätte vorgaukeln können. Und sein Schlußwort sei auf alle Fälle, daß die Tagesansicht diese Dinge ganz und gar nicht brauche. „Die Tagesansicht kann mit und ohne den Spiritismus bestehen; bestände aber doch lieber ohne, als mit demselben.“

Es hätte diesem und jenem gar zu gut in das Bild gepaßt, wenn der uralte Faustus am Ende gar noch selber Geisterbeschwörer geworden wäre. Aber seine Geister, wie man sie sonst nun werten mag, wohnten streng in der Psychophysik und polterten nicht vom Geistigen ins Physikalische mit plumpen Füßen hinein.

So war noch einmal alles gesagt. Mochten sich nun die Wirkungen der „Tagesansicht“ selber ihre Seele bauen.

Fechners Alter war ein überaus glückliches. Aber den Glauben an die siegende Zukunftskraft seiner größten und liebsten Ideen mußte er aus dem Innern schöpfen; äußere Erfolge erlebte er auch jetzt immer nur wieder in dem, was er selbst für kleine Arbeit am Fundament hielt. Es beirrte ihn nicht, obwohl es ihn schmerzte.

Für die „kleine Arbeit“ blieb er unermüdlich thätig bis zum letzten Tage; noch das allerletzte, was er geschrieben hat, ist von beinahe jugendlicher Frische.

Es war, als sollte an ihm selber deutlich werden, daß

auch die schwerste, schmerzenreichste Krisis, die quälendste Krankheit nur ein Durchgangsstadium sei zu einem Zustande höheren Glückes, vollkommenerer Harmonie. Sicher ist, daß er einer der Männer im neunzehnten Jahrhundert gewesen ist, die den Geistesgehalt ihrer Zeit ausgekostet haben bis zur Neige — und die doch versöhnt gestorben sind, mit dem Gefühl, das die alten Worte malen: „Ich habe die Welt überwunden."

Das Bild des Christophorus wandelt sich zu dem des Atlas. Er hatte die Weltkugel, rund und abgezirkelt, wie sie der Naturforscher sieht, über den Strom getragen. Als er vom Ufer wanderte, war sie lastend schwer. Aber über seinem Denkerhaupte war sie leicht geworden, leicht wie ein sonniger Traum, der über den Wassern spielt.

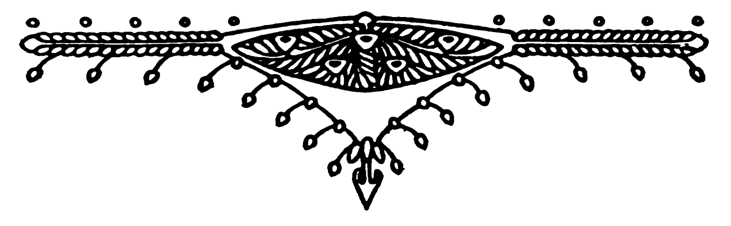
Wer auf das bewegte Meer des großen neunzehnten Jahrhunderts zurückblickt, den muß diese Gestalt des Philosophen aus dem Rosenthal fesseln wie kaum eine zweite darin.

Alles ist in ihr, was in dem vollendeten Wogenliede dieses Jahrhunderts Menschheit zusammenklingt: das grenzenlos, sternenweit vergrößerte Wissen — und die grenzenlose Sehnsucht, die zwischen all diesen Fixsternsonnen und Geschichtsäonen auf ihrer schwarzen Erde liegt und ringt: Was bin ich? Was bin ich, der ich auf diesen schimmernden Äonen heraufschwimme, wenn ich morgen hinabstürze in die ewig sternenlose Nacht der Vernichtung. Was sind diese strahlenden Lichtpunkte da oben am Firmament, wenn ich allein eine Seele habe, während durch diese Billionen Meilen des Raumes nichts rinnt als innerlich tote Kraft. Was bist du, mein Mitmensch, den ich liebe, der mein Nächster sein soll, — was bist du mir, wenn zwischen uns selbst die Grabeskälte, Grabesschwärze einer seelenlosen Körperwelt sich schiebt. Meine Lippe preßt sich im brennenden Kuß auf deine, — und zwischen Lipp' und Lippe liegt dieser ganze totschweigende Raum mit all seinen Milliarden toten-

starrer Sternenaugen, die nicht sehen können, die aus dem ewigen Nichts starren ins ewige Nichts ....

Wer diese Stunde des Ringens mit sich selber nicht in sich erlebt hat, der wird allerdings Fechner nicht begreifen können.

Ich meine aber, daß er auch das neunzehnte Jahrhundert nicht begreift, — dieses Jahrhundert, das Fechners individuelle Lösungen nicht anerkannte und das ihn doch als Gestalt aus sich hervorgehen ließ, — recht als wolle es beweisen, daß die ewige Schöpferkraft der Welt, die freie Samen über die Scholle streut, immer wieder sieghaft gewaltiger sei als alle Menschenweisheit der Stunde im engen Kämmerlein.



An meine Leser!

Der ersten Auflage dieses Buches habe ich die Bitte beigefügt, es möchten Leser, die durch eigene Entwickelung zu ähnlichen Anschauungen geführt worden sind, wie sie dieses Buch vertritt, mir ihre Adresse mitteilen. Ich habe eine große Zahl solcher Adressen erhalten, meist begleitet von ausführlichen Briefen. Indem ich den freundlichen Schreibern danke und für weitere Leser meine Bitte wiederhole, möchte ich zugleich betonen, daß es mir selbstverständlich nicht möglich ist, diese Briefe nochmals alle persönlich zu beantworten. Was die Leser mir zu sagen haben, interessiert mich in hohem Grade; was ich ihnen dagegen zu sagen habe, steht gedruckt in diesem Buche und in andern, die ich ebenso der Öffentlichkeit übergeben habe oder noch übergeben werde.

Friedrichshagen bei Berlin,
Kaiser-Straße

Wilhelm Bölsche




Stanford University Libraries
3 6105 002 443 849

